# Das eherne Herz

**Reden und Aufsätze**
**aus den Jahren 1941/42**
**von**
**Joseph Goebbels**



ZENTRAL VERLAG DER NSDAP. / FRANZ EHER NACHF., MÜNCHEN

**Inhalt**

# Das eherne Herz

**Vorwort**

Es war in den dunklen Tagen des Winters 1941/42. Schwer lastete auf allen Wissenden die Erkenntnis, daß nun die Stunde der Bewährung gekommen sei und damit die große Zerreißprobe für Mut, Kraft und Standhaftigkeit des deutschen Volkes.

Damals sprach Dr. Goebbels in der Neuen Aula der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin vor der Deutschen Akademie. Seine Rede war ein Appell zu gigantischer nationaler Kraftanstrengung. Durch die Macht seines Wortes, die Stärke seiner Argumente und die Logik seiner Beweisführung rüttelte er die Gemüter auch derer wieder auf, die zage und schwach zu werden drohten. So war es oft genug auch in der Kampfzeit gewesen, wenn nach schweren Nackenschlägen selbst den gläubigsten Nationalsozialisten der Mut zu sinken begann. Wie oft riß sie Dr. Goebbels auch damals in zündender Rede wieder empor zu neuem Glauben!

Diese Rede vor der Deutschen Akademie ist in die hier vorliegende Sammlung von Reden und Aufsätzen nicht mit aufgenommen worden. Sie faßte Gedanken zusammen, die auch in anderen Arbeiten und Veröffentlichungen bereits behandelt worden waren oder die in späteren Artikeln noch im einzelnen weiter ausgearbeitet wurden.

Der Leitgedanke aber, unter dem jene Rede stand, hat diesem Buch seinen Namen gegeben. Auf ein Wort des großen Preußenkönigs hatte sich Dr. Goebbels berufen: daß man sich in Sturm und Notzeiten "mit Eingeweiden aus Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen müsse, um alle Empfindsamkeit loszuwerden".



"Das eherne Herz" des deutschen Volkes, ihm galt alles, was Dr. Goebbels in diesen Jahren des Krieges gesagt und geschrieben hat; ein ehernes Herz, hart und kühn genug, um alle Stürme der Zeit zu bestehen, das war immer das Ziel seines ganzen Schaffens.

Nur einer, der das Volk wirklich kennt, kann eine solche Aufgabe meistern. Wer mit dem Volke sprechen will, muß selbst aus dem Volke kommen und selbst mitten im Volke stehen; sonst versteht es ihn nicht und hat kein Vertrauen zu ihm.

Dr. Goebbels hat sich diesen engen persönlichen Kontakt stets erhalten. Er weiß es immer wieder einzurichten, daß er heute mit Soldaten spricht, die direkt von der Front kommen, daß er sich morgen mit Bombengeschädigten unterhält, daß er sich übermorgen von der Frau eines Arbeiters erzählen läßt, welche Sorgen auf ihrem Tageslauf lasten. Unzählige direkte Kanäle gibt es zwischen ihm und dem Volk in all seinen Schichten und Ständen.

Manchmal geschieht es im Gespräch, daß jemand glaubt, auf dieses oder jenes hinweisen zu müssen. Erstaunt stellt er dann fast immer fest, daß Dr. Goebbels all das, was er ihm mitteilen wollte, bereits weiß und bis in die Details hinein kennt. Freilich kann auch er nicht alle Sorgen und Nöte, die der Krieg nun einmal unvermeidlich mit sich bringt und die oft schwer auf dem Leben und dem Alltag jedes einzelnen lasten, abnehmen oder mildern. Aber schon das ist sehr oft ein Trost und eine Beruhigung, daß "da oben" nicht eine Regierung in luftleerem Raum nichts von den Dingen weiß, sondern daß all die Sorgen des Mannes von der Straße auch ihre Sorgen sind, an denen sie nicht weniger hart trägt als er.

Manchmal hat es sich in den letzten Jahren ereignet, daß schwer wie ein Gewitter ein Thema in der Luft lag, das alle Gemüter bedrängte und bedrückte. Manche meinten, mit Raunen und Flüstern darüber reden, aber nichts sagen zu dürfen, und sie waren aufs höchste verwundert, wenn dann im nächsten Aufsatz

von Dr. Goebbels, immer haargenau zum richtigen Zeitpunkt, frank und frei zu den vermeintlich so heiklen Fragen Stellung genommen wurde. Mit einem Schlage waren dann die Zweifel behoben und der Kern der Dinge seiner furchterregenden Umhüllung entkleidet.

Das ist das Geheimnis, das so viele in der Propaganda von Dr. Goebbels suchen und wittern: daß er ehrlich vor das Volk hintritt, um in offener Aussprache alle Probleme des Tages zu besprechen, die jeweilige Lage im vollen Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit zu erörtern und die Folgerungen aus ihr vor aller Augen zu ziehen. Diese Art der Beweisführung hat immer die tiefstgreifende Wirkung, und ihr gegenüber gelten Geschrei und Phrasen des Feindes gar nichts.

Lüge und Lärm aber sind die Mittel, die den Kern der Nachrichten-Politik unserer Feinde in diesem Kriege ausmachen. Wie sollten sie es auch wagen, zu ihren Völkern zu sprechen, indem sie ihnen einfach die Wahrheit sagen! Oder wo auf der Seite unserer Gegner gäbe es einen verantwortlichen Staatsmann, der ebenso wie Dr. Goebbels vom ersten Tage des Krieges an mit seinem Volke offene Zwiesprache gehalten hätte? Wollte man die Reden und Aufsätze veröffentlichen, die irgendeiner der führenden Männer auf der anderen Seite seit Kriegsbeginn gehalten oder geschrieben hat, es würde nur ein wahrhaft peinliches, hohnvolles Bild rosenroter Illusionsmache und bittersten Selbstbetruges dabei herauskommen.

So einfallslos und armselig ist die Propaganda unserer Feinde, daß wir heute schon mit absoluter Sicherheit voraussagen können, wie und mit welchen Worten sie reagieren werden, wenn wir ihnen irgendeinen neuen Schlag versetzt haben. Sie finden selbst keinen Ausweg mehr aus dem Gewirr und Gestrüpp von Widersprüchen und Lügen, hinter dem sie sich zu decken suchten.

Aber es ist nicht nur die geistige Sterilität der feindlichen Pro-



paganda und nicht nur die Aussichtslosigkeit der Lage bei unseren Feinden: es gibt darüber hinaus bei ihnen wohl auch niemanden an führender und verantwortlicher Stelle, der das Maß von Mut aufbrächte, das dazu gehört, um Woche für Woche seine persönliche Ansicht zu den Dingen schriftlich zu fixieren. Welche Sicherheit der Prognosen, welche Klarheit der Beurteilung der politischen und militärischen Vorgänge und Möglichkeiten spricht aus der reinen Tatsache dieser Veröffentlichungen!

Es ist wirklich ein besonderes Vertrauensverhältnis, das in der offenen Behandlung aller aktuellen Tagesfragen in allwöchentlichen Artikeln seinen Ausdruck findet. Dr. Goebbels hat von jeher den Standpunkt vertreten, daß das deutsche Volk alles erfahren kann, daß es alles versteht und alles verträgt und daß man ihm deshalb auch nichts zu verheimlichen braucht, wenn man ihm die Dinge nur richtig erklärt. Ausschließlich die Rücksicht darauf, daß der Feind mithört, kann manchmal Grund dafür sein, daß dieser oder jener Vorgang nicht oder doch nicht gleich in aller Öffentlichkeit erörtert wird.

Das deutsche Volk ist sich auch durchaus im klaren über die Einzigartigkeit der Tatsache, daß ein amtierender Minister Woche für Woche in der kritischsten Zeit des nationalen Lebens seines Volkes die Feder ergreift und mit dem gleichen Freimut wie ein Journalist ohne öffentliches Amt sich zu den Fragen des Tages äußert. So nimmt es nicht wunder, daß die Zeitungen mit den Artikeln des Ministers stets bereits im Augenblick ihres Erscheinens ausverkauft sind.

Welch ein Unterschied zu den Zeiten des Krieges von 1914 bis 1918! Freilich ereignete es sich auch damals, daß deutsche Menschen Schlange standen, um sich in periodischen Abständen die Meinungsäußerungen eines Politikers zu eigen zu machen: aber damals war es jüdisches Gift, das ein Maximilian Harden in seiner "Zukunft" Tropfen um Tropfen in die Lebensadern des deutschen

Volkes hineinrinnen ließ. Welche Wandlung seitdem! Heute drängt sich das Volk, um die Meinung eines Trägers des Regimes zu erfahren, so sehr, daß man seine Ansichten gedruckt sozusagen fast nur hintenherum und unter dem Ladentisch erhalten kann!
Wegen dieser unerhörten Durchschlagskraft seiner publizistischen Arbeit ist Dr. Goebbels oft gebeten worden, er solle seine Artikel jeweils in der gesamten deutschen Presse wiedergeben lassen. Er hat das abgelehnt. Er will diesen Veröffentlichungen nicht ihren sozusagen intimen, individuellen Charakter nehmen, er will nicht, daß durch ihn eine zwangsartige Vereinheitlichung der deutschen Presse gefördert wird. Um aber dem Wunsch der Massen nach Möglichkeit zu entsprechen, werden seine Artikel regelmäßig am Freitagabend und Sonntagmorgen im Großdeutschen Rundfunk verlesen. Wohl nur wenige politische Sendungen können mit einer gleich großen Hörerzahl rechnen.
Das zeigt sich stets aufs neue in dem Widerhall, den seine Aufsätze finden. Jedesmal folgt ein wahrer Strom von Briefen und eine Flut von Zuschriften jeder neuen Arbeit. Die erste Welle läuft aus der Heimat ein, viel später, oft erst zwei Monate danach, folgt dann das Echo der Front. Es ist dabei bezeichnend für den Gleichklang, der zwischen Front und Heimat herrscht, daß noch niemals die Aufnahme auch nur eines einzigen Satzes bei den Männern der Front eine andere gewesen ist als bei den Menschen daheim. Ein Soldat hat einmal die Wirkung dieser Artikel auf die Front wie folgt ausgedrückt und damit am knappsten und besten gesagt, was in fast allen Briefen immer wieder durchklingt:
"Am meisten zeigt sich der Landser befriedigt über die Goebbels-Artikel im 'REICH', die mit einer wahren Begierde verschlungen werden. Da bilden sich Gruppen, und einer liest vor. Und höchst dankbar sind dann die Aussprachen. Nur müßten diese Artikel eigentlich als Zwangsauflage in jeder deutschen



Tageszeitung erscheinen, damit die oft wundervoll, ja fast künstlerisch geformten Gedankengänge Gemeingut aller werden. Wir freuen uns auf jedes Wort von ihm, und es ist uns immer, als hielten wir Zwiesprache mit ihm. Ich glaube, der Minister weiß kaum, wie sehr er sich der Kameradschaft und Zuneigung der Landser erfreut. Das muß man ihm einmal sagen."
Es ist erklärlich, daß die Wirkung dieser Aufsätze und Reden weit über die Grenzen des Reiches hinausgreift. Die ganze Welt hört auf sie. Das neutrale Ausland bekommt die deutschen Argumente regelmäßig sozusagen aus erster Hand dargeboten, und es horcht jedesmal begierig auf, wenn Dr. Goebbels seine Meinung zu dieser oder jener Frage äußert. So sind unter den in diesem Buch zusammengefaßten Artikeln einige, die für Tage die Titelseiten aller namhaften Zeitungen Europas für sich mit Beschlag belegten. Es steht kaum zu vermuten, daß im Laufe eines Jahres irgendein anderer einzelner Aufsatz so viel Druckerschwärze in Bewegung gebracht haben sollte wie Dr. Goebbels' Stellungnahme zur Frage der Zweiten Front.
Daß die Feindseite auf alle diese Meinungsäußerungen nur mit wütendem Gekläff zu antworten weiß, nimmt nicht wunder. Bezeichnend aber ist, daß der Feind seine Polemik überhaupt nur ansetzen kann, wenn er einzelne Sätze wahllos aus dem Zusammenhang reißt oder das tatsächlich Gesagte wissentlich verfälscht. Kaum je geschieht es, daß einzelne Absätze solcher Artikel in der Feindpresse richtig zitiert wiedergegeben werden: so schlagkräftig, so sicher und überzeugend wirken die Argumente, daß man sie der Masse der Völker auf der Feindseite wenigstens von dort aus nach Möglichkeit vorzuenthalten sucht.
Es ist charakteristisch für die Art von Dr. Goebbels zu schreiben, daß er seine Thesen setzt, dann aber bisher noch stets gleichgültig über alle Polemik dagegen hinwegging. Über Recht und Unrecht

seiner Auffassung von den Dingen mag, wenn er sie einmal ausgesprochen hat, die Zukunft ihre Entscheidung fallen, und es hat sich bisher in allen wesentlichen Punkten noch immer erwiesen, daß vor ihr seine Meinung Geltung behielt. So brauchte auch in der jetzt vorliegenden Sammlung genau so wie in dem ersten Band der Reden und Aufsätze aus der Kriegszeit, in dem Buch "Die Zeit ohne Beispiel", nichts geändert und nichts fortgelassen zu werden, was im Verlaufe eines Kriegs Jahres gesagt und geschrieben wurde. Thema um Thema wandelte Dr. Goebbels auch in diesem Jahre ab, ohne Rücksicht darauf, was der Feind dagegen aufzurichten suchte, und seine Thesen hatten Bestand. Woche um Woche drangen die deutschen Argumente in die Weltöffentlichkeit; Woche um Woche fanden sie ein öffentliches Echo, das gar nicht überboten werden kann. Mag ihre Wirkung heute auch noch nicht überall zutage treten: dafür, daß sie unter der Oberfläche bereits arbeiten, gibt es Beweise genug. Wie manche Formulierung von Dr. Goebbels hat den Lauf um die Welt angetreten und in alle Kultursprachen Eingang gefunden; wie mancher von ihm geprägte Begriff taucht, manchmal unerwartet genug, selbst im feindlichen Lager wieder auf.
Ebenso aber haben einzelne dieser Artikel aus dem 'REICH' oder dem "Völkischen Beobachter" den Charakter außerordentlicher Zeitdokumente innerhalb unseres Volkes. Der Aufsatz "Wann oder Wie" z. B., der sich auch in diesem Buche findet, bedeutete in den entscheidenden Wochen des Winterbeginns im Jahre 1941 die richtungweisende Abkehr von jedweder illusionistischen Vorstellung vom Kriege.
Einmal wird die Geschichte ihr Urteil über unsere Zeit zu sprechen haben. Sie erst wird den Anteil festlegen, den jeder einzelne der Männer am Siege unseres Volkes hat, die heute durch des Führers Willen in ihrem Arbeitsbereich die Verantwortung tragen. Schon heute aber liegt offen vor aller Augen und ist kein



Geheimnis, welcher Haltung des deutschen Volkes Dr. Goebbels den Boden bereitet hat, um diesen Weg zum Siege zu sichern. Von Kriegsausbruch an hat er immer selbst einem durchaus realistischen Optimismus gehuldigt in diametralem Gegensatz zu der verantwortungslosen Illusionspolitik und dem gegen alle Tatsachen in schreiendem Widerspruch stehenden Zweckoptimismus unserer Feinde. Dieser realistische Optimismus ist auch für das deutsche Volk wie ein Panzer gewesen, der es vor jeglicher Anfälligkeit in kritischen Stunden schützte. Dr. Goebbels schürte deshalb keine Strohfeuer der Begeisterung, deren Flammen hoch schlagen, um schnell wieder in sich zusammenzusinken; er füllte die Seelen nicht mit vagen Hoffnungen, die nach der ersten Enttäuschung flügellahm zu Boden taumeln mußten.
Statt bloßer Gefühle senkte er zudem das kühle Wissen um die unerbittliche Notwendigkeit dieses Kampfes für jeden einzelnen von uns in die Herzen des Volkes, statt Zahlen- und Wortrausches pflegte er den Glauben an unsere tatsächliche Kraft; statt eitler Zukunftsträumerei wollte und schmiedete er den unbeugsamen, harten Willen zum Sieg.
M. A. v. Schirmeister.



# 1941

## Der Dank der Heimat

**Rede zur Eröffnung des 3. Kriegswinterhilfswerks**

**3. Oktober 1941**

In der vergangenen Woche hat das dritte Kriegsjahr begonnen. Die in diesen 24 Monaten härtesten Schicksalskampfes von der deutschen Wehrmacht errungenen militärischen Erfolge übertreffen selbst die optimistischsten Vorstellungen und Erwartungen. Unsere Soldaten haben an allen Fronten wahrhaft geschichtliche Siege erfochten. Sie haben in erbittertem Ringen das Leben und die Freiheit unseres Volkes verteidigt; ihre Heldentaten werden unauslöschlich in das Buch der deutschen Geschichte eingetragen werden. Wir, die wir Zeugen dieser großartigen soldatischen Leistungen sind, können noch nicht, wie wohl spätere Nachkommen einmal, einen erschöpfenden Überblick über das bereits Erreichte gewinnen. Wir sind zu stark mit der Zeit verwachsen, als daß wir heute schon über sie ein bindendes geschichtliches Urteil abzugeben in der Lage wären. Das eine aber steht fest: von der ganzen Welt bewundert, von der Heimat geliebt und verehrt, ist die deutsche Wehrmacht an allen Fronten, an denen der Feind unser Reich zu bedrohen versuchte, zum Kampf um unseres Volkes Zukunft angetreten, und sie hat die Erwartungen, die bei Beginn des Krieges auf die deutschen Waffen und ihre Träger gesetzt wurden, vollauf erfüllt, ja noch weit übertroffen.
Die Heimat hat unterdes nichts unterlassen, um sich durch Arbeit und Pflichterfüllung ihrer Soldaten würdig zu erweisen. Sie wollte damit der Front ihren Dank dafür zum Ausdruck bringen, daß unser Land im wesentlichen von der Furie des Krieges verschont blieb. Unsere Grenzen sind unversehrt. Der Feind ist



überall zurückgeschlagen und vertrieben. Das grauenvolle menschliche Elend, das mit dem Krieg verbunden zu sein pflegt, hat bei uns Halt gemacht. Die Mächte, die uns den Krieg erklärt und aufgezwungen haben, tragen nun auch die schwersten Lasten des Krieges. Das Schicksal hat eine gerechte Entscheidung gefällt.
Von der Feindseite aus wird immer wieder versucht, die Schuld an diesem Kriege uns zuzuschieben. Demgegenüber kann nicht oft genug betont werden, daß die plutokratischen Mächte Deutschland im Herbst 1939 diesen Krieg aus frivolem Leichtsinn aufoktroyiert haben. Deutschland führt ihn deshalb als einen Kampf um sein nationales Dasein und verteidigt in ihm seine Existenz und die Sicherheit seines Lebensraums. Gott sei Dank hat der Feind auch das deutsche Volk nicht im unklaren darüber gelassen, welches Leid und welche Demütigungen er uns zufügen würde, wenn es diesen Krieg verlöre. Im Gegensatz zum Weltkrieg hält er uns immer und immer wieder in wütenden Haßausbrüchen vor Augen, welches grauenvolle Schicksal uns bereitet würde, in dem Falle, daß die Front oder die Heimat versagte.
Man hat wohl im Laufe der vergangenen zwei Jahre auf der Gegenseite eingesehen, daß man den deutschen Soldaten mit den Waffen auf dem Schlachtfelde nicht besiegen kann. Die deutsche Front ist überall nicht nur unerschüttert geblieben, sie dringt in ungestümen Offensiven tiefer und tiefer in das Land des Feindes hinein. Die militärische Macht des Reiches kann nicht gebrochen werden. Darum setzt der Feind seine einzige Hoffnung darauf, die Heimat wiederum wie im November 1918 in der entscheidenden Stunde zum Zusammenbruch zu treiben. An sie wendet er sich deshalb mit seinen Verlockungen und Verführungskünsten. Sie soll wie im November 1918 ein zweites Mal auf die hohlen und leeren Phrasen hereinfallen, mit denen die feindliche Plutokratie unsere Gemeinschaft zu zersetzen und unser Reich zu zerstören versucht. Darauf begründet der Feind auch seine letzten Aussichten zum

Sieg. Er will das deutsche Volk durch eine ebenso verlogene wie dumme Propaganda in seinem Willen und in seiner Kampf- und Siegeszuversicht wankend machen. Die an diesen Versuch geknüpften Hoffnungen werden auf der Gegenseite auch ganz offen und zynisch zugegeben. Man macht daraus keinen Hehl mehr. Englische Zeitungen debattieren darüber fast wie über ein wissenschaftliches Thema. Sie legen sich Tag für Tag die bange Frage vor, ob es noch ein zweites Mal gelingen werde, das deutsche Volk wie im Weltkrieg hinter das Licht zu führen und es mit faulen Versprechungen auf den Leim zu locken.

Das war wohl auch der tiefere Sinn der Zusammenkunft von Churchill und Roosevelt auf dem Atlantik. Die heuchlerische Erklärung, die sie dort verfaßten, hat weder militärischen noch politischen Wert; sie ist ausschließlich propagandistischen Charakters. Sie soll nach dem Willen ihrer Verfasser in den kommenden schweren Auseinandersetzungen ihre zersetzende Wirkung auf Deutschland und die Länder Europas ausüben. Der Feind weiß so gut wie wir, daß das Reich wirtschaftlich und militärisch unschlagbar ist und daß es jeder Bedrohung erfolgreich Widerstand leisten kann. Also versucht er, das deutsche Volk in seiner seelischen Haltung anzugreifen und durch unentwegte Zersetzungspropaganda zu zermürben. Aber er hat dabei offenbar vergessen, daß das deutsche Volk von heute mit dem von 1918 nicht mehr verglichen werden kann! Die deutsche Nation hat seit 1933 einen geschichtlichen Umwandlungsprozeß durchgemacht. Sie wurde durch eine Revolution geläutert. Das Ergebnis dieser Revolution ist unser heutiges Volk in Waffen. Wir sind auf allen Gebieten gerüstet, um dem Vernichtungswillen unserer Feinde wirksam begegnen zu können. Man mag das in London immer und immer wieder bezweifeln, in der Hauptsache deshalb, weil man ja sonst seine letzten Siegeshoffnungen aufgeben müßte. Man mag der Welt und vor allem dem englischen Volk gegenüber bestreiten,



daß der Nationalsozialismus eine große, die breiten Millionenmassen erfassende Volksbewegung ist. Man mag erklären, das deutsche Volk seufze unter seinem unerträglichen diktatorischen Zwang. Man mag alle Beweismittel, die wir dagegen anführen, in den Wind schlagen. Eins aber kann nicht bestritten werden, nämlich die Erfolge, die als Ergebnis unserer nationalsozialistischen Aufklärungs- und Erziehungsarbeit beim deutschen Volke erzielt worden sind und ständig weiter erzielt werden.

Das beste Beweismittel für die innere Geschlossenheit der deutschen Nation und vor allem der nationalsozialistischen Heimat ist das Winterhilfswerk des deutschen Volkes. Schon im Herbst des Jahres 1933, kurz nach der Machtübernahme, begründet, hat es sich im Laufe der Jahre zum größten Sozialwerk aller Zeiten ausgeweitet. Seine Erfolge sind geradezu unvorstellbar. Keine Nation der Welt ist in der Lage, ihm auch nur etwas annähernd Gleichwertiges gegenüberzustellen. Ein Volk also, das, wollte man den englischen Propagandalügen glauben, unter der Diktatur eines terroristischen Regimes seufzt, hat sich in einem grandiosen Opfersinn ein Werk der Selbsthilfe geschaffen, das einzig dasteht in der Sozialgeschichte aller Zeiten.

Die Gesinnung, aus der auch diese Leistungen entsprungen sind, stellt die Grundlage unseres staatlichen und volklichen Lebens dar. Aus dieser Gesinnung heraus ist das nationalsozialistische Reich entstanden, und diese Gesinnung erfüllt auch die breiten Millionenmassen unseres Volkes, wenn sie das Reich tragen, schützen und verteidigen. Zwar versuchen die englischen Plutokratien, in dem gewaltigen Ringen dieses Krieges die Rollen zu vertauschen und sich uns gegenüber als die großen Sozialreformer aufzuspielen; aber es nützt ihnen nichts. Sie sind von der Welt erkannt, und es wird auch nicht allzu lange mehr dauern, daß ihre eigenen Völker sie erkennen. Die Frontstellung zwischen den autoritären Sozialstaaten und den Gelddiktaturen der Plutokratie

ist eindeutig und klar. Deshalb hassen und verfolgen die Plutokratien auch das nationalsozialistische Deutschland, weil der Nationalsozialismus es verstanden hat, ein soziales Volkssystem aufzubauen, das, selbst wenn es das nicht wollte, auf die Dauer ansteckend und beispielgebend auch für ihre eigenen Völker wirken muß.
Die Hoffnungen, die die Plutokratien auf die Zermürbung der deutschen Heimat setzen, sind lächerlich, dumm und kindisch naiv. Die Heimat beweist das jeden Tag aufs neue durch ihre unermüdliche und aufopferungsvolle Hingabe und Arbeit. Sie beweist das durch einen freiwillig betätigten Sozialismus, der im Winterhilfswerk des deutschen Volkes seine überzeugendste Ausdrucksform gefunden hat. Seine Sammlungsergebnisse sind, wie das schon öfter betont worden ist, soziale Volksabstimmungen im besten Sinne des Wortes. Hier hilft ein Volk sich selbst und beweist durch freiwilligen Opfersinn seine innere Gemeinschaft und sozialistische Verbundenheit.
Es ist für mich eine Freude, den Rechenschaftsbericht des 2. Kriegswinterhilfswerkes des deutschen Volkes vom Winter 1940/41 der deutschen Nation zu ihrem Stolze und der Welt als drastischste Belehrung über ihre Unbelehrbarkeit zur Kenntnis bringen zu können.
Das Gesamtaufkommen des 2. Kriegswinterhilfswerks 1940/41 beträgt 984.065.000 RM. gegen 681 Millionen RM. im vergangenen Jahre. Das bedeutet also eine Steigerung von 303 Millionen RM.
Allein an den Opfersonntagen des Kriegswinterhilfswerks wurde eine Summe von 164 Millionen RM. aufgebracht. Das ist genau das Doppelte von dem, was im Vorjahr an den Eintopfsonntagen vom deutschen Volke gespendet wurde.
Im zweiten Kriegswinterhilfswerk 1940/41 wurden 442 Millionen WHW.-Abzeichen abgesetzt.


Das deutsche Volk hat — das Gesamtergebnis aller Kriegshilfswerke zusammengerechnet — an jedem Tag des soeben abgelaufenen Opferjahres aus eigenem Antrieb und freiwillig rund 4 Millionen RM. für soziale Zwecke aufgebracht. Insgesamt haben wir Deutsche in den letzten acht Jahren für das Winterhilfswerk die riesenhafte Summe von über vier Milliarden RM. geopfert. Das ist soviel, um ein Beispiel zu nennen, wie die gesamten Staatsausgaben der Schweiz im Laufe von zehn Jahren.
Alljährlich zwar schnellten die Opferergebnisse des Winterhilfswerks um ein Beträchtliches in die Höhe. Die gewaltigste Steigerung aber brachte das zweite Kriegswinterhilfswerk, das den bisher größten jährlichen Zuwachs noch mit 95 Millionen RM. übertrifft.
Es ist ein unbestreitbarer Erfolg der nationalsozialistischen Volks- und Staatsführung der letzten acht Jahre, wenn diese großen Summen in erster Linie nicht zur Linderung von Noten aufgewendet werden mußten. Wir waren in der glücklichen Lage, nicht nur Elend beseitigen zu müssen, sondern kommende Not vorbeugend verhindern zu dürfen.
Nahezu zwei Drittel des Gesamtaufkommens des Kriegswinterhilfswerks, nämlich rund 600 Millionen RM, konnten als Zuwendung an die Hilfswerke der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt abgeführt werden, während das letzte Drittel zur Linderung von Not vor allem in den neu zum Reich gekommenen Gebieten aufgewendet wurde. Für die ostmärkischen Gaue, das Sudetenland, Ostoberschlesien, ferner für das Elsaß, für Lothringen und Luxemburg wurden Betreuungsmaßnahmen in größtem Umfang durchgeführt. Die Zuwendungen für diese Gebiete im Rahmen des zweiten Kriegswinterhilfswerks wurden noch über den l. April hinaus bis zum 31. August 1941 fortgesetzt. Insgesamt wurde aus den Mitteln des Kriegswinterhilfswerks für diese Zwecke ein Betrag von 55 Millionen RM aufgewendet. Der Kreis der

Betreuten ist im Jahre 1940/41 um weitere 56.000 auf rund 5.900.000 Volksgenossen gesunken. Auch der letzte irgendwie noch arbeitsfähige Volksgenosse ist in den Produktionsprozeß eingespannt und hat seinen regelmäßigen Lohn und ausreichendes Einkommen.
Die NS. Volkswohlfahrt hat von Anbeginn ihrer Tätigkeit das Ziel ihrer Arbeit in der Bewahrung und Förderung aller gesunden Glieder des deutschen Volkes gesehen. Für die Kriegsarbeit der N S V. beansprucht diese Zielsetzung ganz besondere Geltung; denn der Vernichtungswille des Feindes richtet sich nicht allein gegen die deutsche Wehrmacht und Staatsgewalt, er will darüber hinaus das deutsche Volk in seiner Substanz vernichtend treffen. Im Mittelpunkt dieser fortgesetzten Betreuung und Förderung stehen Mutter und Kind. Ihnen gilt besonders jetzt, da ungezählte Familienväter zum Wehrdienst oder sonstigem Kriegsdienst einberufen sind, alle Pflege, Sorgfalt und Unterstützung.
Um der berufstätigen Mutter die Sorge der Unterbringung und Erziehung ihrer Kinder abzunehmen, bat die N S V. die Zahl ihrer Kindertagesstätten während des Krieges stark erhöht und unterhält heute insgesamt 23.000 Kindergärten. Das größte Bauwerk der Welt, das in Nürnberg entstehende Deutsche Stadion, könnte mit seinen 420.000 Plätzen nicht einmal die Hälfte der täglich in unseren Kindergärten betreuten Kinder aufnehmen.
Mit der Zunahme der Luftangriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung im September 1940 wurde auf Befehl des Führers zur Sicherung des Lebens und der Gesundheit unserer Jugend und unserer Mütter aus den besonders gefährdeten Gebieten die erweiterte Kinderlandverschickung durchgeführt. Im Rahmen dieser Aktion wurden l ½ Millionen Kinder und über 300.000 Mütter mit rund 400.000 Säuglingen und Kleinkindern zur Erholung aufs Land verschickt. Zur Verschickung dieser Personen waren rund 2000 Sonderzüge erforderlich. Die Größe dieser Leistung


wird einem besonders deutlich, wenn man sich vorstellt, daß sich in der Sowjetunion 2 Millionen Kinder verwahrlost im Lande herumtreiben und von wildem Raub und Diebstahl leben. Allein in den Kohlenbergwerken des Donezbeckens müssen 4000 Kinder schwerste Fronarbeit verrichten, während in Deutschland seit Kriegsbeginn täglich 2100 Kinder zur Erholung fahren. Diese Ziffer entspricht nach einer amtlichen Sowjetstatistik etwa der Zahl der täglichen Abtreibungen in der Sowjetunion.
Vom Jahre 1933 bis heute wurden 5,7 Millionen Kinder zur Erholung aufs Land gebracht. Hinzu kommen eine halbe Million Mütter mit über 760.000 Säuglingen und Kleinkindern.
Während Deutschland diese großen Sozialaufgaben meistert, setzen die sowjetischen Menschenverführer die Arbeitszeit für 12- bis 14 jährige Kinder auf 14 bis 16 Stunden herauf und zwingen mit terroristischen Gewaltmitteln ihre hungernde Jugend zu unmenschlichen Arbeitsleistungen. Selbst eine amtliche sowjetische Statistik muß zugeben, daß in der Sowjetunion unter 60 Millionen Jugendlichen über 35 Millionen als tuberkulös zu betrachten sind.
Die Bolschewisten kennen auch keinen Schutz der werdenden Mutter. Während bei uns jede werdende Mutter sechs Wochen vor ihrer Entbindung die Arbeit bei weitergehender Bezahlung niederlegen muß, rühmt sich die Sowjetpropaganda, daß die Zwangsleistungen der Frauenarbeitsbrigaden oft diejenigen der männlichen Sklaven um ein Mehrfaches übersteigen.
75.000 werdende Mütter und Wöchnerinnen dagegen wurden seit Kriegsbeginn von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt betreut und gesund erhalten. Die Hilfs- und Beratungsstellen der NSV. werden durchschnittlich im Monat von 600.000 Müttern besucht. Diese riesenhafte, in wenigen Zahlen zitierte Aufgabe 20 bewältigen, war nur dadurch möglich,, daß sich die besten Kräfte der Volksgemeinschaft in den Dienst dieses größten Sozialwerkes aller Zeiten stellen.

l.100.000 Mitarbeiter standen der NSV im August 1939 zur Verfügung. Bis zum 30. April 1941 erhöhte sich ihre Zahl auf l.165.000. Allein was die Hunderttausende von ehrenamtlichen Mitarbeitern und Sammlern an freier Zeit zur Verfügung stellen, ist ein beachtliches Opfer, das noch eindrucksvoller wird, wenn man bedenkt, welche Summe zusätzlich sozialen Fürsorgezwecken zugeführt werden kann, wenn die ganze große Helferschar der NSV. und des Winterhilfswerks fast auf jegliche Besoldung freiwillig verzichtet. Denn noch nicht l vH. der in der NSV. tätigen Helfer und Mitarbeiter ist besoldet. Während sich in Deutschland eine freiwillige Millionenarmee für die Wohlfahrt des Volkes einsetzt, ist in der Sowjetunion in der GPU. eine Millionenorganisation geschaffen worden allein zur Bespitzelung und Terrorisierung der wehrlosen Bevölkerung.
Die besonderen Kriegsaufgaben machten eine Verstärkung des Einsatzes an volks- und gesundheitspflegerischen Fachkräften erforderlich, deren Zahl vom 31. August 1939 bis zum 30. April dieses Jahres von 29.000 auf 36.000 wuchs. Außerdem galt es, die Arbeit jedes einzelnen zu intensivieren, da über 120.000, das sind etwa 15 vH. der männlichen Mitarbeiter, zum Wehrdienst einberufen wurden.
Daß sich das deutsche Volk zu dieser Arbeit in der NS.-Volkswohlfahrt bekennt, findet in dem ungewöhnlichen Ansteigen der Mitgliederzahl, die seit Kriegsbeginn um weit mehr als 2 ½ Millionen gewachsen ist, seinen eindeutigen Ausdruck. Während die NSV. bei Kriegsbeginn 11.900.000 Mitglieder zählte, betrug ihre ständig noch wachsende Zahl schon am 30. April 1940 14.600.000. Es entspricht also allein die Mitgliederzahl dieses deutschen Fürsorgewerkes der Zahl der Einwohner der von unseren Truppen besetzten baltischen Staaten und der weißruthenischen Gebiete zusammen.
Das alles sind Zahlen, die für sich sprechen. Sie bedürfen keines


erläuternden Kommentars. Sie geben einen überzeugenden Beweis für die innere Geschlossenheit und für den Sozialismus der Tat im deutschen Volke.
Beim Jahresabschluß dieses grandiosen Hilfswerks fühle ich mich verpflichtet, all den vielen Hunderttausenden von Helfern, deren uneigennütziger Arbeit diese imposante Leistung in der Hauptsache zuzuschreiben ist, besonders herzlich zu danken. Sie haben sich mit großem Idealismus trotz des Krieges und der mit ihm verbundenen erhöhten Anforderungen für das Winterhilfswerk zur Verfügung gestellt. Das Winterhilfswerk ist sowohl in seinen Leistungen materieller als auch ideeller Natur auf Freiwilligkeit aufgebaut. Das gibt ihm seinen ausgeprägt sozialistischen Charakter. Es ist eine Demonstration unserer Volksgemeinschaft im besten Sinne des Wortes. Das großartige Ergebnis, das im Winter 1940/41 erzielt wurde, mag damit auch der Front zeigen, welche Gesinnung die Heimat erfüllt; es soll ihr ein Beweis dafür sein, daß, während sie für die Freiheit der Nation kämpft und ihr Leben einsetzt, die Heimat in unermüdlichem Opfersinn bestrebt ist, ihr dafür zu ihrem Teil ihren Dank und ihre Bewunderung zum Ausdruck zu bringen. Dieser Gemeinschaftssinn, der Front und Heimat zu den geschichtlichen Leistungen des Krieges befähigt, soll auch für die Zukunft die Grundlage unserer Arbeit und unseres Kampfes sein.
Gibt es nun einen überzeugenderen Beweis für die innere Festigkeit der deutschen Heimatfront als die eben verlesenen nüchternen, aber doch so vielsagenden Zahlen? Müßte nach diesem Beweis nicht die ganze Welt und selbst das feindliche Ausland endgültig einsehen, daß es ein vergeblicher Versuch bleiben wird, das deutsche Volk aufzuspalten oder von seinem als richtig erkannten Weg abzudrängen? Denn an diesen Zahlen kann nicht gezweifelt werden; sie sind beweiskräftig, weil sie sich täglich in soziale Leistungen umsetzen und ungezählte Millionen Menschen

in Deutschland in den Genuß dieser Leistungen kommen. Was hat die Londoner Plutokratie dem entgegenzusetzen? Nichts als verlogene soziale Phrasen und lügnerische Versprechungen. Sie redet nur von dem, was sie nach dem Kriege tun wird; aber sie hat ihre Zeit verpaßt. Im Jahre 1918 war ihr die unwiederbringliche Chance gegeben, Europa sozial und national neu zu ordnen; sie hat diese Chance nicht wahrgenommen und muß deshalb nach einem geschichtlichen Gesetz von der Bühne der Entscheidungen abtreten.
Fußend auf den stolzen Ergebnissen des Kriegswinterhilfswerks 1940/41, die ich Ihnen und dem deutschen Volke zur Kenntnis brachte, treten wir nun wiederum zur Eröffnung des 3. Kriegswinterhilfswerks vor die Öffentlichkeit. Ich habe den hier versammelten Amtswaltern und darüber hinaus den mit uns durch den Rundfunk verbundenen ungezählten Millionen des deutschen Volkes die Nachricht zu bringen, daß der Führer zur Eröffnung auch des 3. Kriegswinterhilfswerks aus dem Osten eigens nach Berlin zurückgekehrt ist, um zu uns und zum ganzen deutschen Volke zu sprechen. Er will damit vor der Heimat zum Ausdruck bringen, wie er die Arbeit, die das Kriegswinterhilfswerk in den vergangenen Jahren geleistet hat, einschätzt und was er von uns im kommenden Winter erwartet. Sein Appell an das ganze deutsche Volk wird, dessen bin ich gewiß, in den Herzen aller Deutschen einen Widerhall finden.


* * * * *

# Die Sache mit der Leichenpest

**5. Oktober 1941**

Die deutsche Nachrichtenpolitik hat es in den vergangenen Wochen nicht leicht gehabt. Im Hinblick darauf, daß militärische Operationen größten Stils in Vorbereitung waren, von denen der Feind nichts ahnte und die deshalb auch nicht einmal angedeutet werden konnten, mußte sich der OKW.- Bericht eine ganze Zeit lang auf die stereotyp wiederkehrende Feststellung beschränken, daß die Kampfhandlungen im Osten ihren planmäßigen Verlauf nähmen. Weiteres konnte nicht gesagt werden, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, der sowjetischen Armeeführung wertvolle Fingerzeige zu geben und damit die geplanten Operationen überhaupt und ernsthaft zu gefährden.
Die deutsche Nachrichtenführung war also gezwungen, im Interesse der Kriegführung das Opfer des Schweigens auf sich zu nehmen, was naturgemäß auch zu einer gewissen Belastung in der Stimmung des deutschen Volkes führte. Und da sah nun die englische und bolschewistische Propaganda ihre große Stunde gekommen. Sie konnte reden, während wir schweigen mußten. Was in diesen Tagen und Wochen in London und Moskau alles zusammengeschwindelt worden ist, das geht nicht auf sämtliche Kuhhäute der Welt. Es ist müßig, auch nur einen Bruchteil davon heute noch einmal zu wiederholen. Es ist bereits Makulatur, hinweggefegt vom heißen Sturm weltbewegender militärischer Ereignisse, deren weitere Auswirkungen wir heute noch gar nicht übersehen können. Das Schweigen hat sich gelohnt.
Vor lauter Angeben und Schwadronieren haben die Bolsche-


wisten und Engländer vollkommen vergessen, aufzupassen. Sie hielten unsere Zurückhaltung in der Beantwortung ihrer simplen und albernen Lügen für Verlegenheit, und eines Tages saß Budjenny mit 5 Armeen in der Falle. Ein Sieg wurde erfochten, der als klassische Vernichtungsschlacht einmal in die Kriegsgeschichte eingehen wird. Und nun setzt auf der Gegenseite der große Katzenjammer ein.
Solche und ähnliche Entwicklungen haben wir im Verlaufe dieses Krieges schon häufiger zu verzeichnen gehabt. Sie spielen sich eigentlich immer nach demselben Schema ab, und man müßte

deshalb auch annehmen können, daß unsere Gegner daraus lernten. Aber keine Spur davon. Sie laufen jedesmal wieder in die offen gehaltene Mausefalle hinein, sobald sie den Speck riechen, und tun noch ein übriges, durch verfrühtes Siegesgeschrei ihrer militärischen eine moralische Niederlage hinzuzufügen. Wenn sie wenigstens schweigen und abwarten wollten! Aber nein, sie nehmen ihre Illusionserfolge vorweg und bleiben dann auf ihren Prahlereien sitzen. Wenn uns in diesem Kriege auch nur ein Bruchteil der ihnen unterlaufenen Irrtümer nachgewiesen werden könnte, so würde kein Hund mehr ein Stück Brot von uns nehmen. Das begann mit Polen und ist jetzt bei der Sowjetunion angelangt. Sie haben immer falsche Prognosen gestellt. Und trotzdem besitzen sie heute noch die Stirne, sich der Weltöffentlichkeit als reine und unentwegte Wahrheitsfanatiker anzubieten, die die Dinge so darstellten, wie sie sind, während wir nach ihren Behauptungen die Pressefreiheit terrorisieren, Schwindel über Schwindel in die Welt setzen und vor lauter Lügen nicht mehr aus noch ein wissen.

Gewiß sind uns im Verlaufe dieses Krieges einige Irrtümer unterlaufen. Wir stehen gar nicht an, das zuzugeben. Aber im großen und ganzen haben wir doch immer recht behalten. Wir haben die militärischen, wirtschaftlichen und psychologischen Kräfte der kriegführenden Mächte im Gegensatz zu den Eng-



ländern richtig eingeschätzt. Wir brauchen uns nicht zu genieren, wenn man uns an Reden oder Aufsätze aus dem Jahre 1939 oder 1940 erinnert. Kann Mr. Churchill ein gleiches von sich behaupten? Vom verpaßten Autobus kurz vor dem Norwegenfeldzug an über die uneinnehmbare Maginot-Linie, den Rupel-Paß, der ewig gehalten werde, die Insel Kreta, die England wie sein Leben verteidigen wollte, bis zur Stalin-Linie, die behauptet werde bis zum Tode und dann plötzlich überhaupt niemals existiert haben sollte, alles ein Schwindel und ein Betrug!

Man müßte also eigentlich annehmen, daß die englische Nachrichtenpolitik in der neutralen Welt ihren letzten Kredit längst verloren hätte. Aber im Gegenteil! Schwedische und schweizerische Zeitungen zitieren Tag für Tag ihre Lügen mit breitem Wohlbehagen und geben unseren Tatsachenmeldungen nur dann denselben Raum, wenn sie gar nicht mehr widerlegt werden können. Sogar bei uns gibt es noch einige Unbelehrbare — zwei Todes- und eine Reihe von Zuchthausurteilen aus jüngster Zeit beweisen das —, die es sich nicht versagen können, abends bei verschlossenen Türen, heimlich, still und leise Radio London einzustellen, um ihr politisches und militärisches Wissen durch englische Schwindeleien zu bereichern. Was versprechen sie sich eigentlich davon? Sie handeln nicht nur verbrecherisch, sondern auch maßlos dumm. Denn sie werden doch wohl nicht im Ernst annehmen wollen, daß die Herren Plutokraten in London einen kostspieligen deutschen Nachrichtendienst aufrechterhalten, um Herrn Bramsig und Frau Knöterich über die politische und militärische Lage aufzuklären. Sie gestehen ja auch offen ein, daß sie das nur tun, um unser Volk in Unruhe zu versetzen und Zwietracht zwischen Führung und Nation zu säen. Ihre Nachrichten sind also ganz darauf eingestellt, zu diesem Ziel zu führen und diesem Zweck zu dienen. Herr Bramsig und Frau Knöterich also geben sich freiwillig und ohne Zwang zu einer solchen Gemeinheit her.



Haben sie etwa einen Vorteil davon? Mitnichten! Denn erstens laufen sie Gefahr, als Landesverräter ins Zuchthaus zu wandern, und zweitens verschaffen sie sich, auch wenn sie nicht gefaßt werden, nur Sorgen und schlaflose Nächte, weil sie ja gar keine Möglichkeit haben. Richtiges von Unrichtigem und Wahrheit von Schwindel zu unterscheiden.

Die Engländer haben beispielsweise unsere Verlustzahlen in den Wochen unseres Schweigens auf weit über drei Millionen beziffert. Das war natürlich glatter Unsinn. Denn erstens sind die Engländer gar nicht in der Lage, unsere Verluste nachzuzählen, und zweitens wollen sie das auch nicht, da sie ja die Absicht haben, durch maßlos übertriebene Zahlen Unruhe in die deutsche Bevölkerung zu tragen. Wir können auf ihre Lügen nicht antworten, weil wir nur mit genauen Zahlenangaben aufwarten wollen, die aber in der Tat noch nicht vorliegen. Also müssen wir uns auf die Erklärung beschränken, daß unsere Verluste normal sind, was wir nach den vorhandenen Unterlagen auch mit gutem Gewissen behaupten können. Der zuchthausreife Hörer von Radio London schleppt also drei, vier Wochen lang eine Verlustzahl von drei Millionen mit sich herum, flüstert sie von Ohr zu Ohr weiter und muß sich dann eines Tages dahin belehren lassen, daß unsere Verluste zwar im einzelnen sehr schmerzlich sind, aber nicht einmal 10 Prozent der englischen Angaben ausmachen.
Ganz abgesehen vom verbrecherischen Charakter einer solchen Handlungsweise, lohnt es sich eigentlich, den Engländern zuzuhören? Wir müssen das berufsmäßig tun. Aber Hand aufs Herz, wir wären froh, wenn uns jemand von dieser lästigen Pflicht entbinden könnte. Das ist so langweilig und stupide, daß es uns allmählich zum Halse heraushängt. Und dabei wissen wir doch, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, können also Wahrheit von Schwindel immer genau unterscheiden, was Herr Bramsig und Frau Knöterich nicht können. Ihnen hält niemand Vortrag über die


Lage auf allen Gebieten. Und wenn Rundfunk und Presse bei uns schweigen, das heißt also meistens sich Operationen von wahrhaft gigantischen Ausmaßen vorbereiten, es somit Pflicht jedes Deutschen wäre, zu warten und Vertrauen zu haben — ein Vertrauen übrigens, das in ungezählten geschichtlichen Erfolgen seine Rechtfertigung findet —, stellen Herr Bramsig und Frau Knöterich heimlich Radio London ein, um sich von unseren erbittertsten Feinden und Hassern für dumm verkaufen zu lassen.
Das ist nicht nur verbrecherisch, das ist auch in höchstem Maße unfair. Der Führer und seine militärischen und politischen Mitarbeiter mühen sich ab, Tag und Nacht sind sie an der Arbeit, doch nicht für sich, sondern für ihr Volk, das ihr Ein und Alles ist. In den letzten Stunden vor den großen Erfolgen halten sie oft den Atem an vor Besorgnis, ob auch alles klappt, ob die Entwicklung tatsächlich so verläuft, wie sie geplant und erdacht wurde, ob nicht irgendwo noch eine unvorhergesehene Panne eintritt, und dann freuen sie sich auf den Augenblick, da sie wieder mit einem großen Sieg vor das Volk hintreten und es damit für langes Schweigen entschädigen können. Unsere Soldaten marschieren und marschieren Tag und Nacht durch Regen und Staub, knacken Bunker und Feldbefestigungen auf, waten durch Bäche, schwimmen mit ihren Vorausabteilungen durch reißende Ströme, nur von dem einen Gedanken beseelt, den Kessel rechtzeitig zu schließen und damit die unzerbrechbare eiserne Zange um den Feind zu legen.
Unterdes sitzen Herr Bramsig und Frau Knöterich am Rundfunk und lassen sich von Herrn Churchill belehren. Das ist zum Ausspucken gemein. Das ist undankbar, verächtlich und niederträchtig. Das entbehrt des primitivsten Respekts vor der Arbeit und vor der Verantwortung der Führung. Ich weiß, daß der Londoner Rundfunk bei Bekanntwerden dieser Darlegungen für Herrn Bramsig und Frau Knöterich Partei ergreifen wird. Sie verdienen auch gar nichts anderes. Die Londoner Juden und Plutokraten


möchten uns liebendgern in ein Gespräch verwickeln. Sie sind uns zu dumm und zu albern dazu. Obendrein fehlt uns dafür auch die Zeit und die Lust. Wir haben mehr und Besseres zu tun. Wir haben nicht die Pflicht, ihnen zu Gefallen zu sein, sondern dem deutschen Volke zu dienen, ihm zu helfen,

diesen Krieg zu gewinnen, weil wir wissen, daß er unsere letzte, aber auch unsere größte Chance ist. Wir sind uns klar darüber, welche verheerenden Folgen die britische Lügenpropaganda im Weltkrieg über unsere Nation heraufbeschworen hat. Wir möchten unser Volk nicht ein zweites Mal dieser Gefahr ausgesetzt wissen. Hätte sich damals jemand gefunden, der den Londoner Lügnern ein Paroli geboten hätte, dann wäre dieser Krieg wahrscheinlich nicht nötig gewesen. Diesmal wollen wir daraus lernen, und zwar gründlich und für immer.
Was sagt man zu folgendem Beispiel: die deutsche Wehrmacht greift Kiew wochenlang nicht an, um deutsches Soldatenblut zu sparen und weil ihre Führung weiß, daß diese Stadt in der am vergangenen Sonnabend zu Ende gefühlten Umfassungsschlacht sowieso in unsere Hände fallen wird. Von dem Plan einer solchen Umfassungsschlacht kann sie natürlich nichts sagen, weil sonst der Feind auch davon erfahren und dagegen seine Gegenmaßnahmen treffen würde. In der Zeit der Vorbereitungen, die mit einer fieberhaften Eile betrieben werden, verbreitet die britische Lügenpropaganda — und sie kann das gefahrlos tun, da wir ja zum Schweigen verurteilt sind — die Nachricht, daß unser Angriff stocke, weil in Kiew die Leichenpest ausgebrochen sei. Herr Bramsig und Frau Knöterich hören das in ihren Erbauungsstunden am englischen Rundfunk und erzählen es gerüchteweise weiter, einer Frau oder einer Mutter, deren Mann oder Sohn vor Kiew liegen, bereiten ihnen damit viel Kummer und Herzeleid, und wir können ihnen nicht die Wahrheit sagen, weil wir im Interesse unserer Soldaten schweigen müssen.

-35-

Verdienen solche Gerüchtemacher nicht das Zuchthaus und obendrein noch die Verachtung des ganzen Volkes? Dummheit kann hier nicht als mildernder Umstand gewertet werden. Wir sind im Kriege. Wir kämpfen um unser Leben. Auch den Weltkrieg haben wir nicht aus Feigheit, sondern aus Dummheit verloren. Darum lasset uns nicht nur stark sein wie die Löwen, sondern auch klug wie die Schlangen. Wir müssen den Feind überwinden mit einem Höchstmaß an Kraft und an Intelligenz. Und wenn Herr Bramsig und Frau Knöterich nicht so viel Gehirn im Kopfe haben, um einzusehen, daß man im Kriege nicht auf den Feind hören darf, dann müssen sie durch exemplarische Strafen dazu angehalten werden. Auch das ist eine Forderung des Sieges.

-36-

* * * * *

# Der Film als Erzieher

**Rede zur Eröffnung der Filmarbeit der HJ.**

**12. Oktober 1941**

Mit beginnendem Herbst dieses Jahres werden die HJ.-Filmstunden, die in den vergangenen beiden Kriegswintern sich so außerordentlich bewährt haben und einen so günstigen Einfluß auf die seelische und geistige Ausrichtung der deutschen Jugend ausübten, wieder regelmäßig durchgeführt. Damit soll die umfassende Tätigkeit der HJ. auch auf diesem Gebiet aufs neue in Angriff genommen werden.
Der Film steht heute mitten im Volke, und als weitreichendes nationales Erziehungsmittel geht er nun auch wiederum zur deutschen Jugend, um hier seine großen nationalpolitischen Aufgaben zu erfüllen; und zwar sehr zum Unterschied gegen früher, wo die Filmtheater vielfach nur zweifelhaften Lokalen gleichgestellt werden konnten. Es ist uns gelungen, durch intensivste Erziehung- und Ausrichtungsarbeit an der gesamten Filmproduktion die deutsche Filmkunst zu einer Höhe zu erheben, die man früher überhaupt nicht für möglich gehalten hätte. Während in den Nachweltkriegsjahren die Richtschnur für das Filmschaffen insgesamt in die Worte zusammengefaßt werden konnte: "Jugendlichen ist der Zutritt verboten", erleben wir im nationalsozialistischen Zeitalter, insbesondere seit

Kriegsbeginn, einen geradezu märchenhaften künstlerischen, nationalen und erzieherischen Aufstieg des deutschen Films. Er ist heute — und tausend Beweise tun das dar — in der ganzen Welt führend. Beim letzten großen internationalen Filmwettbewerb auf der Biennale in Venedig wurde der deutsche Film unter stärkster Konkurrenz allen anderen

-37-

nationalen Filmproduktionen voraus in weitem Abstand am sichtbarsten ausgezeichnet.

Dabei wollen wir gar nicht verkennen, daß der Film natürlich als große und in die Tiefe dringende Massenkunst in stärkster Weise auch der Unterhaltung zu dienen hat. Aber in einer Zeit, in der der gesamten Nation so schwere Lasten und Sorgen aufgebürdet werden, ist auch die Unterhaltung staatspolitisch von besonderem Wert. Sie steht deshalb auch nicht am Rande des öffentlichen Geschehens und kann sich nicht den Aufgabenstellungen der politischen Führung entziehen. Im Gegenteil, eine nationale Führung, die Anspruch auf diesen Ehrentitel erheben will, muß es sich zur Pflicht machen, das Volk nicht nur in seinen Sorgen, sondern auch in seinen Freuden, nicht nur in seinen Belastungen, sondern auch in seinen Entspannungen liebevoll und hilfsbereit zu begleiten. In dieser Beziehung ist der Film einer der wertvollsten Faktoren zur Verschönerung der wenigen Stunden, die dem einzelnen Deutschen heute neben seiner Arbeit für die Wiederauffrischung seiner seelischen Kräfte übrig bleiben.

Darüber hinaus aber ist der Film in seiner modernen Entwicklung ein nationales Erziehungsmittel erster Klasse. In seiner Breitenwirkung kann er fast mit der Volksschule verglichen werden, nur mit dem Unterschied, daß die Volksschule dem jungen Menschen das elementare Wissen beibringt, das nicht so stark an das Weltanschauliche und Erzieherische herangreift, während der Film dem erwachsenen und reifen Volk ununterbrochen seine nationale Einwirkung und Erziehung zuteil werden läßt. Deshalb kann sich auch der Staat den darin liegenden außerordentlich großen Möglichkeiten nicht entziehen. Es war nur im Rahmen der liberaldemokratischen Staatsdoktrin denkbar, daß die nationale Führung die im Film liegenden Erziehungselemente außer acht lassen konnte. Die nationalsozialistische Staatsführung dagegen hat sich auch dieses so außerordentlich in die Breite und Tiefe

-38-

gehenden nationalen Erziehungsmittels bemächtigt und setzt alle Kräfte daran, es in seiner Gestaltung und Auswirkung zu fördern und weitestgehend im öffentlichen Leben einzusetzen. Wir Nationalsozialisten verschließen nicht die Augen vor den ungeheuren Möglichkeiten dieses nationalen Führungsmittels. Wir überlassen es auch nicht politisch neutralen oder gar zerstörenden Kräften im öffentlichen Leben, wie das die demokratische Republik tat.

Zwar sagt man, daß die staatliche Führung und Förderung den künstlerischen Charakter einer Kunst nur verderben könnten. Das wurde, als die nationalsozialistische Staatsführung sich des Films und seiner Möglichkeiten zu bedienen begann, auch in bezug auf ihn behauptet. Die ganze kulturgeschichtliche Vergangenheit der Menschheit und selbstverständlich auch die Gegenwart beweist aber das genaue Gegenteil. Es kann nicht bestritten werden, daß die Künste im weitesten Sinne dann ihre höchsten Blütezeiten erlebten, wenn sie sich der Protektion und der Förderung der öffentlichen Führungsinstanzen erfreuten. Es wäre keine antike Kunst, kein griechisches oder römisches Baudenkmal, kein Bild und keine Plastik der Renaissancezeit denkbar, hätten ihre Schöpfer nicht den Auftrag dazu von einer übergeordneten Führungsstelle erhalten.

Es ist richtig, wenn man sagt, daß die öffentliche Führung sich nicht in die innere Gestaltung der Kunst einmischen dürfe, ohne daß die Kunst schweren Schaden dabei nimmt. Deshalb hat der

nationalsozialistische Staat auch immer dem Ehrgeiz entsagt, selbst Kunst machen zu wollen. Er hat sich in weiser Beschränkung damit begnügt, die Kunst zu fördern und seelisch und geistig auf ihre erzieherische Aufgabe am Volke auszurichten. Er betrachtet es als seine vornehmste Führungsaufgabe, die Kunst mit neuen Impulsen zu erfüllen, ihr den Blick für die Größe der Zeit zu eröffnen und sie damit auch mit dem Ehrgeiz zu erfüllen, die Zeit in künstlerischen Bildern zu fassen und zur Darstellung zu bringen.

-39-

So wie auf den Gebieten aller anderen Künste der Auftrag der wichtigste Ansporn für die künstlerische Schöpfung darstellt, so auch auf dem Gebiete des Films. Es ist das der Öffentlichkeit viel zu wenig bekannt, als daß es unwidersprochen hingenommen werden könnte. Seine großen Erfolge, die er vor allem in den vergangenen zwei Kriegsjahren unter dem Beifall des gesamten filmliebenden Publikums im Reich und weit über unsere Grenzen hinaus erreichen konnte, sind in der Hauptsache der stärksten staatlichen Förderung, die ihm zuteil wurde, zu verdanken. Wir sind auch darauf bedacht gewesen, ihm daneben eine Auftragserteilung im weitesten Sinne zuteil werden zu lassen. Die größten Filmkunstwerke aus den vergangenen zwei Jahren sind Ergebnisse von Auftragserteilungen der staatlichen Führungsinstanzen gewesen.

Nicht der Staat hat diese Filme gemacht, er hat sie nur angeregt. Er hat ihre willens- und erziehungsmäßige Tendenz festgelegt. Er gab den Auftrag dazu, und zwar nicht an besserwissende Dilettanten oder an Ignoranten, die sich an ihn heranzumachen versuchten, weil sie im freien Wettbewerb keine Erfolge zu erzielen vermochten. Der Auftrag erging an die bewährtesten und qualifiziertesten Kräfte der deutschen Filmkunst; und wie der Erfolg beweist, ist auf diesem Wege eine Höherentwicklung des deutschen Films erreicht worden, die wir alle, als wir damit begannen, für unmöglich hielten.

Der Staatsauftrag hat damit nunmehr auch auf dem Gebiete der Filmschöpfung nichts Anrüchiges mehr an sich; er stellt die höchste Ehre und den größten Ansporn für den dar, der damit bedacht wird. Der Staatsauftrag steht der öffentlichen Kritik, und zwar durch den berufensten Kritiker, durch das Publikum selbst. Und das Publikum hat durch seinen Massenbesuch ein Urteil gefallt, das alle ästhetischen Einwände in ihre Schranken zurückweist. Was gilt demgegenüber das hysterische Gekeife demokra-

-40-

tischer Presse- und Kunstsnobisten! Wir sind wie auf allen anderen Gebieten, auch hier unseren eigenen, individuellen, typisch nationalsozialistischen Weg gegangen, und er hat auf einem Gebiet, auf dem man das lange Jahre für unmöglich gehalten hatte, zu bleibenden und das ganze Volk begeisternden Erfolgen geführt. Und es ist ja schließlich der Erfolg, der die Richtigkeit eines eingeschlagenen Weges und einer angewandten Methode bestätigt.

Damit gewinnt aber auch der Film als nationale Erziehungskunst ein ganz neues Verhältnis zum Volke selbst. Wir Nationalsozialisten sind in die Politik eingetreten mit dem leidenschaftlichen Wunsch, alle Dinge des öffentlichen Lebens eindeutig und kompromißlos auf das Volk und sein Wohl einzustellen und auszurichten. In diesem Bestreben konnten wir den Film nicht außer acht lassen. Wir mußten ihn als Massenkunst für die Millionen unserer Nation in den Bezirk der öffentlichen Führung mit hineinbeziehen. Der Film, zu dem der Staat den Auftrag gab, war und ist damit zugleich einer unserer wertvollsten nationalen Erziehungsfaktoren. Er hat aber gerade in seiner nationalen Zielsetzung damit auch eine internationale Wirkung ausgeübt, die weit über das bisher übliche Maß hinausgreift. Seine Erfolge, die zu einem wahren Durchbruch der deutschen Filmkunst geführt haben, sind für alle Völker Europas beispielgebend und anspornend. Und was am meisten von unseren Kritikern vor Beschreiten

dieses neuen Weges bezweifelt wurde, das ist nunmehr in konsequenter Verwirklichung der von uns damals gegebenen Prognosen eingetreten:
unsere stärksten nationalen Filmstoffe haben zu den größten internationalen Erfolgen geführt, diese größten nationalen und internationalen Erfolge stellten die stärksten künstlerischen Erfolge dar, die stärksten künstlerischen Erfolge aber erzielten auch die höchsten Kassenergebnisse. Wir sahen sich hier also ein Experiment vollziehen, das etwas gänzlich Neuartiges auf dem Gebiete des
-41-

künstlerischen Lebens in unserem Staate darstellt. Als wir unsere großen nationalen Erziehungsfilme planten, haben wir in keiner Weise auf das Geld gesehen, sondern nur darauf geachtet, daß der Kunst und der Erziehung gedient wurde. Den Filmen, die so auf die kompromißloseste künstlerische und pädagogische Weise entstanden, die also in keiner Beziehung dem Gelde nachliefen, ist dann, als sie vor die Öffentlichkeit traten, das Geld nachgelaufen. Damit sind viele veraltete demokratische Anschauungen über die Kunst gründlich über den Haufen geworfen worden. Das Gegenteil der liberalen Kunsttheorie hat sich wieder einmal als richtig erwiesen.
Man hält uns heute vielfach im gegnerischen Lager vor, es sei also eine Propagandakunst, die wir anstrebten. Wir sind uns dessen niemals bewußt geworden. Wir wollen mit unseren Filmen keine Propaganda betreiben, wir wollen mit ihnen Kunst schaffen, und zwar Kunst, die ihrem höchsten Sinne nach volkserzieherisch wirkt. Wenn diese Kunst dadurch, daß sie an Güte kaum noch zu übertreffen ist, gleichzeitig auch propagandistisch, das heißt werbend für uns und unsere Auffassungen wirkt, so liegt das zwar nicht in unseren ausgesprochenen Absichten, kann aber zweifellos als erwünschte Zugabe zu unseren künstlerischen Erfolgen gebucht werden.
Die Kunst hat die Aufgabe, durch höchste Entwicklung ihres künstlerischen Charakters der Nation damit auch den höchsten Dienst zu tun. Das ist uns hier gelungen. Der deutsche Film hat eine Aufwärtsentwicklung durchgemacht, die gerade in den vergangenen zwei Jahren fast staunenerregend wirkt. Unsere Kinotheater sind den Sommer und den Winter hindurch überfüllt wie nie. Millionenfach strömt das deutsche Volk in sie hinein, um in ihnen gleichwie in den deutschen Theatern Erbauung, Belehrung, aber auch Unterhaltung zu suchen. Ein rangmäßiger Unterschied zwischen dem Theater und dem Film ist kaum noch zu erkennen.
-42-

Niemand wagt es mehr, den Film als eine Kunst minderer Kategorie in eine zweite Klasse zurückzusetzen.
Beispielgebend und im höchsten Grade fördernd hat dabei die Arbeit der Deutschen Wochenschau gewirkt. Sie ist in einem Umfange von uns, vor allem durch die heroische Einsatzbereitschaft unserer Propagandakompanien, gefördert worden, daß man, ohne in nationale Prahlerei zu verfallen, heute ruhig behaupten darf, daß wir auf diesem Gebiet der Weltproduktion gegenüber einen kilometerweiten Vorsprung halten, der gar nicht mehr eingeholt werden kann. Wir haben das in der Hauptsache unseren PK.-Männern zu verdanken, die ja zum größten Teil aus den Reihen unserer Fllmkameraleute hervorgegangen sind oder doch von ihnen erzogen wurden. Viele von ihnen haben im Dienste an der deutschen Nation ihr Leben gelassen. Hier offenbart sich eine im höchsten Grade moderne Art der Kriegführung, an die die dilettantische Propaganda der Feindmächte überhaupt nicht heranreicht. Was bedeuten demgegenüber noch demokratische Schwätzereien, die sich durch ihre Erfolglosigkeit selbst widerlegen? Im übrigen kann man auch hier feststellen, was wir auf allen anderen Gebieten immer und immer wieder erlebten, daß nämlich unsere Gegner uns zuerst bekämpfen, um uns dann zu kopieren. Sie machen die verzweifeltsten Anstrengungen, um unseren auf diesem Gebiet gehaltenen Vorsprung

einzuholen. Es wird ihnen nicht gelingen. Die deutsche dokumentarische und die deutsche Spielfilmkunst haben sich gerade unter dem starken und mitreißenden Ansporn des Krieges zu einer Höhe entwickelt, die nun zu halten und weiter auszubauen die Aufgabe der nächsten Jahre sein wird.
Heute nun haben wir die Tore unserer Filmtheater in Stadt und Land wieder für die deutsche Jugend geöffnet. Wiederum richte ich vom UFA-Palast in Berlin aus meinen Appell an diese Jugend, stelle ihr den erzieherischen Charakter dieser Millionen Jungen und Mädel umspannenden Tätigkeit dar und lege auch ein gutes

-43-

Wort für den unterhaltenden Teil unserer Filmkunst ein. Am heutigen Sonntag haben sich in den deutschen Filmtheatern 900.000 Jungen und Mädel zur Begehung der ersten Filmfeierstunde im Herbst 1941 versammelt. Damit erhält der deutsche Film bei der nachwachsenden Jugend schon in ihren frühen Jahren eine Breiten- und Tiefenwirkung von ungeahnten Ausmaßen. Er wird hier als Erziehungs-, aber auch als Unterhaltungsfaktor eingesetzt. Es soll sich in diesen Stunden nicht ausschließlich nur um die innere und äußere Ausrichtung der deutschen Jugend handeln, im Gegenteil, wir betrachten es als unsere Aufgabe, auch ihr in diesen harten Zeiten, die selbst an der Jugend nicht spurlos vorübergehen, Entspannung und auch Unterhaltung im besten Sinne zu bieten.
Wenn ich mich dazu entschlossen habe, diesem jugenderzieherischen Werk meine stärkste Unterstützung zu leihen, so deshalb, weil ich davon überzeugt bin, daß von ihm breite Ströme des Segens für unsere ganze deutsche Jugend ausgehen werden. Als ich noch in eurem Alter stand, galt es als unfein und wurde gerade deshalb von uns Jungens bevorzugt gepflegt, ins Kino zu gehen. Wir mußten uns noch heimlich in die verqualmten Säle oder in die zu Filmvorführungsräumen umgebauten Scheunen stehlen; das, was uns dort im Anfang des Films als Massenvergnügen geboten wurde, war allerdings alles andere als Kunst und verdiente diesen Ehrentitel auch nicht im entferntesten Sinne. Heute braucht sich die deutsche Jugend nicht mehr verstohlen in die Kinotheater zu schleichen. Es zeugt nicht für einen besonderen Kassenschlager und ist auch kein Lockmittel für die Erwachsenen mehr, wenn an den Eingangstüren der Kinotheater steht: "Für Jugendliche verboten!" Im Gegenteil, es ist das Bestreben unserer Filmproduktion, mehr und mehr Filme zu schaffen, die für das gesamte Volk, für hoch und niedrig, arm und reich und jung und alt zugänglich sind. Wir führen die deutsche Jugend in die

-44-

Filmtheater hinein, da sie heute nicht mehr Brutstätten staatsfeindlicher und zerstörerischer Anschauungen, sondern nationale Erziehungsstätten im wahrsten Sinne des Wortes sind. Der deutsche Film hat unter unserer starken und fördernden Einwirkung nun endlich seine Kinderkrankheiten überwunden. Er ist damit sozusagen aus den Flegeljahren heraus.
Welche Entwicklung können wir damit verbuchen! Vom *Kintopp* zur Filmkunst! Wieviel Schweiß, wieviel Mühe, wieviel Idealismus und edler künstlerischer Fanatismus ist an dieses hohe und begeisternde Ziel gesetzt worden! Augenblicklich läuft in den deutschen Filmtheatern ein Film, der das Schicksal der Bahnbrecherin des deutschen Theaters, Karoline Neuber, unter dem Titel "Komödianten" zur Darstellung bringt. Damals stand das deutsche Theater vor derselben Entscheidung, wie heute der Film;
auch es mußte einmal den Sprung von der Schmiere zur Kunst wagen. Nur mit dem einen Unterschied gegen heute: damals ließ man die Pioniere einer wirklichen Theaterkunst verlacht oder vergessen auf den Landstraßen sterben; heute versehen wir die Pioniere einer wirklichen Filmkunst mit staatlichen Aufträgen und geben ihnen damit die Möglichkeit, unter größter wirtschaftlicher und geistiger

Förderung der nationalen Führung ihre großen Pläne und hohen Ziele in die Wirklichkeit zu übertragen.
Wie glücklich muß eine Jugend sein, in einem solchen Staate zu leben! Welche Perspektiven eröffnen sich damit auch auf allen anderen Gebieten für jeden Jungen, der, mit den starken Kräften und Anspornen seiner Rasse ausgestattet, sich anschickt, in das tätige Leben hinauszutreten.
Der deutsche Film, eben im Begriffe stehend, die letzten Abarten einer vergangenen unkünstlerischen Entwicklung von sich abzuwerfen, öffnet vom heutigen Sonntag an der deutschen Jugend für den kommenden Winter wieder weit seine Tore. An vielen Sonntagen in den nächsten Monaten werden sich viele Millionen
-45-

deutscher Jungen und Mädel vor der Leinwand versammeln, und in dem vor ihren brennenden Augen abrollenden dramatischen Geschehen sollen sie das Leben erkennen und begreifen lernen. Damit übt der Film gerade am bildungsfähigsten und bildungshungrigsten Teil des deutschen Volkes, an seiner Jugend, seine Mission als nationaler Erzieher aus.
Ich eröffne in diesem Sinne dieses Millionenwerk mit meinen besten Wünschen, der deutschen Jugend zur Freude, dem deutschen Film zur Ehre und unserer Nation zum Segen.
-46-

* * * * *

# Soldaten im Kampf der Geister

**12. Oktober 1941**

Die Haltung des Volkes, und zwar sowohl an der Front wie in der Heimat, ist ein ausschlaggebender Faktor im modernen Krieg. Das war schon im Weltkrieg so, und wenn wir Deutschen in dieser Beziehung nicht versagt hätten, dann hätten wir damals gesiegt. Auch in diesem Kriege haben unsere Feinde in der Erkenntnis, daß sie uns mit den Waffen nicht bezwingen können, ihre ganze Hoffnung auf den Seelenkrieg gesetzt. Trotz aller gegenteiligen Beweise glauben sie, durch eine ununterbrochene Zersetzungspropaganda am Ende doch noch das deutsche Volk von seiner Führung trennen zu können. Sie scheuen in dieser Beziehung kein Mittel der Lüge und der Verleumdung. Es ist ganz unmöglich, all ihre Enten und Panikmeldungen zu dementieren; die deutschen Zeitungen hätten dafür täglich mehrere Seiten nötig, und es würde unseren Gegnern bei ihrer Veranlagung gewiß nicht an Phantasie fehlen, ihren dahinschwindenden Lügenvorrat nach Bedarf zu ergänzen. Wir müssen uns also darauf beschränken, unsere Politik und Kriegführung in großen und klaren Zügen zur Darstellung zu bringen und im übrigen die Tatsachen für sich sprechen zu lassen. Um aber unser Volk vor politischen Torheiten ähnlich denen vom November 1918, wo Narren und Ideologen in ihrer dummen Naivität glaubten, auch in Frankreich sei die Revolution ausgebrochen und die Engländer hätten auf ihren Kriegsschiffen die rote Fahne gehißt, zu bewahren, befiehlt das Gesetz, nicht zuzuhören, wenn der Feind spricht.
Das soll durchaus nicht etwa heißen, daß wir uns untereinander nicht über die Sorgen der Zeit unterhalten wollten. Selbst Fluchen
-47-

und gelegentliches Schimpfen wird nicht zum Staatsverbrechen erhoben, wenn jemand sich über dieses oder jenes geärgert hat und das Bedürfnis verspürt, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Gelegenheit dazu geben die tausend unangenehmen Begleiterscheinungen des Krieges, die nun einmal unvermeidlich sind. Aber bei einigem Nachdenken wird auch der Dümmste dahinterkommen, daß

nicht immer die Regierung Schuld daran trägt. Sie kann zwar vieles machen, aber nicht z. B. das Wetter. Wenn der Winter abnorm lange dauert, dann kommen eben die Frühkartoffeln später als sonst. Man kann zwar ungehalten darüber sein und schimpfen, aber auch dadurch wachsen sie nicht schneller. Und die Regierung raucht auch nicht die Zigaretten, die heute allenthalben fehlen, selbst weg, sondern das Publikum raucht bis zu 25 Prozent mehr als vor dem Kriege, und diesem erhöhten Bedarf ist unsere Rauchwarenindustrie einfach nicht gewachsen.

Das sind Fragen, die wir unter uns auszumachen haben. Die Engländer haben dabei überhaupt nicht mitzureden, denn erstens sind die Frühkartoffeln in Großbritannien auch nicht schneller gewachsen als bei uns und stehen in London genau wie in Berlin Schlangen vor den Zigarettenläden, und zweitens bemächtigen sich die britischen Propagandisten dieser Fragen nicht, um uns etwa mit Frühkartoffeln oder Zigaretten auszuhelfen, sondern um unser Volk zu verhetzen. Es gilt beim Militär eine gute alte Regel, die wohl solange existiert, wie es Soldaten gibt, und auch heute noch gilt: gelegentliches Schimpfen wird nicht als unkameradschaftlich empfunden, aber es muß in der Kompanie bleiben, und ein Zivilist hat überhaupt da nicht hineinzureden. Ein Soldat mag dieses oder jenes an seinem Hauptmann auszusetzen haben, er wird niemals dulden, daß einer außerhalb der Kompanie etwas gegen ihn sagt.

Das nennt man Korpsgeist, und Korpsgeist haben wir heute als Volk nötig. Wir sind eine verschworene Gemeinschaft und gehören auf Gedeih und Verderb zusammen. In diesem geschichtlichen



Ringen geht es um die letzten Dinge unseres nationalen Lebens. Wie ein Sieg uns allen zugute kommen wird, so würde eine Niederlage uns alle vernichten. Daß ein verlorener Krieg nicht von den Reichen bezahlt wird oder auf die Arbeiterschaft abgewälzt werden kann, das hat uns Versailles bewiesen. Und diesmal gehen unsere Feinde eingestandenermaßen darauf aus, uns in unserem nationalen Lebenskern zu treffen und das deutsche Volk als Gemeinschaft zu vernichten. Sie werden ja nicht müde der Welt darzulegen, daß auf Versailles ein Über-Versailles folgen müsse, und wie dieses im einzelnen auszusehen habe, das sich überhaupt auch nur vorzustellen, dazu reicht eine normale menschliche Phantasie nicht aus.

Es handelt sich also nicht um einen Spaß oder um eine Laune, wenn wir unentwegt bemüht bleiben, unser Volk gegen die Wirkungen der feindlichen Zersetzungspropaganda abzuschirmen, das ist bitterer Ernst. Auch der Kampf um die Seelen der Völker ist ein Kriegsschauplatz, und wenn hier mit anderen Waffen gekämpft wird als im normalen Krieg, so ist das kein Beweis dafür, daß hier auch andere Werte auf dem Spiel ständen. Ein vom Gegner geschickt lanciertes Gerücht kann unter Umständen mehr Schaden anstiften als ein mißlungener Panzervorstoß; und wer sich an der Verbreitung eines solchen Gerüchtes beteiligt, handelt genau so pflichtvergessen wie ein Panzerschütze, der, ohne einen Schuß abzugeben, seinen Panzer verlassen und die Flucht ergreifen würde.

Die Zersetzungsarbeit ist seit jeher ein Spezialgebiet der britischen Propaganda gewesen. Die Engländer haben sie in ihrer langen Kolonialgeschichte meisterhaft beherrschen gelernt. Da kam es meistens darauf an, unterworfene Völker durch Ausspielen alter und eingewachsener Gegensätze aufzuspalten und damit in ihrem Widerstand zu entkräften, so daß sie mit einem Minimum an militärischen Machtmitteln in Schach gehalten werden konnten. In dieser Propaganda ist den Engländern jedes Mittel recht. Sie spielen je nach Bedarf als Plutokraten den Sozialisten, als Christen den



Mohammedaner, als Europäer den Araber und umgekehrt. Skrupel sind ihnen dabei vollkommen unbekannt. Und da sie sich meistens nur wenig am Kampfe beteiligen, sondern ihn durch andere für

sich ausfechten lassen, bleibt ihnen für diesen Teil des Krieges sehr viel Zeit übrig, auch heute. Sie sitzen auf ihrer Insel und schauen zu. Das blutige Geschäft besorgen die Polen oder die Norweger oder die Holländer, Belgier und Franzosen, die Serben, Griechen oder Bolschewisten für sie. Die Lords bleiben zu Hause und schmieden Ränke und Intrigen, streuen Gerüchte aus, schlagen Lärm, erfüllen die Weltöffentlichkeit mit ihrem verlogenen Geschrei und suchen die Völker mit ihren Regierungen zu entzweien, um sie um so leichter unterwerfen und um so gefahrloser beherrschen zu können.
Eine nationale Führung, die diesen Namen verdient, muß ihr Volk rechtzeitig auf diese Gefahr aufmerksam machen und es gegen die Wirkungen einer solchen Zersetzungsarbeit immunisieren. Das hat gar nichts damit zu tun, daß man etwa Angst davor hätte. Auch der Arzt immunisiert sich gegen ansteckende Krankheiten;
ohne sie zu fürchten. Das ist einfach eine hygienische Maßnahme. Denn Bazillen sind heimtückische Feinde des gesunden Menschen, und er kann sich nicht darauf berufen, daß ihm nichts passieren werde, weil er eben gesund sei. Man darf uns auch als Gegenbeweis z. B. nicht entgegenhalten, daß die Engländer deutsche Rundfunksendungen abhören dürfen, denn erstens schwindeln wir nicht wie die Engländer, und zweitens wollen wir ja auch den Krieg gewinnen. Wenn wir alles so machen wollten wie die Engländer, warum sollten wir dann siegen? Die Engländer haben ja auch vor dem Kriege keine allgemeine Wehrpflicht gehabt, und das war mit ein Grund, warum sie von unseren Soldaten aus Europa verjagt wurden, wo sie sich auch nur zeigten. Sie haben ja auch keine Tanks und Flugzeuge in ausreichender Zahl gebaut und waren auch aus diesem Grunde unseren Waffen immer unterlegen. Sie
-50-

haben auch einen Churchill und keinen Hitler. Hier liegen ja die Voraussetzungen unseres Sieges. Wir finden die Engländer auf keinem Gebiet nachahmenswert, und wer uns ausgerechnet sie als Beispiel empfiehlt, müßte füglich auch wünschen und erwarten. daß wir dieselben Niederlagen erlitten, wie sie sie erleiden.
Selbstverständlich haben sie uns gegenüber gewisse Vorteile, die wir durch erhöhte Anstrengungen auszugleichen versuchen müssen. Sie sind reich, wir sind arm. Sie besitzen ein Weltreich, wir sind auf engem Raum zusammengepfercht. Sie erfreuen sich seit Jahrhunderten einer festgefügten nationalen Einigkeit, wir tragen noch die Narben ehemaliger und erst jüngst überwundener innerer Zwietracht an uns. Sie können sich manchen Luxus leisten, den wir uns versagen müssen. Aber das ist nicht nur unsere Schwäche, sondern auch unsere Stärke. Nachdem London uns einmal zum Kriege gezwungen hat, sind wir dauernd im Angriff, während Großbritannien alle Hände voll zu tun hat, sich zu verteidigen. Wir haben unsere nationale Gemeinschaft unter so schweren Opfern errungen, daß wir wissen, was wir an ihr zu verlieren haben. Uns ist nichts geschenkt worden. Was wir besitzen, das haben wir uns auch selbst erkämpfen müssen. Wir dürfen gar nichts davon aufgeben, im Gegenteil, wir müssen etwas dazu gewinnen. Dieses Bewußtsein macht uns stark und unüberwindlich.
Wir müssen schon aus nationalem Zwang disziplinierter leben als die Engländer. Unsere geschichtlichen Erfolge sind zum großen Teil Ergebnisse unserer Disziplin. Nur weil wir, vor allem im Kriege, einheitlich denken und handeln, kann der Führer im Vertrauen auf die Geschlossenheit der Nation seine kühnen und risikoreichen Entschlüsse fassen. Jeder große Sieg hat meistens ein großes Wagnis zur Voraussetzung. Das Wagnis aber wird um so geringer, je disziplinierter sich eine Nation dafür zur Verfügung stellt. Mit einer Kompanie, die geschlossen marschiert, kann man sich

manchmal auch in verzweifelt erscheinenden Situationen noch durchschlagen; ein wilder Haufen, in dem jeder tun und lassen kann, was er will, ist verloren, auch wenn er zahlenmäßig eine ganze Division ausmacht.
Wir leben in einer Zeit, die alle Möglichkeiten in sich birgt. Sie gibt uns eine Chance, die unwiederbringlich verloren wäre, wenn wir sie nicht ergreifen und mit beiden Händen festhalten wollten. Unsere Wehrmacht hat die militärischen Voraussetzungen zum Siege in einem Umfange geschaffen, daß er uns auf diesem Gebiet gar nicht mehr streitig gemacht werden kann. Das wissen unsere Gegner so gut wie wir. Sie reden auch gar nicht mehr davon, daß sie nach Europa kommen wollten, um uns niederzuwerfen. Ernährungsmäßig müssen wir uns zwar nach der Decke strecken, aber es geht uns mindestens so gut, wenn nicht besser, als unseren Feinden. Fast ganz Europa arbeitet für unsere Rüstungen. Keine wie auch immer geartete wirtschaftliche oder militärische Allianz kann uns in die Enge treiben. Wir sind krisenfest nach jeder Richtung.
Darum der Ansturm der feindlichen Propaganda gegen unsere Herzen. Sie wollen uns durch uns selbst besiegen und dagegen müssen wir uns wappnen. Wir müssen einen eisernen Ring um unsere Gemeinschaft schließen, durch den der Gegner keinen Einlaß findet. Das ist auch eine kriegerische Handlung, und auch das bringt uns dem Sieg und dem Frieden näher. Solange der Feind noch hofft, uns durch seine Lügenpropaganda umwerfen zu können, solange wird er weiterkämpfen. Bricht sich bei ihm einmal die Erkenntnis Bahn, daß unsere Gemeinschaft auf keine Weise zu erschüttern ist, dann sieht er damit auch seine letzte Chance verloren.
Darum laßt uns im Kampfe der Geister wie Soldaten handeln! Verteidigen wir auf diesem Felde unser nationales Leben mit derselben Tapferkeit, aber auch mit derselben Disziplin, mit der


der Soldat das auf dem Schlachtfelde tut. Halten wir es für die höchste Ehre, vom Feinde angegriffen und beschimpft, und für die größte Schmach, von ihm gelobt oder umschmeichelt zu werden.
Dann wird seine Lügenpropaganda an unserer nationalen Disziplin zerbrechen.
Die Heimat schuldet das der Front.


* * * * *

# Nach dem Terminkalender

**24. Oktober 1941**

Die Engländer haben im bisherigen Verlauf des Krieges nicht einen einzigen Sieg von Bedeutung aufzuweisen. Wo sie irgendwo in Europa oder anderswo mit unseren Soldaten zusammentrafen, da mußten sie, und zwar meistens nach kurzer Zeit, Fersengeld geben und einen, wie sie sich angewöhnt haben zu sagen, glänzenden Rückzug antreten. Ihr militärisches Prestige ist so ziemlich dahin;
nicht nur bei den neutralen Völkern, auch sie selbst trauen sich nicht allzuviel mehr zu. Zwar stoßen sie hin und wieder noch ein unartikuliertes Kriegsgeschrei aus, schlagen laut und vernehmlich mit den Schwertern an ihre Schilde, ergehen sich in finsteren Drohungen, was sie morgen oder übermorgen für Heldentaten vollbringen wollen; aber das ist auch alles.
Als sie beispielsweise bei Beginn des Ostfeldzuges von der nahe bevorstehenden Invasion als der selbstverständlichsten Sache der Welt redeten, da wußte jeder Kenner, daß das nur Angabe war, daß sie sich lediglich ein publizistisches Alibi verschaffen wollten, weil ihr militärisches Renommee auf dem Nullpunkt stand. Ihre nationale Eitelkeit verbietet ihnen natürlich, das vor der Öffentlichkeit zuzugeben. Sie gönnen unserer Wehrmacht ihre Siege nicht. Sie können sie zwar durch ihre Redereien nicht aus der Welt schaffen, aber sie suchen wenigstens den Anschein zu erwecken, als seien sie ganz

zwecklos und für die Erringung des Endsieges vollkommen unerheblich; außerdem kämen sie zu spät, und da sie von der deutschen Führung früher erwartet und geplant gewesen seien, wären sie in Wirklichkeit glatte Niederlagen.
-54-

Dieses Verfahren ist ebenso perfide wie albern. Wenn überhaupt in diesem Kriege von Siegen und gewonnenen Feldzügen die Rede ist, dann täten die Engländer gut daran, zu schweigen und in ihre Ecke zurückzukriechen. Statt dessen aber ergehen sie sich in lauten Prahlereien und Besserwissereien, kreiden uns wie Beckmesser dem jungen Walter Stolzing unsere angeblichen operativen und taktischen Fehler an, um dann am Ende eines siegreichen Feldzuges den Ruf anzustimmen: "Versungen und vertan!"
Machen wir eine Million Gefangene, so behaupten sie, wir hätten eigentlich zwei Millionen machen wollen, unser Erfolg sei also in Wirklichkeit ein Mißerfolg. Nehmen wir eine Stadt am 15. Oktober, dann erklären sie, die Einnahme dieser Stadt sei eigentlich für den 10. Oktober geplant gewesen, der Führer habe sich also wieder einmal verrechnet und stände jetzt vor dem Scheitern seiner Projekte. Erobern wir Kiew, dann sagen sie mit dreister Unschuldsmiene, wir hätten eigentlich Leningrad erobern wollen und hätten nur Kiew genommen, um unser Volk zu beruhigen; es bestände für uns also gar kein Grund zu einer Sondermeldung, im Gegenteil, nur Grund, unser Haupt zu verhüllen und zu weinen.
Die Engländer rechnen uns den Krieg nach ihrem Terminkalender vor. Sie spielen sich auf, als würden sie zu den geheimsten Besprechungen unserer militärischen und politischen Führung hinzugezogen, wüßten alles, nicht nur, was wir sagen, sondern auch was wir denken. Die Zumutung, die sie damit an die europäische Intelligenz stellen, ist eigentlich eine Beleidigung; denn die Engländer wissen gar nichts. Was sie über die Operationen im Osten berichten, ist lauter Kombination oder Schwindel, den sich ihre Presselümmel aus den schmutzigen Fingernägeln saugen. Vom Gang der politischen Dinge in Deutschland ganz zu schweigen. Sie bringen z. B. in ihrem deutschen Nachrichtendienst Klatsch-geschichten aus unserer politischen oder militärischen Führung;
-55-

der Fachmann sieht sofort, daß sie sich die materiellen Unterlagen zu diesen dreisten Lügen aus alten Adreßbüchern der Vorkriegszeit geholt haben, und es passiert ihnen manchmal, daß sie behaupten, der oder jener habe sich dies oder jenes zuschulden kommen lassen, während er in Wirklichkeit schon vor drei Jahren gestorben ist. Man hat schon so sein Kreuz mit ihnen. Sie sind so dumm, daß sie stinken. Man brauchte eigentlich auf ihren Schwindel gar nicht einzugehen; er widerlegt sich selbst.
Man stelle sich einmal vor, die Engländer machten auf irgendeinem Kriegsschauplatz eine halbe Million Gefangene. Stopft euch Ohropax in die Ohren, denn das dann anhebende Geschrei bringt euer Trommelfell in Gefahr! Aber sie haben keinen auch nur annähernd gleichen Erfolg aufzuweisen, und darum nähren sie sich vom kargen Brot der Kritik. Sie gleichen dabei dem Hund, der den Mond anbellt.
Einer ihrer beliebtesten Tricks ist folgender: stößt die deutsche Wehrmacht in ungestümem Vormarsch vor, dann eilen sie flugs mit ihren Nachrichten den Tatsachen weit voraus. Das gibt zwar einen augenblicklichen Schock' in der britischen öffentlichen Meinung, bietet ihnen aber am anderen Tage die Möglichkeit, zu behaupten, daß unsere Soldaten die bereits erreichten Ziele wieder hätten auf- und dem Druck des Gegners hätten nachgeben müssen. Aus einem Sieg wird so eine Niederlage gemacht. Das ist genau dasselbe, wie wenn ich einem Bekannten mitteilen wollte, daß seine Mutter gestorben sei, um ihm nach einer Stunde eine Freude zu bereiten mit der Nachricht, daß sie nur die Grippe habe.

Wenn es nach den Engländern ginge, dann besäßen wir überhaupt keine Möglichkeit, den Krieg zu gewinnen. Unsere Erfolge sind die Grundlage unserer Niederlage, ihre Mißerfolge und Rückzüge die Grundlage ihres Sieges. Daß sie den Kontinent haben räumen müssen, ist für den weiteren Verlauf des Krieges ohne jede Bedeutung; daß wir am 15. Oktober nicht, wie angeblich
-56-

geplant, in Leningrad einziehen, das ist der eigentliche Grund dafür, daß wir nunmehr und endgültig den Krieg verloren haben.
Es ist zu blödsinnig. Die Schreibtischstrategen in London haben das Gehirn einer Kuh. Man kann mit ihnen überhaupt nicht polemisieren, weil sie einfach auf keine Argumente eingehen. Sie haben ja auch gar nichts vorzubringen. Es geht ihnen so gottserbärmlich schlecht, daß man es ihnen nicht einmal verübeln kann, wenn sie so reden und schreiben, wie sie es tun. Sie gleichen dem Eichhörnchen, das mühsam seine Nahrung sucht. Sie fühlen sich durch unsere Erfolge ständig gedemütigt und reagieren ihre Minderwertigkeitskomplexe mit dummdreisten Anzapfungen ab. Sie, die auf die weitere Entwicklung in Europa überhaupt keinen Einfluß mehr besitzen, haben sich, anstatt sich für sich einen Terminkalender anzulegen, einen solchen für uns angelegt, und nach dem müssen wir nun siegen, ob wir wollen oder nicht.
Das war schon bei Beginn des Krieges so. Im Winter 1939/40 erklärten sie, weil wir im Oktober vorher nicht den Sturm auf die Maginotlinie gewagt hätten, sei der Krieg für uns verloren. Als wir Norwegen ihrem geplanten Zugriff entrissen, meinten sie, nun seien unsere Fronten so verlängert, daß wir schon deshalb nicht mehr gewinnen könnten. Als der Balkan von ihnen reingefegt wurde, behaupteten sie, das hätte ein Jahr früher geschehen müssen; jetzt sei das vollkommen zwecklos und ohne jeden Einfluß auf den weiteren Verlauf des Krieges. Als wir die bolschewistische Bedrohung abschüttelten und die sowjetischen Stoßarmeen zertrümmerten, verlangten sie von uns, daß wir Raum gewinnen sollten. Jetzt, wo wir Raum gewinnen, ist es wieder umgekehrt. Wir schlagen ihnen einen Festlandsdegen nach dem anderen aus der Hand; sie aber antworten darauf, die Zeit arbeite für sie.
Man beleidigt uns direkt mit der Zumutung, daß wir auf diese faden Einwände etwas erwidern sollen. Der Führer siegt nicht nach englischem, sondern nach seinem eigenen Plan. Wie es um den
-57-

bestellt ist, davon haben die Plutokraten in London nicht einmal eine blasse Vorstellung. Sie tappen vollkommen im Dunkeln. Wenn sie uns Termine setzen, dann geschieht das aus lauter Angst. Irgend etwas müssen sie ja ihrem schafsgeduldigen Publikum sagen. Sie können ja schlecht zugeben, daß sie sich in all ihren Hoffnungen und Illusionen getäuscht haben. Und im übrigen wird der Verlauf des Krieges nicht nach einem improvisierten englischen Terminkalender, sondern nach einem festliegenden deutschen Plan entschieden. Dabei haben die Engländer gar nichts mehr mitzureden.
Das Verfahren, das sie heute uns gegenüber anzuwenden versuchen, ist uns bereits aus der Vergangenheit bekannt. Auch unsere innerpolitischen Gegner suchten uns früher immer auf Termine festzulegen. Als wir am 14. September 1930 mit 107 Mandaten in den Reichstag einzogen, schrieben sie, wenn wir jetzt nicht an die Macht kämen, dann überhaupt nie mehr. Als wenn uns unsere Wähler nur zu dem einen Zweck gewählt hätten, uns am 17. September 1930 in der Regierung zu sehen! Dasselbe wiederholte sich im Sommer 1932, als wir 230 Mandate eroberten. Unsere damaligen Gegner kannten uns genau so schlecht wie heute die Engländer. Unsere Anhänger wählten uns, damit wir Deutschland durch eine Revolution erneuerten; wann und wie, das war für sie eine Frage zweiter Ordnung. Jedenfalls aber wollten sie nicht, daß wir ihr Mandat durch einen faulen Kompromiß entwerteten. So ist das auch heute. Unsere Soldaten werfen nicht ihre Flinten weg, weil die deutsche

Wehrmacht nicht genau zum festgesetzten englischen Datum in Leningrad einmarschiert, und für unser Volk ist die Frage, wie der Krieg zu Ende geht, ungleich viel wichtiger als die, wann er zu Ende geht. Auch können die Engländer durch eigenmächtig vorgenommene Terminfestsetzungen nicht unsere durch die Siege unserer Wehrmacht eroberten Machtpositionen in Europa aufheben, genau so wenig, wie früher unsere innerpoli-
-58-

tischen Gegner dadurch unsere 230 Mandate einfach wegdiskutieren konnten. Was sie schwätzen, ist unerheblich. Wichtig sind die Faustpfänder, die man in der Hand hat.
Und da allerdings sieht unsere Rechnung ungleich viel günstiger aus als die britische. Die Engländer bauen auf Wünsche, Hoffnungen und Illusionen, wir ausschließlich auf Tatsachen. Unsere Prognose für die Zukunft ist eine durchaus realistische. Wir machen weder uns selbst noch unserem Volke etwas vor. Nach einer ganz nüchternen Überprüfung der Lage und der uns und unseren Gegnern verbleibenden Möglichkeiten müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß der Sieg uns gewiß ist. Wann er uns in die Hand fallt, das weiß kein Mensch; aber daß wir ihn erringen werden, das wissen wir ganz genau. Dabei ist es vollkommen unerheblich, ob wir auch den von den Engländern aufgestellten Terminkalender einhalten. Wir gewinnen den Krieg so, wie wir das geplant haben, und verlieren ihn nicht so, wie die Engländer uns das vorschreiben möchten. Noch bei jedem Feldzug erklärten sie am Anfang, daß das Hitlers schwerster Fehler sei. Wir finden durchaus nicht, daß es falsch war, zuerst Polen niederzuwerfen, dann einen Winter Pause zu machen, um tief Atem zu holen, dann die Engländer aus Norwegen zu verjagen, dann Frankreich zu erledigen und die Küste gegen Großbritannien zu gewinnen, dann den Südosten zu säubern, dann die militärische Offensivkraft der Sowjetunion niederzuschlagen, um damit den Rücken gegen England frei zu bekommen. Das dauert etwas länger, als sich das manche Phantasten vielleicht vorgestellt haben, ist dafür aber auch absolut sicher. Und sicher gehen müssen wir, da es sich ja, darüber haben uns unsere britischen Kritiker gottlob nicht im Zweifel gelassen, um das Schicksal und die Zukunft unseres Volkes handelt.
Die Engländer täten also gut daran, uns in Zukunft mit ihren Terminfestsetzungen und guten Ratschlägen zu verschonen. Wir haben keine Verwendung dafür. Wenn wir einmal irgendwann die
-59-

Absicht hätten, irgendwo einen glänzenden Rückzug anzutreten, dann würden wir uns wieder vertrauensvoll an sie wenden. Vorerst aber haben wir nur die Absicht, zu siegen. Und um uns da *mit* gutem Rat zur Seite zu stehen, dazu sind sie uns zu wenig fachmännisch vorgebildet; da verlassen wir uns schon lieber auf uns selbst.
Und was die Pläne des Führers anlangt, die erfahren die Herren Engländer immer erst, wenn sie erfüllt sind. Wir denken, früh genug, und, wie die Ereignisse bewiesen haben, für ihre Bedürfnisse meistens viel zu früh.
-60-

* * * * *

# Buch und Schwert

### Rede zur Eröffnung der Woche des deutschen Buches

**26 Oktober 1941**

Die Bücher sind unsere guten Freunde. Sie begleiten uns von frühester Jugend an bis ins späte Greisenalter durch unser ganzes Dasein. Wir Deutschen als Volk der Dichter und Denker können uns ein menschliches Leben ohne Buch überhaupt nicht vorstellen. Im Buch finden wir unsere Zeit

widergespiegelt, im Buch suchen wir die Vergangenheit zu erforschen und die Zukunft zu ergründen. Das Buch ist uns Wegweiser und Ansporn zugleich.
Ein gutes Buch gilt uns Deutschen nach alter Regel mehr als zehn schlechte. Und gerade dann, wenn die Zeiten den Menschen besondere Probleme stellen, wenn sie sich krisenhaft zuspitzen oder gar in gewaltsamen revolutionären oder kriegerischen Explosionen ihren dynamischen Ausdruck finden, dann flüchten wir gern aus der Härte des Tages in die romantische Weite des Buches. Was das Buch für uns als Kulturvolk bedeutet, das haben unsere Soldaten in diesem Kriege an allen Fronten erfahren. Viele unter ihnen, die vielleicht das Buch in den Zeiten, da es ihnen leicht und ohne besondere Einschränkung zur Verfügung stand, nicht immer so hoch schätzten, wie es das eigentlich verdiente, haben es erst in ganzer Tiefe lieben und achten gelernt, da sie es entbehren mußten. Es ist vielleicht das charakteristischste Zeichen dieser Zeit, daß sie ihre schönste und beglückendste Erfüllung im Buch sucht und findet.
Unser so starkes und ausgeprägtes Verhältnis zum Buch hat auch seinen Ausdruck im Buch selbst gefunden. Kein Volk, das sein Buch so liebevoll pflegt wie gerade wir Deutschen. In seinem
-61-

Inhalt wie in seiner äußeren Gestaltung ist das deutsche Buch beispielgebend für die ganze Welt geworden. Das schöne Buch, im Inhalt wie in seiner äußeren Form, ist immer unser deutsches Ideal gewesen.
Von der unbegrenzten Weite unserer großen deutschen Geister bis zum subtilsten Spezialschrifttum umfaßt die deutsche Buchproduktion den ganzen Umfang unseres deutschen Wesens und Charakters. Welch eine Spannweite von unseren Klassikern mit ihren weltumfassenden Ideen bis zum Spezialbuch, das sich zwar nur mit einem ganz kleinen Ausschnitt unseres menschlichen Lebens beschäftigt und doch das Nebensächliche zum Wesentlichen zu erheben versucht! Gerade hier auf dem Gebiet des Fachbuches sind wir Deutschen bahnbrechend der Welt vorangeschritten. Es gibt bei uns keinen Beruf und keinen Lebensbezirk, die nicht ihre Darstellung auch in einer umfangreichen Fachliteratur gefunden hätten. Das deutsche Spezial- und Fachbuch ist in der ganzen Welt gesucht. Es wird in alle Kultursprachen übersetzt, heute noch wie ehedem.
Wenn ich am heutigen Tage in diesem Zusammenhang die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine besondere Sparte unserer Buchproduktion hinlenke, so deshalb, weil ich das Empfinden habe, daß wir hier, an der Höhe unserer gesamtdeutschen Literatur gemessen, noch einiges nachzuholen haben. Ich meine das Kinderbuch. In Deutschland beginnen die Kinder schon in frühen Jahren zu lesen. Der angeborene Bildungstrieb unseres Volkes erwacht bei ihnen recht zeitig; Kinder, deren Gemüter noch der stärksten Einprägung fähig sind, haben gerade deshalb auch einen Anspruch auf das gute Buch. Unser Kinderbuch hält heute noch nicht das, was es verspricht. Wir suchen Bücher für unsere Kinder, die in leicht faßlicher und allgemeinverständlicher Weise dem Kind das Leben in all seinen Schillerungen und Verzweigungen nahebringen. Wo unsere Kinder gute Bücher lesen wollen, müssen sie vielfach
-62-

noch auf die aus vergangenen Zeiten zurückgreifen. Wenn wir unser Jahrhundert das des Kindes nennen, so meine ich, daß wir das auch im Kinderbuch zum Ausdruck bringen müßten.
Und dasselbe gilt auch vom Buch des Soldaten. Es ist vielleicht eine der ergreifendsten Erscheinungen dieses Krieges, daß sich hier das wiederholt, was wir schon im Weltkrieg erlebten: Der Soldat, fern von der Heimat an den Fronten stehend und kämpfend, ruft nach dem Buch, weil er in ihm eine Brücke zum bürgerlichen Leben und zur Heimat zurück sieht. Das Buch, früher in Friedenszeiten ein

selbstverständlicher Genosse seines Lebens, wird ihm nun zum manchmal langentbehrten Kameraden, mit dem ihn liebste Erinnerungen und Gedanken an die Vergangenheit und an die Zukunft verknüpfen.
Die Zeit, die wir heute durchleben, findet im Buch ihren Ausdruck. So wie das Buch ein Zeichen der Zeit ist, so ist die Zeit auch im Buche gestaltet worden. Niemals kam das in unserer deutschen Geschichte stärker zum Ausdruck als heute. Wenn wir das epochale Werk des Führers "Mein Kampf" hierbei mit in Betracht ziehen dürfen, so ist es nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß Bücher die geistigen Durchbrüche unserer Zeit gewesen sind. Sie haben zu ihrem Teil Geschichte gemacht.
Das ist um so verständlicher in einem Volk, das wie wir Deutschen zum Buch immer ein besonders vertrautes und inniges Verhältnis hatte. Unser Volk ist ohne Buch eigentlich gar nicht denkbar. Wir, die wir von unseren Feinden manchmal über die Schultern als Volk der Dichter und Denker belächelt wurden, sind stolz auf diesen Ehrentitel; aber wir brauchten nur zu dieser starken Neigung zum Geistigen hin noch den Weg zu unserer eigenen Kraft zu finden, um die Anwartschaft auf eine wahre Weltmacht zu erringen. Diese Umwandlung unseres Volkswesens findet in unserer Zeit statt. Gerade der Krieg hat sie am deutlichsten in Erscheinung treten lassen. Er ist damit wie eine Zeit des


Schwertes, so auch eine Zeit des Buches geworden, und es ist deshalb kein Zufall, daß wir mitten im Lärm der Schlachten in einer Woche, in der im Osten das entscheidende Ringen um die europäische Kultur fortgesetzt wird, hier mitten im Herzen des Reiches, in der Stadt unserer Klassiker, die große Woche des deutschen Buches feierlich eröffnen.
Es geschieht das allerdings in einem anderen Zeichen, als das in Friedenszeiten der Fall war. Damals bekannten wir uns zum Buch nur als Wegbegleiter. Heute bekennen wir uns zum Buch als Lebensbedingung. Was das Buch uns eigentlich bedeutet, das haben wir alle in diesen harten Monaten des Krieges erfahren. Er brachte uns trotz seines harten und unerbittlichen Realismus keine Abwendung, sondern eine noch stärkere Hinwendung zu unserer Klassik und zu allen Werten, die in den Zeiten unserer großen Geistigkeit eingeschlossen sind. Wieder umfängt uns heute, allerdings mit einem härteren und unromantischeren Zauber als ehedem, die ganze Atmosphäre dieser Stadt, die wir so lieben, weil sie die eine Seite unseres deutschen Wesens am gültigsten zur Ausprägung bringt.
Der Krieg, den heute unsere Soldaten siegreich an allen Fronten durchfechten, ist für uns Deutsche mehr als nur ein Kampf um Rohstoffe und Lebensraum. Er bedeutet für unsere Volksgesamtheit die Behauptung der europäischen Kultur, die wir Deutschen in unseren sicheren Schutz genommen haben. Wieder einmal sind die ältesten und wertvollsten Kulturvölker des europäischen Kontinents angetreten, um das zu verteidigen, was sie in über zwei Jahrtausenden aufgebaut haben. Wieder stellen sich die Leiber unserer Soldaten schützend vor ein uraltes Kulturerbe, das, vom Licht der Menschheit bestrahlt, ewig erhalten bleiben muß.
Was bedeuten demgegenüber die inhaltlosen und faden Schwätzereien ungebildeter Literaten, die eine sterile Zivilisation verteidigen, für die es sich nicht zu leben, geschweige denn zu


sterben verlohnt. Wir haben sie niemals ernst genommen und nehmen sie auch heute nicht ernst. Von der Höhe einer zweitausendjährigen Geschichte schauen wir mit souveräner Verachtung auf diese kulturfeindlichen Kräfte herab, die nur humanitäre Worte im Munde führen, hinter denen keine Werte stehen. Wer sich in der entscheidenden Stunde Europas mit den Bolschewisten verbündet, um die europäische Kultur zu verteidigen, der richtet sich und seine Kultur damit selbst. In diesen Monaten setzen sich die Achsenmächte gegen das größte Verbrechen gegen die europäische Kultur zur Wehr. Wir antworten auf die Kritik unserer liberal-demokratischen Widersacher nur mit einem Hinweis auf

die deutsche Kulturleistung aus zwei Jahrtausenden, die keiner Rechtfertigung mehr bedarf. Die systematische Fürsorge, die das nationalsozialistische Reich dem deutschen kulturellen Leben in all seinen Äußerungen und Ausstrahlungen in den vergangenen fast neun Jahren hat angedeihen lassen, ist unser Alibi gegen die literarischen Aufrufe unserer Feinde, die Papier sind und Papier bleiben werden.
Eines der wichtigsten kulturellen Güter, denen wir in den vergangenen Jahren unseres nationalsozialistischen Aufbaus unsere besondere Fürsorge haben angedeihen lassen, war und ist das deutsche Buch. Es hat seit der Machtübernahme einen wahrhaft stolzen Aufstieg angetreten; und wenn sich gerade im Kriege das ganze deutsche Volk in noch nie dagewesener Weise zu den Weiten seiner Dichtung bekennt, so ist das der stolzeste Beweis für den Erfolg unserer systematischen Buch- und Kulturpflege in den vergangenen Jahren.
Zwei Aufgaben insbesondere hat das deutsche Buch im Kriege zu erfüllen: es zeigt dem deutschen Volke die gewaltigen Hintergründe des geschichtlichen Geschehens unserer Tage, und es spendet ihm Kraft und Entspannung in den schweren Wochen und Monaten des Krieges. Gerade darum ist das deutsche Buch
-65-

vor allem zum wahren Eigentum des deutschen Soldaten an der Front geworden. Das Wort vom "Zarathustra im Tornister des deutschen Musketiers" ist heute vielfach Wirklichkeit geworden. Gibt es ein schöneres Zeichen für die innere Verbundenheit unseres Volkes mit dem Buch als die Tatsache, daß gerade im Kriege unsere Klassiker in steigendem Umfange von vielen Tausenden verlangt und gelesen werden ?
Daneben steht nun der Erfolg unserer Buchpflege, der durch Zahlen belegt werden kann, die alle von uns gehegten optimistischen Erwartungen weit in den Schatten stellen. 250 Millionen Bücher und Schriften wurden im abgelaufenen Berichtsjahr im Reich herausgebracht bei einer Durchschnittsauflage aller Erscheinungen von rund 11.000 Stück. Wieder steht an erster Stelle das schöngeistige Schrifttum mit einer Gesamterzeugung von 72 Millionen Büchern. Hierunter befinden sich allein 39 Millionen Neuerscheinungen. Die Zahl von 44 Millionen neu aufgelegter Bücher beweist, daß bei uns, wohl hauptsächlich infolge unserer systematischen Buchpflege, das Buch als Eintagssensation vollkommen verschwunden ist. Wirklich wertvolles Schrifttum kann auf das Interesse unseres Volkes viele Jahre hindurch rechnen.
An zweiter Stelle steht die politische und dokumentarische Literatur der Zeit mit einer Gesamtauflage von 56% Millionen. Diese Auflage widerlegt in schlagendster Weise die Einwendungen der Feindseite, daß das deutsche Volk sein Interesse an der Gegenwart verloren hätte. Unter den 56% Millionen Büchern der Zeit befinden sich 33 Millionen Neuerscheinungen auf dem Gebiet des Wehr- und Kriegsschrifttums. Daneben steht die stärkste Anteilnahme des deutschen Volkes am Schrifttum der uns befreundeten Nationen. Allein 641 ausländische Werke wurden im Berichtsjahr ins Deutsche übertragen.
Wenn man bei einer Würdigung dieser Leistungen die Unsumme von Schwierigkeiten in Rechnung stellt, die zu überwinden waren,
-66-

dann müssen diese Erfolge um so höher geweitet werden. Verlage und Druckereien gaben einen großen Teil ihrer besten Mitarbeiter an die Wehrmacht ab. Die Papierfrage wurde mit längerer Dauer des Krieges von Woche zu Woche schwieriger und komplizierter. Dabei galt es für das deutsche Schrifttum, vor allem seine elementarste Pflicht der kämpfenden Front gegenüber zu erfüllen. Über hundert deutsche Dichter von Ruf tragen heute als Soldaten den grauen Rock und sind in der

Hauptsache bei den Propagandakompanien eingesetzt. Sie machen sich zu Kündern des geschichtlichen Geschehens unserer Zeit. Sie sitzen nicht mehr zu Hause am Schreibtisch, um für die kämpfende Front Papieraufrufe zu verfassen; sie stehen mitten unter den Soldaten des Reiches, um die Heimat zu verteidigen und daneben dem Volke ein möglichst nahes Bild von den Kämpfen um das Reich und um die europäische Kultur zu vermitteln.

Wenn wir also heute zur Kriegsbuchwoche 1941 aufrufen, so ist dieser Appell alles andere als eine äußere und leere Repräsentation. Diese Kriegsbuchwoche soll der Auftakt neuer großer Aktionen im Dienste des deutschen Schrifttums sein. Sie steht im Zeichen von Buch und Schwert und richtet ihren Anruf an die Nation bei Beginn des dritten Kriegswinters. Sie stellt an das ganze Volk besondere und wichtige Aufgaben.

Die erste und vornehmste, sozusagen eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, ist die, die deutsche Wehrmacht im kommenden Winter ausreichend mit guten Büchern zu versorgen. Es werden dazu in der Hauptsache zwei Wege beschritten. Eine Auswahl bester Literatur wird in Großauflage in handlichstem und ansprechendstem Format herausgebracht und der Wehrmacht zur Verteilung übergeben. Als erstes Ergebnis dieser Aktion werde ich in Kürze 3 Millionen Bücher an die deutschen Soldaten an der Front zum Versand gelangen lassen. Diese großzügige Maßnahme, die gewiß von unseren Soldaten mit Freude begrüßt



werden wird, soll im Laufe des Winters noch einmal wiederholt werden.

Daneben geht die großzügige Ausführung des Aufrufs des Reichsleiters Rosenberg zur 3. Büchersammlung der NSDAP. Ungezählte Millionen Bände aus allen Sparten unseres deutschen Schrifttums sind in den vergangenen zwei Jahren auf grund dieser Sammlung an die Front gegangen; aber immer noch nicht ist der Lesehunger unserer Soldaten befriedigt. Wenn die nationalsozialistische Bewegung jetzt wiederum an das deutsche Volk appelliert, so will das nicht heißen, daß der Bücherfreund noch einmal seinen Bücherschrank von überflüssigen Schmökern reinigen soll. Für unsere Soldaten ist auch hier das Beste gerade gut genug. Unter Einsatz von 7000 Mitarbeitern der Partei konnten bisher 6,7 Millionen Bücher an 60.000 Wehrmachtbüchereien abgeliefert werden. Diese Großaktion, die alles bisher auf diesem Gebiete Dagewesene weit in den Schatten stellt, soll nun mit einem machtvollen Aufwand fortgesetzt werden. Welche Woche wäre nun eher geeignet dazu, unsere Volksgenossen zu veranlassen, das Letzte an Büchern für unsere Soldaten herzugeben, als gerade diese Woche, die im ganzen Reich im Zeichen des deutschen Buches steht? Daneben geht die Fortführung der Werbung für Buch-Feldpostsendungen. Weitere 6 Millionen deutsche Bücher sind so an unsere Soldaten gelangt.

Aber nicht allein die Front ruft nach dem Buch; auch die Heimat ist seiner in höchstem Maße bedürftig. Gerade die schwerarbeitenden Volksgenossen sollen im Kriege besonders in den Genuß des deutschen Kulturgutes kommen. Es ist nicht damit getan, sie allein durch kulturelle Veranstaltungen zu betreuen, sie ins Theater oder ins Kino zu führen. Der deutsche Bauer und der deutsche Arbeiter, die deutsche Mutter und die deutsche Hausfrau verlangen für die wenigen Stunden ihrer Freizeit nach geistiger Entspannung und neuer Kräfteaufspeicherung. Die Heimat hat



ein Anrecht darauf, im Buch die Zeit wiederzufinden und durch das Buch über die Zeit hinaus geistig in die Zukunft hinübergeführt zu werden.

Große Buch- und Dokumentenschauen im Rahmen der Buchwoche sollen dem deutschen Volke einen Überblick über die unvergänglichen Werte vermitteln, die im deutschen Buch niedergelegt sind. Hier

kann es am besten erkennen, was seine Dichter und Schriftsteller ihm bedeuten und was es ihnen zu verdanken hat. Wie auf allen anderen Gebieten, so geht auch auf dem Gebiet des Schrifttums die Wirkung vom Menschen aus. Der Dichter und Schriftsteller ist der Mittelpunkt des Buchgeschehens. Wir haben es seit 1938 sozusagen zur Tradition erhoben, in Verbindung mit der Eröffnung der Woche des deutschen Buches ein deutsches Dichtertreffen hier auf dem geheiligsten Boden von Weimar zu veranstalten. Jedes dieser Dichtertreffen war ein Bekenntnis zur gemeinsamen Verpflichtung des dichtenden und schreibenden Deutschland zum neuen Reich.
Zum ersten Male haben wir in diesem Jahre mitten im Kriege die führenden Autoren befreundeter Nationen zu uns geladen. Auf meine Bitte hin haben sie eine Reise durch das Reich gemacht. Alles ist ihnen gezeigt und nichts ist ihnen vorenthalten worden. Wir haben nichts zu verbergen. Sie sollten mit offenen Augen Volk, Land und Leute studieren und sollten aus der Kraft, die die deutsche Nation heute in der Heimat ausstrahlt, auf die Kraft schließen, die unsere kämpfende Front darstellt. Ihre eben abgeschlossene Reise war sozusagen ein praktischer Anschauungsunterricht und eine Belehrung darüber, ob die deutsche Nation ein Anrecht darauf hat, endlich ihre provinziellen Fesseln abzustreifen und den Weg zur Weltmacht anzutreten.
Wenn ich mich nun in dieser Stunde von Weimar aus an das ganze schreibende und lesende Deutschland wende, so verbinde ich mit diesem Aufruf an die Nation meinen tiefgefühlten Dank


an alle im Dienste des deutschen Schrifttums schaffenden Volksgenossen. Der Stolz auf unsere bisherigen Leistungen, der sie alle erfüllt, wird von mir in vollstem Umfange geteilt. Wir haben mehr denn je die Berechtigung, in unserem Ausblick auf die Zukunft glücklich und zufrieden zu sein. Inmitten der Schlachten, die um das neue Europa geschlagen werden, zeichnen sich bereits die großen Zukunftsaufgaben unserer Nation und mitten in ihr des deutschen Schrifttums in seiner Gesamtheit ab.
Wie glücklich muß uns alle solch ein Tag machen! Die ganze Nation steht in dieser Stunde um das deutsche Buch versammelt. Buch und Schwert als Einheit bilden das Symbol dieser Zeit ohne Beispiel. So wie das Schwert im Kampf um eine neue Anschauung eine Waffe des Geistes ist, so ist das Buch in diesem Kampfe eine Waffe der Front geworden. Wann hätten wir mehr Grund gehabt, in tiefem Vertrauen und voll glühender Dankbarkeit auf den Führer und seine Soldaten zu schauen, die in diesem gigantischen Ringen Europa beschützen und einen Wall aufrichten gegen den Versuch einer Überflutung unseres alten und doch so jungen Kulturkontinents durch barbarische Horden aus dem Osten!
In dieser festlichen Stunde, nur vor diesem Kreise abgehalten, aber von der ganzen Nation mit Dankbarkeit aufgenommen, richten sich unsere Blicke nach dem Osten. In fester und unbeirrbarer Zuversicht fühlen wir uns gerade heute als Vertreter des geistigen Deutschlands mit dem Führer als dem obersten Beschützer unseres kulturellen Lebens verbunden. Er hat den Mut gehabt, den Kampf gegen den ewigen Weltfeind noch einmal auf sich zu nehmen. Mit seinen Soldaten beschützt er alles, was wir besitzen: Haus und Hof, unsere Frauen und unsere Kinder, aber auch unsere Kultur, unsere ewigen Güter und nicht zuletzt unter ihnen das deutsche Buch als die schärfste Waffe unseres Geistes. Daß es einer segensreichen Zukunft entgegengehen möge, das ist heute unser herzlichster Wunsch.


In diesem Sinne richte ich meinen Ruf an die Dichter unserer Zeit. Zum größten Teil stehen sie kämpfend an der Front, und vielleicht ist der eine oder andere in dieser Stunde durch Zufall an irgendeinem Rundfunkapparat weit im Osten Zeuge dieser Stunde, die er in Friedenszeiten mit uns zusammen zu erleben pflegte. Daß wir der Zeit würdig sein wollen, das soll unser Gelöbnis in dieser

Stunde sein. Mit der Kraft des Wortes wollen wir sie schildern, so wie der deutsche Soldat sie mit der Kraft des Schwertes gestaltet. Mit ihm gemeinsam wollen wir sie am Ende erfüllen. Die große Zeit soll uns in Bereitschaft finden. Dann wird die Stunde kommen, da das Reich die Zeit der stolzesten Blüte seiner Geschichte beginnt.
Wann hätte dann der Dichter mehr Grund gehabt zu dem stolzen Ausruf: "Du nimm den Strick, Barbarei, und mache Dich auf Verbannung gefaßt!"
-71-

* * * * *

# An die Berliner

### Aufruf aus Anlaß des 15 jährigen Jubiläums als Gauleiter der Reichshauptstadt

**28. Oktober 1941**

Am heutigen Tage sind fünfzehn Jahre vergangen, seit ich die Ehre habe, im Auftrage des Führers die nationalsozialistische Bewegung in der Reichshauptstadt zu führen. Im Rückblick auf diese eineinhalb Jahrzehnte habe ich das Bedürfnis, der Berliner Bevölkerung und insbesondere meinen alten Parteigenossen, die mich auf dem schweren Wege der Eroberung der Reichshauptstadt und ihrer politischen, geistigen und gesellschaftlichen Umwandlung begleiteten, meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für die vielen Beweise der Anhänglichkeit und Gefolgschaftstreue, die sie mir dabei in guten und schlechten Zeiten stets entgegengebracht haben. Daneben verdient aber auch die Berliner Bevölkerung ein Wort der Anerkennung für die tadellose Haltung, die sie besonders in den zwei Kriegsjahren immer gezeigt hat.
Die Bürger in einer Viereinhalbmillionenstadt haben es manchmal schwerer als anderswo. Sie können nur einträchtig und in Frieden neben- und miteinander leben, wenn sie die Disziplin zum obersten Gesetz ihres Gemeinwesens erheben. Wir Berliner müssen zusammenhalten und aufeinander Rücksicht nehmen, wenn wir als Millionenstadt überhaupt bestehen wollen. Der Führungs- und Verwaltungsmechanismus unserer Stadt ist so feinnervig und kompliziert, daß er nur funktionieren kann, wenn alle Bürger daran mitarbeiten und dabei mit Eifer bestrebt sind, die öffentliche Ordnung zum vornehmsten Ideal ihres Zusammenlebens zu machen.
Das haben die Berliner und Berlinerinnen in den vergangenen zwei Kriegsjahren in anerkennenswerter Weise getan. Gleich nach
-72-

Kriegsbeginn hatten wir in der Reichshauptstadt eine monatelange Kälteperiode, vielfach ohne jede oder doch ohne ausreichende Beheizungsmöglichkeit zu überstehen, die alles bisher in dieser Beziehung Dagewesene weit in den Schatten stellte. Dazu kamen Transportschwierigkeiten, die einmal das Brot, einmal das Gemüse, einmal die Kartoffeln und einmal die Zigarren oder die Zigaretten knapp werden ließen. Wenn es für mich noch eines Anstoßes bedurft hätte, um die Berliner ganz in mein Herz einzuschließen, dann wäre er in diesen Monaten gegeben worden. Es war außerordentlich erfreulich, zu sehen, wie die reichshauptstädtische Bevölkerung dieser Schwierigkeiten Herr wurde. Zwar konnten wir einen Teil davon durch großzügige Gemeinschaftshilfe überwinden, aber es blieb doch immer noch genug davon übrig, um jeden einzelnen auf eine harte Probe zu stellen.
Berlin hat diese wie alle anderen, die uns in der Folgezeit noch auferlegt werden mußten, mit dem ihm eigenen harten Wirklichkeitssinn, mit der so viel verschrienen äußeren Kühle und der so wenig bekannten inneren Wärme seines millionenfach schlagenden Stadtherzens bestanden. Wir haben es genau wie alle anderen großen Städte nicht leicht gehabt im Kriege; aber auch wir sind mit ihm fertig

geworden. Wenn die englischen Lügenpropagandisten ihre Hoffnung auf Berlin gesetzt haben, wenn sie glauben, gerade wir wären nicht stark im Nehmen und würden bei der ersten ganz schweren Belastungsprobe zusammenbrechen, wenn sie nicht müde werden, in die Welt hinauszuschreien, daß wir uns durch die Härte der Londoner beschämen lassen müßten, so können wir darauf nur auf gut Berlinisch antworten: Denkste!

Die Berliner hatten im Weltkrieg leider keinen guten Ruf. Das kam daher, daß sich in der Reichshauptstadt die parasitären Kriegsgesellschaften festgesetzt hatten, daß vornehmlich in Berliner Zeitungen der Defaitismus propagiert wurde, daß hier Sozialdemokratie und Spartakus ihr Unwesen trieben und Juden und

-73-

Schieber unsere Stadt nach außen hin repräsentierten. Der Berliner selbst hatte entweder gar nichts oder doch nur sehr wenig damit zu tun. Trotzdem haben wir heute allen Grund, auf den guten Ruf unserer Stadt zu achten. Denn sie ist ja die Hauptstadt des Reiches. Sie muß danach streben, sich besonders auszuzeichnen durch ihre Disziplin, durch ihren nationalen Enthusiasmus, durch ihr sozialistisches Gemeinschaftsgefühl und durch die stolze Härte ihrer politischen Haltung, die sie in allen Lebenslagen zu beweisen hat. Sie muß, komme, was kommen mag, eine krisenfeste Stadt bleiben.

Dazu bringt ihr Berliner und Berlinerinnen alle natürlichen Veranlagungen eures Charakters mit. Zwar seid ihr in der ganzen Welt bekannt dafür, daß ihr nicht auf den Mund gefallen seid. Aber keiner weiß so gut wie ich, und ich habe aus den fünfzehn Jahren, die ich nun euer Gauleiter bin, tausendundein Beispiele und Beweise dafür, daß hinter eurer sogenannten Schnoddrigkeit ein warmes, mitfühlendes und teilnehmendes Herz steht. Wenn einer sagt, ihr seid kühl und ohne Begeisterungsfähigkeit, so antworte ich ihm, daß er euch nicht kennt oder nicht versteht oder über euch die Unwahrheit sagt. Ihr geht nur nicht mit euren Herzen hausieren. Anstatt gefühlvoll werdet ihr naßforsch. Aber ich weiß, daß das nur eine andere Art von Gemüt ist. Es ist auch gar nicht wahr, daß ihr in den steinernen Straßen und Häuserreihen eurer großen Stadt den Sinn für die Natur verloren hättet. Das sagen nur die, die Berlin niemals an einem Sommersonntag am Wannsee oder am Müggelsee erlebten, sondern die Reichshauptstadt nur kennen von gelegentlichen Besuchen, die am Anhalter Bahnhof beginnen und am Potsdamer Bahnhof ihr Ende finden.

Ich aber kenne euch besser. Als ich vor fünfzehn Jahren zu euch kam, brachte auch ich alle diese traditionellen Vorurteile gegen euch und eure Stadt mit. Ihr habt mich gründlich davon geheilt, und zwar nicht, indem ihr für euch Propaganda machtet, sondern

-74-

indem ihr einfach so wart, wie ihr seid: fleißig, arbeitsam, behende im Denken und im Handeln, ohne falsches Pathos und fernab jeder sentimentalen Rührseligkeit, begeistert für Dinge und Menschen, die Begeisterung verdienen, voll kühler Ablehnung gegen stupide Angeberei und gesegnet mit einem entwaffnenden Witz, den ich wie viele andere Nichtberliner zuerst gar nicht verstand, dann aber im Laufe der Jahre erst recht an euch lieben und schätzen gelernt habe, und den ich mir zum großen Teil, soweit ich ihn heute selbst besitze, bei euch anlernte, um damit meine politische Polemik zu würzen.

Wir haben es uns in den vergangenen fünfzehn Jahren nicht immer leicht gemacht. Als ich 1926 zu euch kam, war im nationalen Lager allgemein die Meinung verbreitet, Berlin könne nur noch mit Gewalt dem nationalen Gedanken zurückgewonnen werden. Nach Moskau war es die röteste Stadt der Welt, und es nannte sich auch mit Stolz so. Ich habe es trotzdem mit der Kraft des Gefühls und mit der Gewalt der großen, neuen Idee des Führers mit euch versucht» und ich habe recht dabei behalten. Wenn die nationalsozialistische Bewegung sich in Berlin durchsetzen konnte, so nur deshalb, weil ihr

Berliner nicht so wart, wie man euch im Reich vielfach ansah. Und was wir damals in der Kampfzeit in Tausenden von Versammlungen gelernt haben, davon zehren wir heute noch. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Berlin im Kriege die beste Gelegenheit hat und sie auch wahrnimmt, sich den Ehrentitel der Hauptstadt des Reiches zu verdienen.

Wie großzügig ihr seid, das habe ich daraus ersehen können, daß ihr es mir niemals zum Vorwurf gemacht habt, kein Berliner zu sein. Das ist einer der Hauptgründe, warum ich einer geworden bin. Ich fühle mich wohl unter euch und lebe sehr gerne in unserer Stadt Hier verbinden mich Erinnerungen an jeden Stadtteil, an jede Straße, an jeden Platz und an jeden Saal. — Wohin ich auch verreisen mag, ich sehne mich immer wieder nach unserer Stadt

-75-

zurück, nach ihrer hellen und klaren Atmosphäre, nach ihrer Regsamkeit, nach ihrem Arbeitsenthusiasmus, nach ihrem Tempo, nach ihrem wachen und elastischen Geist. Wenn ich morgens unter euch zur Arbeit gehe, wenn ich euch abends irgendwo in den Straßen und auf den Plätzen beobachte, wenn ich bei Großkundgebungen im Sportpalast unter euch trete und mich die ganze hitzige Luft einer Kampfversammlung heute noch wie in alter Zeit umfängt, wenn ihr mir eure saftigen Zwischenrufe entgegenschmettert, dann fühle ich mich bei euch zu Hause, dann denke ich manchmal, wie lohnend doch die vergangenen 15 Jahre für uns alle gewesen sind und daß sie die schönste Zeit meines Lebens waren.

Das wollte ich euch heute einmal in aller Öffentlichkeit sagen. Ich glaube, nach fünfzehn Jahren das Recht dazu zu haben. Die Zeit ist nicht dazu angetan, die Fackeln zu entzünden und Feste zu feiern. Wir sind im Kriege. Wann aber wäre ein gutes und aufmunterndes Wort eher angebracht als gerade jetzt? Ich weiß, daß ihr es heute schwer habt. Ihr alle müßt arbeiten wie nie. Eure Frauen stehen manchmal stundenlang vor den Geschäften, um etwas Gemüse zu kaufen. Eure Kinder sind vielfach landverschickt und monatelang von euch getrennt. Manchmal fehlt die Molle, manchmal die Zigarette. Dann müßt ihr, weil das nötige Personal nicht vorhanden ist, Kohlen schippen, dann nachts in die Luftschutzkeller, dann nach zwei Stunden Schlaf wieder an die harte Arbeit. Das ist in vielen Städten des Reiches so, und mancherorts noch schlimmer. Wir von der Partei suchen nach Möglichkeit, eure Lasten zu erleichtern. Kein Tag vergeht, daß wir nicht damit beschäftigt wären, für euch zu sorgen und hier und da etwas für euch herauszuholen.

Aber trotzdem bleibt noch so viel übrig an Last, daß ihr genug daran zu schleppen habt. Daß ihr nicht murrt und nicht knurrt, daß ihr euch in das Unabänderliche willig und gehorsam fügt, daß

-76-

ihr trotz aller Unannehmlichkeiten, trotz aller durch den Krieg vermehrten Sorgen und Bedrängnisse nicht den Humor und die gute Laune verliert, daß ihr den Ehrgeiz habt, euch von keiner anderen Stadt beschämen zu lassen, dafür möchte ich euch heute danken. Und wenn ich daran die Bitte knüpfe, daß ihr auch in den kommenden gewiß nicht leichten Wochen und Monaten den Kopf hochhaltet und euch nie und nimmer unterkriegen laßt, so weiß ich, daß das für euch alle eine Selbstverständlichkeit ist.

Noch niemals habt ihr euch einem Rufe des Führers versagt. Wenn er heute mit seinen tapferen Soldaten Siege von weltgeschichtlicher Bedeutung erringt, so soll er hinter sich eine geschlossene, zu jedem Opfer bereite Heimat wissen und mitten darin die Hauptstadt unseres Reiches, aufrecht, tapfer, arbeitsam und lebensmutig, allen Lagen und Schwierigkeiten gewachsen, den Ernst der Zeit ernst nehmend und das, was keinen Ernst verdient, mit Humor und guter Laune ertragend, mit einem Wort: eine Reichshauptstadt, die sich diesen Ehrentitel täglich neu verdient.

-77-

* * * * *

# Wann oder Wie?

**9. November 1941**

Es ist uns erst im Verlaufe dieses Krieges klargeworden, wie krank das Nachweltkriegseuropa war und welcher durchgreifenden Maßnahmen es bedurfte, bedarf und noch bedürfen wird, um es wieder ganz zur Gesundung zu bringen. Wie bei einem Menschen eine harmlose Grippe manchmal eine ganze Reihe von latent vorhandenen Krankheiten zum Ausbruch bringen kann, so kann auch ein an sich wenig bedeutsamer Vorgang große Erschütterungen bei einem Erdteil hervorrufen. Der versteht nichts von Politik, das heißt von werdender Geschichte, der glaubt, daß der Anlaß auch immer die Ursache der großen Menschheitskatastrophen und Völkerumformungen gewesen sei. Die Schüsse in Serajewo beispielsweise haben den Weltkrieg zwar veranlaßt, aber nicht verursacht. Europa war damals reif dazu. Es war schon einige Jahre früher dazu reif; nur daß die damals in Deutschland Verantwortlichen die Gefahr nicht sehen wollten, die Dinge treiben ließen und dann in einer Situation zur Entscheidung gezwungen wurden, die sie früher viel günstiger hätten haben können und die nun denkbar ungünstig geworden war. Wenn man weiß, daß einem ein unerbittlicher Gegner gegenübersteht, der eben sein Gewehr anlegt, um von bester Position aus zu schießen, dann tut man gut daran, seinem Schuß zuvorzukommen. Eine nationale Führung handelt verantwortungslos, wenn sie die Dinge sich langsam zuspitzen läßt, ohne die Gefahr erkennen zu wollen, und dann zu den Waffen ruft, wenn sie bereits ihre Schärfe verloren haben,

Es ist deshalb auch erklärlich, daß im Verlaufe eines geschichtlichen Ringens, in dem es sich um Sein oder Nichtsein ganzer



Völker handelt, der eigentliche Anlaß, der dieses Ringen auslöste, immer mehr dem Denken der. Menschen entschwindet und in ihrer Erinnerung verblaßt Wie klein erscheint uns heute angesichts der ins Gigantische ausgeweiteten Dimensionen dieses Krieges die Frage, um die es im August 1939 ging. Die Stadt Danzig sollte wieder ins Reich zurückkehren und ein Korridor durch den Korridor gelegt werden. Diese mehr als bescheidenen deutschen Forderungen wurden von unseren Feinden in den Wind geschlagen, ja, zum Anlaß des Krieges benutzt, und wie ein Erdbeben wanderte im Gefolge dieser zynischen Herausforderung die große Erschütterung über unseren Kontinent. Alle alten, nie oder doch nur gänzlich unzulänglich gelösten Probleme Europas brachen damit auf. Daß Versailles diesen Erdteil immer noch in seine Fessel schlug, daß die absterbenden Plutodemokratien das sozialistische, mit seiner wachsenden Kinderzahl auf viel zu engem Raum zusammengepreßte Deutschland mit ihrem Würgegriff an der Kehle hielten, daß die jungen Achsenmächte von den Reichtümern und Rohstoffen der Welt ausgeschlossen und damit zu einem langsamen Siechtum und Volkstod verurteilt waren, daß England mit Hilfe seiner hörigen Trabanten zu jedem ihm geeignet erscheinenden Zeitpunkt den Kontinent beunruhigen und in Aufruhr versetzen konnte, daß im Osten die Sowjetunion 170 Millionen zu einem Elendsdasein verurteilte, um eine bolschewistische Wehrmacht aufzubauen, mit der sie bei der großen Krise über den Kontinent herfallen konnte, daß sie die feste Absicht hatte, in einer barbarischen Völkerrevolution die letzten Stützen seines wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens zum Einsturz zu bringen: diese Fragen standen nun zur Debatte.

Sie alle sind in diesem Kriege zur Lösung fällig, ob wir wollen oder nicht. Wir müssen nach dem Gesetz weitermarschieren, nach dem wir angetreten sind. Es gibt für keinen von uns mehr eine Ausweichmöglichkeit. Wir können nichts verschieben und nichts

vertagen. Darum stellt auch jeder Einzelfeldzug dieses Krieges geschichtlich gesehen einen Krieg für sich dar, den wir, wurden wir ihn heute nicht führen, in Zukunft wahrscheinlich unter ungleich viel ungünstigeren Umständen rühren müßten. Niemand wird annehmen wollen, daß die europäischen Probleme gelöst gewesen wären, hätte Polen im Sommer 1939 auf Danzig und einen Durchgang durch den Korridor endgültig verzichtet, oder wären England und Frankreich nach der siegreichen Beendigung des Polenfeldzugs auf das Friedensangebot des Führers eingegangen. Glaubt man etwa, London hätte dann Ruhe gegeben, oder die Sowjetunion wäre zu der Überzeugung gekommen, sie habe ihre Revolutionsarmeen nur zum Spaß aufgebaut? Wir hätten in wenigen Jahren wieder antreten müssen, nur mit dem Unterschied, daß uns dann unsere Gegner, belehrt durch die militärischen Erfahrungen des Polenfeldzugs, ein Rüstungspotential entgegengestellt hätten, dem wir unter Umständen nicht mehr gewachsen gewesen wären.
Das Schicksal nimmt uns zwar hart und unerbittlich vor, aber es meint es gut mit uns. Es zwingt uns zu Entscheidungen, die wir bei scheinbarer Nachgiebigkeit des Feindes vielleicht nicht treffen würden und dann zweifellos später in einer wahrhaft tödlichen Bedrohung auf uns nehmen müßten. Die elementarsten Lebensprobleme unseres Erdteils sind aufgeworfen und dulden keinen Aufschub mehr. Europa muß sich entscheiden, ob es leben oder ob es im Chaos versinken will.
Dem Reich, Italien und den mit ihnen verbündeten Mächten bietet sich dabei die einzigartige Gelegenheit, die europäische Neuordnung führend in die Wege zu leiten. Damit stehen wir auf unserem Kontinent vor einer geschichtlich noch nicht dagewesenen Möglichkeit. Es handelt sich also um mehr als um eine bloße Bereinigung territorialer Unstimmigkeiten; es geht um alles. Dementsprechend sind auch die Dimensionen, in denen sich dieser


Krieg abspielt. Er stellt in Wirklichkeit die Zusammenfassung einer Reihe von kriegerischen Auseinandersetzungen dar, die, würden sie heute nicht vorgenommen, in einigen Jahren fällig sein würden. Das dürfen wir bei allen Belastungen seelischer und materieller Art, die nun einmal mit diesem Krieg wie mit allen Kriegen verbunden sind, niemals vergessen. Wichtiger also noch als die Frage, wann dieser Krieg zu Ende geht, ist die Frage, wie er zu Ende geht. Gewinnen wir ihn, dann ist alles gewonnen:
Rohstoff- und Ernährungsfreiheit, Lebensraum, Grundlage der sozialen Neugestaltung unseres Staates und die Möglichkeit des völkischen Sichauslebens für die Achsenmächte; verlören wir ihn, so wäre aber auch ebenso alles das und mehr noch verloren: nämlich unser nationales Leben überhaupt und insgesamt.
Denn das wird von unseren Gegnern in Frage gestellt. Sie mögen sich unterscheiden in ihren Meinungen, wie man das Reich und seine Verbündeten am zweckmäßigsten und dauerhaftesten vernichtet. Der eine plädiert für Auflösung unserer Wehr- und Wirtschaftseinheit, der andere für regionale Zerschlagung unseres Staatsgefüges, der dritte für Geburtenkontrolle und Herabminderung unserer Bevölkerungszahl auf 10 Millionen, der vierte für Sterilisierung der gesamten Bevölkerung unter sechzig Jahren; in einem aber sind sie sich alle einig: in dem festen Willen und Entschluß, daß Deutschland, gelingt es noch einmal, uns niederzuwerfen, vernichtet, ausgerottet und ausgelöscht werden muß. Ein Versailles hätten wir nicht zu erwarten, das uns eine wenn auch ganz geringe Möglichkeit zur nationalen Wiedergeburt ließe. Je aussichtsloser die militärische Lage für die Gegenseite wird, um so blutrünstiger werden die alttestamentarisch anmutenden Rachephantasien, in denen sie sich politisch auslebt. Ihre Parolen mögen noch so verführerisch für das Ohr des Ungeübten

klingen, hinter ihren humanitären, scheinheiligen Phrasen lauert der nackte Vernichtungswille. Die Achsenmächte kämpfen tatsächlich um ihr
-81-

elementares Dasein, und die Sorgen und Bedrängnisse, die uns allen im Kriege auferlegt werden müssen, würden verblassen vor dem Inferno, das unser wartete, wenn wir ihn verlören.
Es hat gar keinen Zweck, darum herumzureden. Klarheit ist nie ein Anlaß zur Schwäche, sondern immer nur ein Anlaß zur Stärke gewesen. Wäre dem deutschen Volke im Jahre 1917 ein großer nationaler Erwecker erstanden, der ihm mit der seherischen Kraft eines Propheten alles das vorausgesagt hätte, was ihm nach der Kapitulation vom November 1918 an Demütigungen zugefügt wurde, wir hätten wahrscheinlich in der letzten Viertelstunde den Atem nicht verloren und den Krieg gewonnen. Es mußte ein nationalpolitisches Genie wie Adolf Hitler kommen, um den durch unser Versagen im November 1918 angerichteten Schaden in einem über zwanzigjährigen Kampf wiedergutzumachen. Und trotzdem hing sein Werk oft genug an einem seidenen Faden. Eine Wiederholung kann es nicht geben. Die Chance, die die deutsche Nation heute besitzt, ist zwar ihre größte, aber auch ihre letzte. Das müssen wir uns täglich und stündlich klarmachen. Daran muß der Soldat denken, wenn er in die Schlacht zieht, daran muß der Arbeiter denken, wenn er ans Werk geht, daran muß der Bauer denken, wenn er dem Acker das tägliche Brot für sein Volk abringt, daran muß der Ingenieur, der Wissenschaftler, der Beamte, der Arzt, der Künstler denken, wenn er der Nation an seinem Platze dient. Das muß unser Gebet am Morgen und am Abend sein. Es muß wie ein Leitmotiv durch unser ganzes Sein und Handeln gehen.
Wir können siegen, und wir werden siegen. Aber es bedarf dazu einer gigantischen nationalen Kraftanstrengung des gesamten Volkes. Keiner darf sich davon ausnehmen, denn es geht uns alle an. Wie ein gewonnener Krieg uns allen zugute kommen wird, so würde ein verlorener uns alle zu Boden schlagen. Wie immer in den ganz großen Stunden unserer Geschichte hat unser Volk sein Schicksal in seiner eigenen Hand. Wir sind unseres Glückes
-82-

Schmied, heute mehr denn je. Die nationalen Ziele der Achsenmächte sind hoch gesteckt. Wir sollen, um der allgemeinen europäischen Verwirrung ein Ende zu machen, den anderen Völkern Wegweiser und Vorbilder sein. Kann man es da dem Schicksal verdenken, daß es uns vor dem letzten großen Triumph noch einmal auf eine letzte harte Probe stellt? Hat jemand geglaubt, daß uns die historische Aufgabe der Neuordnung eines Kontinents leicht und fast unverdient in den Schoß fallen würde? Die Geschichte verschenkt nichts, sie bietet alles nur an. Wer da nicht zugreift und festhält, wird alles verlieren.
So liegen die Dinge, und so müssen wir sie auch sehen. Wir wissen nur zu genau, welche schweren Opfer der Krieg von fast allen fordert. Aber sind die Opfer, die die geschlagenen Völker, auch wenn sie jetzt schon wieder außerhalb des Krieges leben, bringen müssen, nicht ungleich viel größer als die unseren? Obschon wir den bedeutendsten Teil der Last der Kriegführung zu tragen haben, erfreuen wir uns doch unter allen europäischen Nationen noch des höchsten Lebensstandards. Wir müssen uns Einschränkungen auf allen Gebieten gefallen lassen, gewiß; aber sie sind bei weitem nicht so groß, als daß sie unerträglich wären. Wir müssen arbeiten wie nie. Der Schicksalskampf unseres Volkes fordert von uns das Letzte an Hingabe, Anspannung und Bereitschaft. Aber so schwer es der Einzelne auch haben mag, er braucht nur zur Seite zu schauen, um jemanden zu entdecken, der es noch schwerer hat. Der Krieg ist alles andere als ein Zeitvertreib für die Soldaten; er ist eine harte, bittere, blutige Notwendigkeit, vor die das ganze Volk gestellt ist. Trotz unserer beengten und fast ausweglosen Lage

von damals haben wir ihn nicht gewollt; er ist uns aufgezwungen worden. Nun er da ist und wir das Gröbste hinter uns haben, muß die Nation bis zum letzten Mann und bis zur letzten Frau von dem festen und unbeirrbaren Entschluß beseelt sein, ihn so zu beendigen, daß er sich nach menschlichem Ermessen

-83-

nicht wiederholen wird. Das sind wir uns und unserer Zukunft schuldig.

So laßt uns denn ans Werk gehen und kämpfen und arbeiten, bis der Sieg unser ist! Tuen wir alles, was ihm dient und uns ihm näherführt, und unterlassen wir alles, was ihm schadet und uns von ihm entfernt. Fragen wir nicht, wann er kommt, sorgen wir vielmehr dafür, daß er kommt. Dann wird eines Tages die Stunde da sein, da das Schicksal sich vor uns verneigt und der Nation und denen, die mit ihr kämpften, den Lorbeer um die Stirne windet. Und über die harten und herben Züge des Antlitzes unseres Volkes wird die Beseligung des großen Augenblicks ziehen, auf den das Jahrhundert wartet.

-84-

* * * * *

# Die Juden sind schuld!

**16. November 1941**

Die historische Schuld des Weltjudentums am Ausbruch und an der Ausweitung dieses Krieges ist so hinreichend erwiesen, daß darüber keine Worte mehr zu verlieren sind. Die Juden wollten ihren Krieg, und sie haben ihn nun. Aber es bewahrheitet sich an ihnen auch die Prophezeiung, die der Führer am 30. Januar 1939 im Deutschen Reichstag aussprach, daß, wenn es dem internationalen Finanzjudentum gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein werde, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.

Wir erleben eben den Vollzug dieser Prophezeiung, und es erfüllt sich damit am Judentum ein Schicksal, das zwar hart, aber mehr als verdient ist. Mitleid oder gar Bedauern ist da gänzlich unangebracht. Das Weltjudentum hat in der Anzettelung dieses Krieges die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte vollkommen falsch eingeschätzt, und es erleidet nun einen allmählichen Vernichtungsprozeß, den es uns zugedacht hatte und auch bedenkenlos an uns vollstrecken ließe, wenn es dazu die Macht besäße. Es geht jetzt nach seinem eigenen Gesetz: "Auge um Auge, Zahn um Zahn" zugrunde.

In dieser geschichtlichen Auseinandersetzung ist jeder Jude unser Feind, gleichgültig, ob er in einem polnischen Ghetto vegetiert oder in Berlin oder in Hamburg noch sein parasitäres Dasein fristet oder in New York oder Washington in die Kriegstrompete bläst. Alle Juden gehören aufgrund ihrer Geburt und Rasse einer internationalen Verschwörung gegen das nationalsozialistische

-85-

Deutschland an. Sie wünschen seine Niederlage und Vernichtung und tun, was in ihren Kräften steht, um daran mitzuhelfen. Daß sie im Reich selbst dazu nur noch geringe Möglichkeiten finden, ist nicht etwa darauf zurückzuführen, daß sie hier loyal wären, sondern ausschließlich darauf, daß wir dagegen die uns geeignet erscheinenden Maßnahmen getroffen haben.

Eine dieser Maßnahmen ist die Einführung des gelben Judensterns, den jeder Jude sichtbar zu tragen hat. Damit wollen wir ihn äußerlich kennzeichnen, vor allem auch deshalb, damit er beim geringsten Versuch, sich gegen die deutsche Volksgemeinschaft zu vergehen, auch gleich als Jude erkannt wird. Es ist das eine außerordentlich humane Vorschrift, sozusagen eine hygienische Prophylaxe, die

verhindern soll, daß der Jude sich unerkannt in unsere Reihen einschleichen kann, um Zwietracht zu säen.
Als die Juden vor einigen Wochen, geschmückt mit ihrem Judenstern, im Berliner Stadtbild erschienen, war der erste Eindruck unter den Bürgern der Reichshauptstadt der einer allgemeinen Verblüffung. Nur die allerwenigsten wußten, daß es noch so viele Juden in Berlin gab. Jeder entdeckte in seiner Umgebung oder Nachbarschaft einen harmlos tuenden Zeitgenossen, der zwar durch gelegentliches Meckern oder Miesmachen aufgefallen war, den aber niemand für einen Juden gehalten hatte. Er hatte sich also offenbar getarnt, Mimikry getrieben, sich in seiner Schutzfarbe dem Milieu, in dem er lebte, angepaßt und auf seine Stunde gewartet. Wer unter uns hatte auch nur eine Ahnung, daß der Feind direkt neben ihm stand, daß er schweigender oder geschickt antreibender Zuhörer war bei Gesprächen auf der Straße, in der U-Bahn, in den vor den Zigarettenläden stehenden Schlangen? Es gibt Juden, die man kaum noch an ihrem Äußeren erkennen kann. Sie haben sich auch in dieser Beziehung angeglichen, so weit es geht. Diese sind die gefährlichsten. Es ist charakteristisch, daß jede Maßnahme, die wir gegen die Juden treffen, schon am anderen
-86-

Tage in englischen und USA.-Zeitungen zu lesen steht. Die Juden verfügen also heute noch über geheime Verbindungen zum feindlichen Ausland und nutzen diese auch nicht nur in eigener Sache, sondern in allen kriegswichtigen Angelegenheiten des Reiches aus. Der Feind sitzt also mitten unter uns. Was liegt nun näher, als daß wir ihn wenigstens für jeden Bürger äußerlich kenntlich machen?
In den ersten Tagen nach Einführung des Judensterns ging der Berliner Zeitungsverkauf rapide in die Höhe. Jeder Jude, der über die Straße mußte, erstand sich eine Zeitung, um schamhaft sein Kainsmal damit zu verdecken. Als das verboten wurde, sah man hier und da Juden auf den Straßen des Berliner Westens in Begleitung von nichtjüdischen Ausländern herumparadieren. Diese Judenknechte hätten eigentlich auch Anspruch auf einen Judenstern. Die Argumente, die sie für ihr provokatorisches Verhalten vorbringen, sind immer dieselben: die Juden seien doch auch Menschen — als wenn wir jemals etwas anderes behauptet hätten und dasselbe nicht ebenfalls auf Raubmörder, Kindesvergewaltiger, Diebe und Zuhälter zuträfe, ohne daß man gleich mit ihnen auf dem Kurfürstendamm Spazierengehen wollte! —, ihr Jude sei ein anständiger Jude — jeder betroffene Jude hatte danach einen dummen und instinktlosen Goy gefunden, der ihn für anständig hielt! —, man kenne sich schon seit Jahren — als wenn das ein Grund wäre, dem Juden eine Art Ehrengeleit zu geben —, und was derlei Unsinn mehr ist.
Die Juden sehen sich nun allmählich ganz auf sich selbst gestellt und versuchen jetzt, einen neuen Trick anzuwenden. Sie kennen doch den gutmütigen deutschen Michel in uns, der immer gerne bereit ist, für eine sentimentale Träne alles ihm angetane Unrecht zu vergessen: plötzlich hat man den Eindruck, als ob es unter den Berliner Juden nur noch putzige kleine Babies, die durch ihre kindliche Hilflosigkeit rühren sollen, oder gebrechliche alte Frauen gibt. Die Juden schicken ihre Mitleidgarde vor. Sie mögen
-87-

damit einige harmlose Gemüter in momentane Verwirrung bringen, uns nicht. Wir wissen ganz genau, woran wir mit ihnen sind.
Schon ihretwegen müssen wir den Krieg gewinnen. Verlören wir ihn, so würden sich die harmlos tuenden jüdischen Biedermänner plötzlich in reißende Wölfe verwandeln. Sie würden sich auf unser Volk, auf unsere Frauen und Kinder stürzen, um an ihnen ein Rachewerk zu vollziehen, für das es in der Geschichte kein Beispiel gibt. So haben sie es ja in Bessarabien und in den baltischen Staaten

gemacht, als hier der Bolschewismus Einzug hielt; und dort hatten weder die Völker noch die Regierungen ihnen irgendein Leid zugefügt. Wir können in unserem Kampf gegen das Judentum nicht mehr zurück — ganz abgesehen davon, daß wir das auch gar nicht wollen. Die Juden müssen von der deutschen Volksgemeinschaft abgesondert werden, denn sie gefährden unsere nationale Geschlossenheit.

Das ist ein elementares Gebot völkischer, nationaler und sozialer Hygiene. Sie werden niemals Ruhe geben. Sie würden, wenn sie es könnten, ein Volk nach dem anderen gegen uns in den Krieg hineinführen. Was gilt ihnen das damit verbundene Leid der Menschen, wenn sie nur die Welt unter ihre Geld- und Blutherrschaft zwingen! Die Juden sind eine parasitäre Rasse, die sich wie ein faulender Schimmel auf die Kulturen gesunder, aber instinkt-armer Völker legt. Dagegen gibt es nur ein wirksames Mittel: einen Schnitt machen und abstoßen.

Wie armselig nehmen sich vor diesem Weltproblem, das seit Jahrtausenden die Menschen beschäftigt, die stupiden, gedankenlos rührseligen Argumente einiger zurückgebliebener Judenfreunde aus! Sie würden wahrscheinlich Augen, Nase und Mund aufsperren, wenn sie ihre lieben Juden sich einmal im Besitz der Macht betätigen sähen. Aber dann wäre es zu spät. Und deshalb ist es die Pflicht einer nationalen Führung, mit den ihr geeignet erscheinenden Mitteln dafür zu sorgen, daß dieser Zustand nie



eintritt. Es gibt einen Unterschied zwischen Menschen und Menschen, genau wie es einen Unterschied zwischen Tieren und Tieren gibt. Wir kennen gute und böse Menschen, wie wir auch gute und böse Tiere kennen. Die Tatsache, daß der Jude noch unter uns lebt, ist kein Beweis dafür, daß er auch zu uns geholt, genau so wie der Floh ja auch nicht dadurch zum Haustier wird, daß er sich im Hause aufhält. Wenn Herr Bramsig oder Frau Knöterich beim Anblick einer alten Frau, die den Judenstern trägt, eine Regung von Mitleid empfinden, dann mögen sie gefälligst auch nicht vergessen, daß ein entfernter Neffe dieser alten Frau mit Namen Nathan Kaufman in New York sitzt und einen Plan vorbereitet hat, nach dem die deutsche Bevölkerung unter 60 Jahren sterilisiert werden soll, und daß der Sohn ihres entfernten Onkels als Kriegstreiber unter dem Namen Baruch oder Morgenthau oder Untermayer hinter Mr. Roosevelt steht, um ihn in den Krieg hineinzuhetzen, und daß, wenn das gelänge, unter Umständen ein braver aber unwissender USA.-Soldat den einzigen Sohn von Herrn Bramsig oder von Frau Knöterich totschießt, alles zur höheren Ehre des Judentums, zu dem auch diese alte Frau gehört, sie mag noch so zerbrechlich und mitleiderregend tun.

Wenn wir Deutschen überhaupt einen verhängnisvollen Fehler in unserem Nationalcharakter aufweisen, dann ist es der einer allzu großen Vergeßlichkeit. Dieser Fehler zeugt zwar für unsere menschliche Anständigkeit und Großzügigkeit, nicht immer aber für unsere politische Einsicht und Klugheit. Wir halten alle Menschen für so gutmütig, wie wir selber sind. Die Franzosen drohen uns im Winter 1939/40 die Zerstückelung des Reiches an und daß wir mit unseren Familien vor ihren dampfenden Feldküchen Schlange stehen müßten, um einen Schlag warmes Essen zu bekommen. Unsere Heere werfen Frankreich in sechs Wochen nieder, und dann sieht man die deutschen Soldaten an den Landstraßen Brot und Wurst an die hungernden französischen Frauen und Kinder und Benzin



an die Pariser Flüchtlinge verteilen, damit sie möglichst schnell wieder in ihre Hauptstadt zurückkommen, um dort wenigstens zum Teil erneut ihre Hetze gegen das Reich entfalten zu können.

So sind wir Deutschen nun mal. Unsere Nationaltugend ist unser Nationalfehler. Wir möchten wohl alle nicht anders sein, und wo unsere weltbekannte Michelhaftigkeit keinen schweren Schaden

anrichtet, sei auch nichts dagegen gesagt. Aber schon Klopstock bat uns den guten Rat gegeben, nicht allzu gerecht zu sein; unsere Feinde dächten nicht edel genug, zu sehen, wie schön unser Fehler sei.
Wenn irgendwohin, dann paßt dieses Wort auf unser Verhältnis den Juden gegenüber. Hier ist Nachgiebigkeit nicht nur Schwäche, sondern Pflichtvergessenheit und ein Verbrechen gegen die Staatssicherheit obendrein. Denn die Juden sehnen ja nur eine Möglichkeit herbei, um uns unsere Tölpelhaftigkeit mit Blut und Terror zu belohnen. Dazu darf es niemals kommen. Und eine der wirksamsten Maßnahmen dagegen ist eine unerbittliche, kalte Härte gegen die. Verderber unseres Volkes, gegen die Anstifter dieses Krieges, gegen seine Nutznießer, wenn wir ihn verlören, und deshalb notwendigerweise auch gegen seine Opfer, wenn wir ihn gewinnen.
Darum sei es noch einmal zu allem Überfluß gesagt:
1. Die Juden sind unser Verderb. Sie haben diesen Krieg angezettelt und herbeigeführt. Sie wollen mit ihm das Deutsche Reich und unser Volk vernichten. Dieser Plan muß zuschanden gemacht werden.
2. Es gibt keinen Unterschied zwischen Juden und Juden. Jeder Jude ist ein geschworener Feind des deutschen Volkes. Wenn er seine Feindschaft gegen uns nicht zeigt, so nur aus Feigheit und Schlauheit, nicht aber, weil er sie nicht im Herzen trüge.
3. Jeder deutsche Soldat, der in diesem Kriege fallt, geht auf das Schuldkonto der Juden. Sie haben ihn auf dem Gewissen, und sie müssen deshalb auch dafür bezahlen.


4. Wenn einer den Judenstern trägt, so ist er damit als Volksfeind gekennzeichnet. Wer mit ihm noch privaten Umgang pflegt, gehört zu ihm und muß gleich wie ein Jude gewertet und behandelt werden. Er verdient die Verachtung des ganzen Volkes, das er in seiner schwersten Zeit feige und gemein im Stich läßt, um sich auf die Seite seiner Hasser zu stellen.
5. Die Juden genießen den Schutz des feindlichen Auslandes. Es bedarf keines weiteren Beweises für ihre verderbliche Rolle in unserem Volk.
6. Die Juden sind Sendboten des Feindes unter uns. Wer sich zu ihnen stellt, läuft im Kriege zum Feinde über.
7. Die Juden haben kein Recht, sich unter uns als gleichberechtigt aufzuspielen. Wo sie auf der Straße, in Schlangen vor den Läden, auf den Verkehrsmitteln das Wort ergreifen wollen, sind sie zum Schweigen zu veranlassen, nicht nur, weil sie grundsätzlich Unrecht haben, sondern weil sie Juden sind und keine Stimme in der Gemeinde besitzen.
8. Wenn die Juden Dir sentimental kommen, so wisse, daß das eine Spekulation auf Deine Vergeßlichkeit ist; zeige ihnen sofort, daß Du sie durchschaust, und strafe sie mit Verachtung.
9. Dem anständigen Feind gebührt nach der Niederlage unsere Großmut. Aber der Jude ist kein anständiger Feind, er tut nur so.
10. Die Juden sind schuld am Kriege. Sie erleiden durch die Behandlung, die wir ihnen angedeihen lassen, kein Unrecht. Sie haben sie mehr als verdient.
Mit ihnen endgültig fertig zu werden, ist Sache der Regierung. Keiner hat das Recht, auf eigene Faust zu handeln, aber jeder die Pflicht, die Maßnahmen des Staates gegen die Juden zu würdigen, sie jedermann gegenüber zu vertreten und sich durch keine Tricks und Winkelzüge der Juden in seiner klaren Erkenntnis über ihre Gefährlichkeit irremachen zu lassen.
Das verlangt die Sicherheit des Staates von uns allen.


* * * * *

# Der tönerne Koloß

**23. November 1941**

Der britische Premierminister Winston Churchill steht bekanntlich zum Alkohol in einem ausgesprochenen Vertrauensverhältnis. Umso gespannter sind seine Beziehungen zur Wahrheit, mit der er sich seit seinem Eintritt in das politische Leben auf dauerndem Kriegsfuß befindet. Er gehört zu den weltbekanntesten Lügnern, und wenn er eine Behauptung aufstellt, dann zwinkern sich nicht nur in den neutralen und englandfeindlichen, sondern auch in den eingeweihten britischen Kreisen die Fachleute mit den Augen zu, und ein verständnisvolles Grinsen geht über das Gesicht der Weltöffentlichkeit. Jedermann weiß, wieviel er je nachdem hinzusetzen oder abziehen soll. Augenblicklich steht die Taxe so, daß man bei seinen Zahlenangaben, die für England ungünstig sind, mit drei multiplizieren und bei denen, die für England günstig sind, durch drei dividieren muß.

Der Multiplikator bzw. der Divisor ändert sich je nach der Kriegslage. Als Mr. Churchill kürzlich gezwungen war, vor dem Unterhaus Rechenschaft über den Stand der Atlantikschlacht abzulegen, gab er die Versenkungsziffern für englische Tonnage in den letzten vier Monaten mit % Millionen BRT. an; in Wirklichkeit betrugen sie über 2 Millionen BRT. Gestellt, kann er sich allerdings darauf berufen, daß er im Lügen gegenüber Stalin noch in den Anfängen steckt. Der brachte es fertig, die sowjetischen Vermißtenzahlen mit 378.000 anzugeben, während sich zu gleicher Zeit 3 600 000 bolschewistische Gefangene in unserer Hand befanden. Danach beträgt bei ihm der Multiplikator nicht drei, sondern zehn.

-92-

Man sieht also, daß die Gegenseite selbst dann nicht vor faustdicken Lügen zurückschreckt, wenn wir im Besitz von ganz einwandfreiem und überzeugendem Zahlenmaterial sind. Sie legt offenbar gar keinen Wert mehr darauf, uns selbst mit ihren Zahlenangaben zu imponieren. Es kommt ihr lediglich auf die Hervorrufung eines wenn auch nur kurz bemessenen Eindrucks in der Weltöffentlichkeit an. Man hat nicht mehr den Mut, mit der ganzen Wahrheit herauszurücken, weil man dumpf zu ahnen beginnt, daß sie unter Umständen einen Schock in der eigenen öffentlichen Meinung hervorrufen könnte, der nicht mehr einzudämmen wäre. Man geht also auf Täuschung aus, ohne auf uns noch irgendwelche Rücksichten zu nehmen. So steht es im Augenblick um die Sache der Koalition Moskau-London-Washington.

In London mehren sich unterdes die Stimmen, die die Frage aufwerfen, wie England nach Lage der Dinge denn überhaupt noch siegen wolle. Mr. Churchill hat zwar in einer seiner letzten Reden mit schlecht gespieltem Pathos erklärt, wenn Japan mit den Vereinigten Staaten in Konflikt komme, so habe es in einer Stunde die britische Kriegserklärung zu erwarten. Aber jedermann weiß, daß das Bluff ist. Womit will England die USA. unterstützen, dasselbe England, das jeden Tag verzweifeltere Hilfeschreie über den Atlantik schickt. Großbritannien befindet sich zur Zeit in einer so ausweglosen Lage, daß es nur noch durch ein Wunder gerettet werden könnte. Mr. Churchills Prognosen sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Sowjetunion hat das nicht gehalten, was man sich von ihr versprach. Die Schlacht auf dem Atlantik geht unentwegt und mit auf die Dauer für England tödlichen Verlusten weiter. Die Drohung der über die Achsenmächte verhängten Blockade ist gebrochen. Wenn Roosevelt auch mit Siebenmeilenstiefeln dem Kriege nachläuft, so ist es immer noch die Frage, ob er ihn einholt; und wenn doch, was würde das im Grunde genommen an Englands prekärer Lage ändern?

93-

Es ist klar, daß die britische Regierung trotz allem nach Kräften bemüht bleiben muß, selbst angesichts dieser verzweifelten Situation das Gesicht zu wahren. Man kann auch den tiefgehenden Wandel der Erfolgschancen für London nicht dadurch feststellen, daß man die Situation von gestern mit der von

heute, sondern höchstens, daß man die von Ende Juni mit der gegenwärtigen vergleicht. Da allerdings stehen Englands Aussichten auf Null. Wir wollen erst gar nicht reden von der angeblich geplanten Invasion auf dem europäischen Kontinent, die zur Entlastung der Sowjets durchgeführt werden sollte und von der man in London vor vier Monaten noch als von der selbstverständlichsten Sache der Welt sprach. Sie wird heute jenseits des Kanals als Schreibtischstrategie abgetan, und zwar von demselben englischen Premierminister, der vor noch nicht allzu langer Zeit seine käuflicher Journalisten unentwegt ermunterte, sie zu propagieren.
Als der Führer diese leere Prahlerei in seiner letzten Münchener Rede mit blutigem Hohn ironisierte, beeilte sich die englische Presse, von diesem peinlichen Thema loszukommen und zu erklären, daß die Führerrede nichts wesentlich Neues gebracht habe und deshalb keine ins Einzelne gehende Beantwortung verdiene. Genau in der Nacht vorher und am selben Tage verlor die britische Luftwaffe bei Einflügen ins besetzte und Reichsgebiet 60 höchstwertige Flugzeuge einschließlich ihrer Besatzungen in Höhe von etwa 250 Piloten. Wir hatten im Verlauf derselben 24 Stunden sieben Tote in der Zivilbevölkerung und kaum nennenswerten Sachschaden zu beklagen. Die Verlustziffern an Menschen bewegten sich also in einem Verhältnis von 1:36, die materiellen Verluste sind überhaupt nicht miteinander zu vergleichen. Wenn Mr. Churchill sich auch in den darauf folgenden Tagen eifrigst bemühte, die enormen Einbußen der Royal Air Force auf das Wetter zurückzuführen, das, wie seine Nachrichtendienste erklärten, seit genau 98 Jahren nicht mehr so schlecht gewesen sei — die Engländer


haben nämlich auch schon vor 98 Jahren genau Buch über die Wetterverhältnisse über dem Reich geführt, denn Ordnung muß sein —, wenn er auch die angesetzten Flugzeuge im Verlauf von 72 Stunden von 150 auf 2000 heraufschnellen ließ, um damit das Verlustverhältnis herabzudrücken, feststeht, was die amerikanische Presse am Tage nach dem Aderlaß für die britische Luftwaffe konstatierte, nämlich daß die Royal Air Force bei den fraglichen Kampfhandlungen fast die Hälfte der eingesetzten Maschinen verlor.
Man drehe die Sache wie man will, es bleibt für England nicht viel mehr übrig als ein schaler Nachgeschmack. Man hat sich in allem verrechnet. Eine Revolution ist weder im Reich noch in den besetzten Gebieten weit und breit zu entdecken. Die Blockade ist durch die deutsche Gegenblockade unwirksam gemacht worden. Eine Rückkehr auf den Kontinent erscheint nach Lage der Dinge für die Engländer gänzlich ausgeschlossen. Die sogenannte Non-Stop-Offensive hat auch nicht einen Bruchteil von dem gehalten, was man sich davon versprach. Die USA.- Hilfe bat ihre Schrecken für uns verloren. Der bolschewistische Bundesgenosse ist trotz aller Gebete des Erzbischofs von Canterbury in seiner Offensivkraft zerschmettert. Die wiederholt von London unternommenen psychologischen Einbruchsmanöver in die Front der Achsenmächte waren von vornherein zu vollkommener Wirkungslosigkeit verurteilt. Die britischen Zersetzungsversuche an der deutschen Moral haben zu keinerlei Effekt geführt. Nochmals: Wie will England überhaupt siegen, oder besser gesagt, wie will es nicht besiegt werden?
Wir gehören nicht zu jenen Phantasten und Illusionisten, die einen Zusammenbruch des britischen Empires für morgen oder übermorgen voraussagen. Gut Ding will Weile haben, und was in Jahrhunderten aufgebaut wurde, stürzt nicht in Monaten. Wir sehen die Lage durchaus realistisch und wissen sehr wohl, daß es

noch manchen Stoßes bedürfen wird, um den tönernen Koloß ins Wanken zu bringen. Das ist auch nicht das Ausschlaggebende. Wesentlich erscheint uns vielmehr die Tatsache, daß England keine Chance mehr zum Siege besitzt und sich demnach bereits auf dem Wege zur Niederlage befindet.
Wann diese praktisch eintreten wird, das vermag niemand zu sagen. Wir führen keinen Krieg mit der Stoppuhr. Es ist geradezu kindisch, wenn Mr. Churchill uns tagtäglich durch seine Propagandadienste vorrechnen läßt, daß wir, wenn wir an dem von ihm festgesetzten Termin nicht gesiegt hätten, überhaupt nicht mehr siegen könnten. Gewiß läuft die britische und USA.-Rüstungsindustrie auf Hochtouren; aber glaubt England vielleicht, daß die deutsche und die verbündete oder uns zu Diensten stehende europäische wartete und zuschaute? Wir vermögen in keiner Weise einzusehen, daß die Zeit für London arbeitet. Wir wissen ganz genau, was Großbritannien kann und was es nicht kann, aber ebenso gut wissen wir auch, was wir nicht können, und vor allem, was wir können. Auch wir besitzen das einschlägige Zahlenmaterial, um uns einen absolut schlüssigen Überblick über das Rüstungs-potential bei uns und bei unseren Gegnern zu verschaffen. Wenn Mr. Churchill und seine Trabanten uns durch Ziffern bluffen wollen, so befinden wir uns keinen Augenblick im Zweifel darüber, welchen Multiplikator bzw. welchen Divisor wir bei seinen Zahlenangaben anzulegen haben.
Und im übrigen hat uns die jüngste und fernere Vergangenheit hinreichend darüber belehrt, daß man bei den Engländern sehr klar zwischen Angabe und Tatsache unterscheiden muß. Von dem was sie uns anzukündigen oder anzudrohen beliebten, ist meist nach kurzer Zeit nicht mehr viel übrig geblieben. Ihre Prahlereien stoßen deshalb bei uns ins Leere. Sie flößen uns keinen Schrecken ein, wie Mr. Churchill wahrscheinlich annimmt, sondern nötigen uns nur ein Lächeln ab. London kann um nichts vormachen.


Wir wissen über die verzweifelte Lage, in der sich das britische Empire befindet, ebenso gut, wenn nicht besser Bescheid als Mr. Churchill selbst.
Bleibt nur noch die Frage zu beantworten, warum er so stur und eigensinnig an seinem für England so außerordentlich verhängnisvollen Standpunkt festhält. Er hat in den letzten Wochen verschiedentlich das Gerücht verbreiten lassen, daß Deutschland Friedensfühler ausgestreckt habe. Hier ist offenbar der Wunsch der Vater des Gedankens. Er muß seinem Volke etwas bieten, um die innere Moral aufrechtzuerhalten. Wenn er auch bombastisch erklärt, er werde auf einen deutschen Friedensversuch —der selbstverständlich nirgends und von niemandem unternommen worden ist — niemals eingehen, so hat er doch wenigstens die entfernte, wenn auch selbsterfundene Möglichkeit dazu anscheinend zur Behebung seines eigenen Minderwertigkeitskomplexes nötig. Wir rechnen ihn nicht zu jenen Menschen, die ein persönliches oder ein politisches Gewissen besitzen. Er ist vollkommen skrupellos und hat statt einer durchlässigen Haut ein Nilpferdfell. Was aus den von ihm verführten und in namenloses Unglück gestürzten Völkern wird, ist ihm seiner ganzen Natur nach ziemlich gleichgültig. Auch liegt ihm, und seine Reden beweisen das' immer wieder, geschichtliches Denken vollkommen fern. Wer sich mit dem Bolschewismus verbündet, um ihn als Verwüster gegen Europa anzusetzen, kann nur als ein im tiefsten Sinne chaotischer und europafeindlicher Mensch angesehen werden.
Darum geht es auch bei ihm nicht. Er sieht alle Vorgänge, die augenblicklich die Welt bewegen, nur in Beziehung auf seine eigene werte Person. Er hat diesen Krieg vorbereitet und angezettelt. Er ist im wahrsten Sinne des Wortes sein Krieg. Wenn er für England mißlingt, dann scheitert auch seine Person an ihm, und zwar vielleicht in einem viel umfassenderen Sinne, als er sich das heute selbst zugeben will. Deshalb auch seine in letzter Zeit immer

wieder hervortretenden Versuche, die Schuld am Kriege von sich abzuwälzen. Er sieht offenbar in seinen lichten Stunden das herannahende Verhängnis und will es sich nur noch nicht eingestehen; und darum kämpft er bis zur letzten Verzweiflung und wartet auf ein Wunder.

Er wird vergebens warten. Auch die Geschichte hat ihre innere Gesetzlichkeit. Sie kann zwar manchmal aufgehalten, aber niemals aufgehoben werden. Das Schicksal nimmt seinen vorgeschriebenen Lauf. Es wird auch nicht vor Englands Toren halt machen. Wann die Stunde seiner Erfüllung kommt, das wissen wir nicht. Anstatt danach zu fragen, arbeiten und kämpfen wir dafür; denn sie soll uns als Nation in Bereitschaft finden.



* * * * *

# Kreuzverhör mit Mr. Roosevelt

**30. November 1941**

Am 28. Oktober dieses Jahres, d. h. also vor mehr als einem Monat, hielt der USA.-Präsident Franklin D. Roosevelt eine Rede über den Rundfunk, die offenbar den Zweck verfolgte, das amerikanische Volk in Unruhe und Panik zu versetzen und es damit langsam auf den verhängnisvollen Interventionskurs vorzubereiten, den der amerikanische Präsident ganz im Gegensatz zur öffentlichen Meinung seines Landes zu segeln beliebt. Diese Rede unterschied sich von allen ihr vorangegangenen in der Hauptsache dadurch, daß Roosevelt sich nicht auf die nunmehr bei ihm schon fast traditionell gewordenen geistlosen und öden Schimpfereien auf den Führer und das nationalsozialistische Deutschland beschränkte, sondern konkrete Anklagen gegen die Reichspolitik erhob und sie durch angeblich in seinem Besitz befindliche kompromittierende Dokumente zu belegen versuchte.

Mr. Roosevelt behauptete nicht mehr und nicht weniger, als er habe Unterlagen dafür in Händen, daß die Achsenmächte Mittel- und Südamerika neu organisieren, d. h. aufteilen wollten, indem sie aus den in diesem Raum befindlichen 14 Ländern fünf unterworfene Staaten zu machen und damit den ganzen mittel- und südamerikanischen Kontinent unter ihre Herrschaft zu bringen beabsichtigten. Beweis: eine in seinem Besitz befindliche geheime Landkarte, die von der Reichsregierung hergestellt worden sei. Weiterhin verfüge die amerikanische Regierung über ein zweites Dokument, das von der Reichsregierung verfaßt worden sei. Es enthalte den Plan, nach dem durch Deutschland gewonnenen Krieg



alle bestehenden Religionen in der Welt zu beseitigen, die katholische, protestantische, mohammedanische, hinduistische, buddhistische und jüdische gleicherweise; an Stelle der Kirchen solle eine internationale nationalsozialistische Kirche treten, das Kreuz solle durch das Hakenkreuz und Gott durch den Führer ersetzt werden. Soweit die Anklage.

Es war uns von vornherein klar, daß Mr. Roosevelt diesen aufgelegten Schwindel zur Aufputschung der inneramerikanischen öffentlichen Meinung nötig hatte und daß er so schweres Geschütz auffuhr, weil das amerikanische Volk zur Zeit klüger ist als seine Regierung und partout nichts von einer aktiven Beteiligung am europäischen Krieg wissen will. Wie hoch Mr. Roosevelt die Intelligenz seines eigenen Volkes einschätzt und was er ihm zumuten zu können glaubt, dürfte uns im allgemeinen wenig interessieren, und wir sähen eigentlich auch keine Veranlassung, auf seine plumpen und so ganz phantasielosen Lügen, die den Stempel der Erfindung zu offen an der Stirn tragen, überhaupt zu reagieren. In diesem Falle aber handelte es sich um eine politische Fälschung, die er zu einem bestimmten und wie uns scheint verhängnisvollen Zweck erfunden hat; und sie bot uns überdies eine so

bequeme und leichte Möglichkeit, den Urheber zu überführen und vor der ganzen Welt zu entlarven, daß wir sie uns nicht entgehen lassen wollten. Es kostete uns allerdings einige moralische Überwindung, den Lügner zu stellen und ihm die kategorische Frage vorzulegen, woher er diese angeblichen Dokumente habe, wo sie sich augenblicklich befanden und ob er bereit wäre, sie der Öffentlichkeit bekanntzugeben.
Was wir erwartet hatten, trat auch prompt ein. Mr. Roosevelt, der Präsident eines Volkes von 130 Millionen, kniff. Er erklärte, die Authentizität der Dokumente sei unbezweifelbar; sie befanden sich in seinem Besitz. Eine Publikation käme allerdings nicht in Frage, da sie geheimen Charakter trügen und eine Veröffentlichung den Übermittler bloßstellen würde. Außerdem enthalte die frag-


liche Karte von der Aufteilung Mittel- und Südamerikas Bleistiftnotizen, die geeignet seien, die Quelle, aus der sie stamme, zu kompromittieren; und er, Roosevelt, wolle dem armen Schlucker, der sie ihm überbracht habe, keine Ungelegenheiten bereiten.
So einen Präsidenten wünschen wir uns auch! Er ist eine gute Seele, und er läßt seine kleinen Schufte nicht im Stich. Es würde ihm, nach seinen Reden und Handlungen zu urteilen, nichts ausmachen, Hunderttausende von USA.-Soldaten auf das Schlachtfeld zu schicken und evtl. seinen größenwahnsinnigen Eroberungsplänen zu opfern; aber wenn er daran denkt, daß einem bescheidenen Denunzianten, der brav und bieder seinem ehrbaren Beruf nachgeht, ein Leid zustößt, dann bricht's ihm das Herz. Man wird sich vorstellen können, daß diese Rooseveltsche Antwort sowohl in den USA. wie in der Weltöffentlichkeit nicht gerade als ausreichender Beweis für seine haarsträubenden Beschuldigungen angesehen wurde, und unsere weiteren bohrenden Fragen fielen denn auch auf einen fruchtbaren Boden. Wir machten dem USA.-Präsidenten in der Presse und in unseren Rundfunksendungen den Vorschlag, nur erst einmal die kompromittierende Karte von der Aufteilung Mittel- und Südamerikas zu veröffentlichen und dabei evtl. die ominösen Bleistiftnotizen wegzuradieren oder durch Papier zu verdecken, und uns wenigstens den Wortlaut des verruchten Planes, nach dem wir nach dem Kriege einen neuen Feldzug gegen sämtliche Religionen der Welt, von Jahwe über Konfuzius zu Christus, eröffnen wollten, bekanntzugeben.
Worauf Mr. Roosevelt sich taub stellte und in tiefsinniges Schweigen versank. Nur eine seiner Kreaturen, der argentinische ehemalige Bordellbesitzer und Mädchenhändler Taborda, der ihm gerade einen Besuch gemacht hatte, erklärte, er habe heimlich einen Blick auf die Karte werfen können; es stimme alles so, wie Mr. Roosevelt es gesagt habe, aber Näheres dürfe auch er nicht verraten, er habe sein Ehrenwort gegeben.


Man wird verstehen können, daß wir uns weigerten, dem Ehrenwort einer so dunklen Unterweltsfigur absolute Überzeugungskraft zuzubilligen. Wir forschten also weiter, und als wir zu keinem greifbaren Ergebnis kamen, weil der Ankläger beharrlich schwieg, suchten wir ihn durch massive Attacken aus der schützenden Reserve zu locken. Der sonst so Redselige aber schien plötzlich die Sprache verloren zu haben. Auch auf das Drängen der USA.-Presse, die ihn in einem seiner berüchtigten Wochenkränzchen um Aufklärung ersuchte, gab er keinen Laut von sich.
Nunmehr veröffentlichte die Reichsregierung am l. November zwei formelle Dementis, die Mr. Roosevelt dergestalt ohrfeigten, daß er nur noch die Wahl hatte, entweder seine Dokumentenmappe zu öffnen oder vor der ganzen Welt als Fälscher und Lügner dazustehen. Er wählte das letztere. Die USA.-Presse brachte die deutschen Dementis in großer Aufmachung und forderte dringend Aufklärung. Aber Mr. Roosevelt steckte die Ohrfeigen ein, rieb sich verstohlen die Wange und schwieg. In seiner

Münchener Rede stellte der Führer ihn erneut. Alle nur denkbaren Vorschläge wurden ihm von uns gemacht, um ihm die Publikation der fraglichen Dokumente zu erleichtern; aber der USA.-Präsident läßt lieber den Vorwurf der Lüge und Fälschung auf sich sitzen, als daß er für seine absurden Beschuldigungen geradesteht.
So liegen die Dinge. Wir schmeicheln uns nicht, noch irgendein Mittel zu besitzen, Mr. Roosevelt zum Reden zu bringen. Er hat augenblicklich alles Interesse daran, die Sache im Sande verlaufen zu lassen. Als er seine Beschuldigungen vorbrachte, konnte man ihm, wenn man großzügig sein wollte, eventuell noch den guten Glauben zusprechen. Es war immerhin denkbar, daß er irgendeinem dunklen Dokumentenschwindel aufgesessen war und selbst vielleicht annahm, daß es sich um echte Unterlagen handelte. Das ist jetzt nicht mehr möglich; denn hätte er bona fide gehandelt, dann hätte er auch den Beweis für seine Beschuldigungen angetreten
-102-

und wäre natürlich überführt worden. Daß er das nicht tat, das genügt, um eindeutig festzustellen, daß er nicht auf eine Fälschung hereingefallen, sondern selbst direkt oder indirekt an dieser Fälschung beteiligt ist. Und da es sich dabei schließlich und unter Umständen um eine Sache von Krieg oder Frieden handelt, hätte das USA.-Volk alle Veranlassung, sich nun seinerseits etwas näher mit seinem Präsidenten und seinen politischen Praktiken zu befassen und ihn vor die kategorische Frage zu stellen, was es mit diesen Dokumenten auf sich hat, warum Mr. Roosevelt sie nicht veröffentlicht, ob er noch auf dem Standpunkt seiner Rede vom 28. Oktober steht, und was er zu tun gedenkt, um sich von dem Vorwurf der bewußten Fälschung, der ja durch die beiden deutschen Dementis durch die ganze Welt gegangen ist, zu säubern.
Man hat immer das Bedürfnis, sich die Hände zu waschen, wenn man sich wider Willen mit den Methoden des USA.-Inter-ventionismus beschäftigen muß. Das ist alles so widerlich und stinkend, daß einem der Ekel hochkommt. Wenn man im Rundfunk die frommen Salbadereien der jüdisch verfilzten Weltplutokratie hört oder sie in der Presse liest und man schaut nur etwas hinter die Kulissen, dann faßt einen manchmal der Menschheit ganzer Jammer an. Daß so etwas sich erdreistet, über uns moralisch zu Gericht zu sitzen, Gott und die Welt zum Zeugen für die Reinheit seines Tuns und Handelns anzurufen, Kriege anzuzetteln und unschuldige Menschen unter dem Gesang: "Vorwärts, christliche Soldaten!" für seine schmutzigen Geldinteressen ins Feuer zu schicken, das kann jeden, der sich noch ein primitives Gefühl für Sauberkeit bewahrt hat, nur mit tiefstem Abscheu erfüllen. Man müßte zum Menschenverächter werden, wenn es nur solche Menschen gäbe.
Mr. Roosevelt ist Churchills Spießgeselle, und er rechnet wahrscheinlich so, daß auch und gerade bei einer Niederlage Englands für die Vereinigten Staaten immer noch ein anständiger
-103-

Brocken aus der britischen Erbschaft übrigbleiben wird. Deshalb läuft er dem Kriege nach und stellt sich damit in einen Gegensatz zur öffentlichen Meinung seines Landes, der für den nicht demokratisch geschulten Beobachter einfach unverständlich ist. Aber seine Politik mag zu Zielen welchen auch immer führen, auch er ist nicht mehr in der Lage, das Kriegsglück für England zu wenden. Wir sitzen fest auf unserem Erdteil. Wenn Mr. Roosevelt unser Argument nicht beeindrucken kann, daß wir, ganz abgesehen von allem anderen, schon deshalb keinen Angriff auf den amerikanischen Kontinent versuchen könnten, weil er praktisch undurchführbar ist, so würde er die Richtigkeit dieses Arguments zweifellos dann einsehen müssen, wenn er einmal den umgekehrten Versuch unternehmen wollte. Und was die Rüstungen der USA. anlangt, so können sie erstens die europäischen nicht erreichen, geschweige denn übertreffen, und zweitens muß das amerikanische Material über den unsicheren

Atlantik nach England geführt werden, während wir unser Material, soweit wir es nicht selbst produzieren, auf sicheren Eisenbahnlinien von allen Ländern Europas beziehen.
Auch die USA.-Bäume wachsen nicht in den Himmel. Wir wissen bei den Drohungen unserer Gegner sehr wohl zu unterscheiden, was Tatsache und was Bluff ist. Wir unterschätzen die Vereinigten Staaten nicht, aber wir überschätzen sie auch nicht. Wenn Mr. Roosevelt den Krieg einholen würde, so liefe nicht mehr er hinter dem Kriege, sondern der Krieg hinter ihm her, was zweifellos entschieden unangenehmer für ihn sein dürfte. Wüschen deshalb seinen weiteren Treibereien mit stoischer Ruhe entgegen. Auch hier wird nichts so heiß gegessen wie gekocht.
-104-

* * * * *

# Im Herzen seines Volkes

**Rede zum 150. Todestag Wolfgang Amadeus Mozarts**

**4. Dezember 1941**

Es ist die höchste Ehre für eine Nation, große Söhne und bedeutende Männer zu besitzen, ihr Erbe treu und fürsorglich zu pflegen und zu verwalten und ihnen an ihren Gedenktagen den Ruhm und den Dank darzubringen, auf die sie vor der Geschichte Anspruch erheben können. Denn sie sind in ihrem steilen Höhenflug in die ewige Gültigkeit Repräsentanten des Volkes und Künder seiner unvergänglichen Schöpferkraft. Von ihnen geht das leuchtende Licht aus, und aus ihrem Wirken lebt die Welt. Eine Nation, die ihre großen Söhne vergißt, verdient nicht mehr, solche zu besitzen. Dadurch, daß sie mit ihrem völkischen Schöpfertum über ihr eigenes Volkstum hinauswachsen, versinnbildlichen sie am stärksten die geistige Zeugungskraft eines Volkes und führen sie über die Jahrhunderte hinweg den Beweis für seine immerwährende Jugend und Unvergänglichkeit. Sie sind mehr als Fürsten, Könige und Kaiser die Verkörperung der Majestät eines Volkes. Ihr Wirken vollzieht sich aus Gottes Gnade und reicht deshalb über Epochen des Niedergangs und des Aufstiegs einer Nation weit hinaus. Niemand vermag sich auf die Dauer der magnetischen Anziehungskraft ihres geistigen und künstlerischen Erbes zu entziehen. Sie sind der Urstoff der nationalen Lebensfähigkeit. Sie bleiben und werden niemals vergehen.
Wenn auf einen der großen Söhne unseres deutschen Volkstums diese Worte passen, dann auf Wolfgang Amadeus Mozart, dessen 150. Todestag wir heute und morgen in Wien namens und
-105-

im Auftrag des ganzen deutschen Volkes mit einer tiefen Verneigung vor seinem unsterblichen Werk begehen. Wo wäre je in unserer Geschichte, sei es auf welchem Gebiet auch immer, ein Name so kometenhaft aufgestiegen, wo hätte je ein solcher mit gleichbleibender Stärke und nie verblassend in seiner Leuchtkraft über drei Jahrhunderten gestanden? Man hat bei ihm fast den Eindruck, daß ein rätselhaftes Geschick ihn gleich nach seinem Tode körperlich wieder in das Reich der wesenlosen Schatten zurückgenommen habe, um ihn in seiner unvergänglichen, heute wie damals so jungen Musik um so strahlender in Erscheinung treten zu lassen. Wir wissen nicht einmal, wo er zur Ruhe gebettet wurde. Aber Abend für Abend schwingen seine Melodien durch die Opernhäuser und Konzertsäle der ganzen Welt, erheben sie die Herzen ungezählter Menschen in allen Ländern und auf allen Erdteilen. In bebender Freude und wildem Schmerz entrücken sie die Seelen der Beglückten in eine bessere Welt, die nur noch aus Wohlklang und Harmonie besteht.
Schon in der Stunde, in der man ihn in Wien in einem Armengrab verscharrte, teilte er seinen ewigen Reichtum an die Menschheit aus. Was damals die Hohen und Gebietenden an ihm sündigten, das hat sein Volk, aus dem er hervorging und dessen ewiges Wesen er, wenn unbewußt, so doch um so stärker,

zum Klingen brachte, an ihm wiedergutgemacht. Man forsche nicht mehr nach dem Wesen des Genies: hier liegt es rein und makellos mit all seinen mystischen Geheimnissen vor unseren Augen. Schöpferische Zeugungskraft aus der Überfülle der inneren Gesichte heraus, grenzenlose Gestaltungsfreude, diszipliniert und gebändigt durch künstlerische Zucht, durch Energie und Fleiß, ein Leben in ewiger Armut, aber ebenso ein Schaffen in ewigem Reichtum — das ist Mozart.
Wenn man seinen Namen nur hört, dann klingt gleich Musik auf, dann spannen unvergängliche Melodien ihre goldenen Bögen,
-106-

dann lebt man, wie von Zauberhand aus der Welt der irdischen Gebundenheiten versetzt, in der hellen, klaren und so wohltuenden Luft seiner Einfachheit, der Primitivität seines künstlerischen Empfindens, der Subtilität seiner musikalischen Ausdrucksformen, dann hört man wie von Engelsstimmen gesungen das Jubilieren seiner Chöre, den weichen und betörenden Gesang seiner Geigen und Celli und den vollen und tragenden Grundton seiner Blasinstrumente. Nichts davon ist in den 150 Jahren, da er von den Menschen ging und ihnen nur seine Musik zurückließ, alt oder auch nur historisch geworden. Seine Opern beherrschen heute noch den Spielplan unserer Theater, als wären sie gestern geschrieben. Seine Sinfonien erklingen in unseren Konzertsälen frisch wie am ersten Tag, und man ist immer wieder versucht, sich seine Autorschaft erneut durch das gedruckte Programm bestätigen zu lassen. Seine Volkslieder werden heute wie damals von unserer Jugend gesungen, und ebenso wie das größte musikalische Genie, das je die Erde trug, hätte ein fahrender Sänger sie schreiben können. Wo hat die Nation sich je vor einem gleichen Gottesgnadentum verneigt ?
Man mag die Frage aufwerfen, ob ein staatlicher Festakt, der ihm an seinem 150. Todestag dargebracht wird, vor dem gewaltigen Geschehen unserer Tage Bestand haben kann. Unsere Herzen sagen uns, daß wir diese Frage bejahen dürfen. Denn ihn brauchen wir nicht aus dem Staub der Vergessenheit herauszuheben. Seine Musik klingt allabendlich über Heimat und Front. Sie gehört mit zu dem, was unsere Soldaten gegen den wilden Ansturm des östlichen Barbarentums verteidigen. Sie ist unser, stärker als irgendein anderes künstlerisches Werk der Vergangenheit und Gegenwart in den Besitz der breitesten Massen unseres Volkes übergegangen.
Vielleicht ist das einer der Gründe, warum wir zwischen der klingenden Welt, in der er lebte und wirkte, und der harten und dröhnenden Welt, in der wir leben und deren Chaos wir in Zucht
-107-

und Ordnung verwandeln wollen, keinen Gegensatz empfinden. Die eine ist unser Schicksal, die andere unsere Sehnsucht. Die eine wurde uns aufgebürdet, nach der anderen geht unser geheimes Wünschen und Verlangen. Es ist die Welt der Erfüllung, die Welt der Harmonie und der ewigen Schönheit. Wenn die Kunst die Aufgabe hat, die Herzen der gequälten Menschen zu erheben und sie in eine bessere Welt zu entrücken, wenn sie uns in einem Leben voll von Härten und Widersprüchen das Ideal beglückendster Vollkommenheit zeigen oder doch ahnen lassen soll, wie groß ist dann die Künstlerschaft dieses Genies! Man müßte eine neue Sprache erfinden, um ihr mit Worten gerecht zu werden.
Wie stolz können wir alle sein in dem Gedanken, daß dieser Name unser ist! Unser Volkstum hat ihn geboren, und unser Volkstum trägt ihn heute noch. Es ist seine Welt, in der wir leben, und es war unsere Welt, in der er lebte. Wie geborgen fühlen wir uns in der einfachen Häuslichkeit der kleinen Wohnung, in der er zu Salzburg geboren wurde! Mit welcher stolzen, fast familiären Anteilnahme verfolgen wir seinen Weg des Aufstiegs, begleiten ihn auf seinen Reisen nach Paris, London und Italien, sehen wir ihn als Dreizehnjährigen bereits als Mitglied der Musikakademie in Bologna,

entdecken ihn mit seinen vierzehn Jahren als erzbischöflichen Konzertmeister in Salzburg, leiden mit ihm in seinem erfolglosen Ringen in Mannheim und Paris, übersiedeln mit ihm 1779 nach Salzburg und 1781 nach Wien, wo er zehn Jahre später an einem kalten und unwirtlichen 5. Dezember seine Augen, die auf Erden schon gesegnet waren, das Ewige zu schauen, für immer schloß.
Welch ein künstlerisches Schaffen liegt in diesen knappen Daten eingeschlossen! Welch eine unvorstellbare musikalische Konzentrationskraft befähigt diesen jugendlichen Genius, in knapp zehn Jahren Meisterwerke hinzuwerfen, die von einer mühe- und


schwerelosen, nie erschlaffenden Inspiration eingegeben zu sein scheinen! 40 Sinfonien, 31 Serenaden, 25 Klavierkonzerte, 8 Violinkonzerte, 26 Streichquartette, 42 Violinsonaten und dazu noch eine Fülle von vokalen und instrumentalen Werken entfließen neben seinen Opern, die heute noch das Repertoire unserer Theater maßgebend bestimmen, seiner Feder. Es ist gleichsam, als säße ein Gott hinter ihm, um angesichts eines bald nahenden Endes seine Hand zu beflügeln.
Wenn auf irgendwen, dann paßt auf sein Werk das Wort, daß deutsch sein klar sein heiße. Mozart vereinigt in sich die schönsten Seiten deutschen Wesens. Als Beherrscher der vollendetsten musikalischen Form beschränkt er sich nicht darauf, nur für bevorzugte Stände und Kenner artistischer Musik zu schreiben; er ist ein Volkskünstler in des Wortes bester Bedeutung. Wer weiß heute noch, daß beispielsweise die Melodie zu dem Lied: "Üb immer Treu und Redlichkeit" von ihm stammt ? Ihr volkstümlicher Geist lebt in seiner ganzen Musik. Viele seiner Arien gingen in den vollen Besitz unseres Volkes über.
Mozarts Schaffen fällt in eine Zeit politischer und wirtschaftlicher Zerrissenheit des Reiches. Damals lebte der Künstler im allgemeinen fern von staatlicher Fürsorge und Anteilnahme. So hoch man ihn manchmal in seinem Leben ehren mochte, er endete fast unbekannt, um durch seine Kunst in das ewige Leben einzugehen.
Vor seinem Genius verneigt sich heute das deutsche Volk und mit ihm die ganze Welt. Seine universale Erscheinung repräsentiert die Kultur des Abendlandes in einem einmaligen Umfang. Er gehört uns, aber ebenso gehört er der Welt.
Wenn ich mich heute, am Vorabend seines 150. Todestages, zum Sprecher des deutschen Volkes mache, so rede ich zugleich im Namen der Kulturmenschheit. Er ist als Deutscher überall zu Hause, und seine Melodien werden singen und klingen, solange das Licht der Welt leuchtet.


Es gibt nichts Schöneres auf Erden, als im Wirken eines begnadeten Menschen das Walten der Göttlichkeit zu verspüren. Bei Mozart wird uns dieser höchste Genuß in verschwenderischster Fülle zuteil. Ihm heute unsere tiefe Verbundenheit und eine aus allen Kammern unseres Herzens strömende Dankbarkeit zu bekunden, ist uns nicht nur eine amtliche Pflicht, sondern eine menschliche Freude und Genugtuung. Er gehört uns und wird uns ewig gehören.
Wenn morgen über der Stadt Wien, der er seine besten Jahre schenkte, in seiner Todesstunde die Glocken läuten, dann wird die ganze musikalische Welt bei ihm sein. Nur wenige begleiteten ihn, als man ihn bei strömendem Regen zu Grabe trug. Aber er hinterließ mehr als das, was man hier in den Schoß der mütterlichen Erde zurückbettete: ein unsterbliches Werk, das die Zeiten überdauern wird. Seine Körperlichkeit ist dahin, niemand weiß, wo seine Gebeine bleichen; aber seine Musik lebt und wird weiter leben, weil sie an der sichersten Stelle Platz gefunden hat, an der die Heiligtümer einer Nation aufgehoben werden können: Im Herzen seines Volkes.

* * * * *

# Eine notwendige Klarstellung

**7. Dezember 1941**

Die politische und militärische Kriegführung der Engländer leidet an einer Reihe von traditionellen Vorurteilen und Fehlschlüssen, die noch aus der Mentalität des Weltkrieges stammen. Sie ist offenbar bis zur Stunde noch nicht dahinter gekommen, daß es sich bei unserem Deutschland um ein ganz neues Deutschland handelt, das weder mit dem von 1914 noch mit dem von 1918 und weder mit dem von 1923 noch mit dem von 1932 verglichen werden kann. Wenn die erste Voraussetzung des Sieges die absolute Kenntnis des Gegners, seiner Absichten und Möglichkeiten ist, dann wird England schon deshalb den Krieg verlieren, weil es das nationalsozialistische Reich gar nicht kennt und deshalb auch vollkommen falsch einschätzt. Es hat ein gänzlich wirres, um nicht zu sagen skurriles Bild von seinen führenden Männern. Es versteht in keiner Weise die heutige geistige Verfassung des deutschen Volkes. Es stellt sich den deutschen Soldaten ungefähr so vor, wie er in den Münchener Witzblättern von 1912 gezeichnet wurde. Und auf allen diesen Voreingenommenheiten basiert die ganze britische Kriegführung und die Hoffnung des englischen Volkes und seiner Regierung auf den Sieg. Man weiß in London selbstverständlich genau, daß man uns militärisch nicht zu Boden zwingen kann. Aber das hat man ja auch, so argumentiert der Durchschnittsengländer, 1918 nicht gekonnt, und trotzdem geschah eines Tages das Wunder, daß das Reich zusammenbrach, indem das deutsche Volk sich selbst besiegte.

Aus dieser geschichtlichen Analogie stammt auch die von den



Engländern immer wieder aufgestellte These, daß das britische Volk stärker im Nehmen sei als wir. Man sucht sie durch alle möglichen und unmöglichen Argumente zu begründen. Man erklärt, das deutsche Volk könne zwar hinreißende Siege erfechten, es sei tapfer und ungestüm im Angriff, es verstehe auch für den militärischen Erfolg Opfer zu bringen; aber wenn es darauf ankomme, zu stehen und auszuharren, Härte und Unbeugsamkeit des politischen Charakters zu zeigen, zäh und ausdauernd zu sein, die Ohren steif zu halten und nicht zu wanken im Sturm der Zeit, dann versage es. Da seien uns eben die Engländer überlegen, und deshalb würden sie am Ende doch trotz all unserer gewonnenen Feldzüge siegen, denn darauf komme es in der Entscheidungsstunde an.

Es ist nun nicht zu bezweifeln, daß wir den Engländern durch unser Verhalten im November 1918 eine gewisse Berechtigung zu diesen Fehlurteilen über uns gegeben haben. So beschämend das auch klingen mag, wir waren damals, als es um alles ging und die berühmte letzte Viertelstunde anbrach, haltungsmäßig nicht auf der Höhe. Wäre es anders gewesen, so hätte dieser Krieg unter Umständen überhaupt vermieden werden können. Wenn er also länger dauert, als das nach Lage der Dinge geschichtlich eigentlich notwendig wäre, nämlich bis zu dem Zeitpunkt, an dem England einsehen muß, daß es auch auf diesem Felde nichts mehr erreichen kann, dann ist das auf unseren damaligen Schwächeanfall zurückzuführen. Trotzdem ist der Beweis der Engländer irrig. Und das liegt an folgendem:

Damals hat nicht das deutsche Volk, sondern seine Führung versagt. Erscheinungen, wie sie in unserem öffentlichen Leben während des Krieges festzustellen waren, traten auch in Frankreich, und zwar in einem viel größeren Umfange, auf; nur mit dem Unterschied, daß der französische Ministerpräsident Clemenceau hieß und der deutsche Reichskanzler ein Schwächling mit Namen Bethmann-Hollweg war. Die Kräfte des Defaitismus haben sich

damals im Reich nur deshalb so verheerend auswirken können, weil niemand ihnen entgegentrat. Hätte man dem Volke ganz klar und ungeschminkt gesagt, worum es sich dabei handelte und wohin das am Ende führen würde, es hätte die Krankheitskeime mit Leichtigkeit ausgeschwitzt. Die Front blieb bis zuletzt ganz intakt, und auch die Heimat in ihrer überwiegenden Mehrheit stand fest zur Sache des Krieges. Aber wenn die Regierung den Defaitismus nicht nur nicht bekämpfte, sondern sich seine Argumente zu eigen machte und damit allmählich die ganze politische Atmosphäre mit dem penetranten Geruch der falschen Klugheit erfüllte, die sich der Gefahr entziehen will, kann man es da einem Volke allzusehr verargen, wenn es sich von den billigen und bequemen Parolen seiner Gegner anstecken ließ und nach und nach in eine Stimmung der Resignation hineinschlidderte?
Wir haben unseren Fehler von 1918, 1919 und die Jahre danach sehr teuer bezahlen müssen; und wenn die Novemberrevolution überhaupt ein Gutes gehabt hat, dann nur, daß sie den ganzen unfähigen Klüngel der damaligen Reichsführung beseitigte, zwar vorerst noch unzulänglichere Elemente ans Ruder brachte, uns damit aber die Möglichkeit gab, durch eine nationale Revolution gänzlich reinen Tisch zu machen und von vorn anzufangen.
Aber was hat das alles mit der moralischen Widerstandskraft des deutschen Volkes zu tun? Daß die ungebrochen blieb, das ist doch wohl dadurch schon hinreichend erwiesen, daß wir in knapp 15 Jahren eine nationale Wiedergeburt erlebten, die in der Geschichte ihresgleichen sucht. Wenn die Engländer uns Mangel an Stehvermögen nachsagen und auf diesen Trugschluß ihre Siegeschance aufbauen, so braucht man ihnen nur entgegenzuhalten, daß es das preußische Volk war, das von 1756 bis 1763 gegen ganz Europa standhielt. Allerdings hieß sein König nicht Erzberger, sondern Friedrich. Und daß die Gegenseite ebenso sieben Jahre lang gegen das damalige Preußen, wenn auch vergeblich, anrannte,


war ausschließlich darauf zurückzuführen, daß in ihrem Lager als treibende Kraft Österreich stand, geführt von einer Frau vom Range der Maria Theresia. Vielleicht nimmt Mr. Churchill gebührend zur Kenntnis, daß mittlerweile aus Preußen und Österreich sehr gegen seinen Willen ein Deutsches Reich geworden, ja, daß noch einiges dazugekommen ist und daß die ungeheure Kraft, die das Deutschtum seit je in der europäischen Geschichte verkörperte, nun nicht mehr wie früher unter dem Händereiben der Herren Engländer in sich verbraucht, sondern in einer einheitlichen Zusammenfassung dazu angesetzt wird, die unverschämten Einmischungsversuche eines kleinen, aber brutalen und skrupellosen Inselvolkes in die Angelegenheiten unseres Kontinents ein für allemal abzustellen.
Das deutsche Volk hat sogar einmal dreißig Jahre Krieg durchgehalten. Es sank dabei in seiner Bevölkerungszahl von 19 Millionen auf einen kaum noch lebensfähigen Kern herab und erstarrte fast in Blut und Tränen, ohne moralisch zusammenzubrechen. Leider führte es diesen Krieg nicht zur endgültigen Befestigung seiner damals noch nahezu über ganz Europa reichenden imperialen Existenz, sondern um die Frage, ob das Abendmahl in einfacher oder in zweifacher Gestalt gereicht werden sollte. Wir Deutschen haben also gar keinen Grund, in unserer Geschichte den Mangel an Zähigkeit und Standhaftigkeit, sondern höchstens den an Klarheit der nationalen Zielsetzung und politischen Intelligenz zu beklagen. Aber das ist ja nun heute nicht mehr der Fall; und gerade deshalb sind auch die Herren Lords und Plutokraten so ärgerlich über die jetzige deutsche Führung und überschütten sie mit Kübeln von Geifer, Haß und Verleumdung. Selbstverständlich sähen sie lieber eine Ansammlung von Dummheit und Schwäche an der Spitze des Reiches. Sie würden dann vielleicht ein zweites Mal zum Siege kommen, obschon sie ihn heute genau so wenig verdienten wie 1918.
Wir fühlen uns einig mit jedem Deutschen an der Front und in

der Heimat in dem Gefühl der Beschämung, uns überhaupt gegen die Unterstellung, wir würden noch einmal auf die alten und längst verbrauchten britischen Roßtäuschertricks hereinfallen, verteidigen zu müssen. Gibt es beispielsweise auch nur einen einzigen Berliner, dem nicht die Zornesröte hochsteigt, wenn die Engländer behaupten, die Londoner würden, käme es darauf an, jeden Luftangriff moralisch überstehen, während die Bürger der Reichshauptstadt darunter zusammenbrechen würden? Das müßte ja noch bewiesen werden. Wenn wir auch die Londoner nicht genau kennen, so doch die Berliner. Und was auf die Reichshauptstadt zutrifft, das trifft auf jede andere deutsche Stadt zu, und das ist so in der Stadt wie auf dem Lande und an der Front wie in der Heimat. Wir können nur mitleidig abwinken, wenn die englischen Lügenpropagandisten uns mit ihren Verführungskünsten nahen. Wir hören auch nicht etwa deshalb ihre täglichen Rundfunkschwindeleien nicht ab, weil wir Angst davor hätten —wie sollten wir Angst vor den Juden haben, die sie verfassen und mit denen wir uns, als sie noch das Reich mit ihrer Gegenwart beglückten, vierzehn Jahre herumgerauft haben, und zwar als sie die Macht hatten und wir nur eine kleine Oppositionssekte waren! —, auch nicht etwa, weil wir etwas zu verbergen oder ein schlechtes Gewissen hätten — warum auch? —, sondern ausschließlich, weil wir keine Zeit und keine Lust haben, den britischen Lügen von morgens früh bis abends spät Dementis nachzuschicken.
Als wir vor einigen Wochen dem deutschen Volke klarmachten, daß dieser Krieg uns die größte Chance unserer Geschichte böte und es deshalb mehr auf die Frage, wie, als wann er zu Ende gehe, ankomme, erklärte man in London, das sei ein Zeichen dafür, daß in Deutschland eine Revolution heraufziehe, unsere Auslassungen seien auf einen Druck der Generalität zurückzuführen, wir hätten über die Türkei Friedensfühler ausgestreckt, und was derlei hanebüchener Unfug mehr war. Ist einer da, der nicht


Zugibt, es hieße die Intelligenz unseres Volkes mißbrauchen, darauf überhaupt zu reagieren?
Ein ganz findiger Jude auf der anderen Seite stellte sogar die vorlaute Frage, ob wir denn an den deutschen Sieg glaubten. Es wäre ihm zu viel Ehre angetan, wenn wir ihm zur Antwort geben wollten, daß wir schon an den deutschen Sieg geglaubt haben, als sein Vetter noch Polizeipräsident von Berlin war, seine Mischpoche in der Reichshauptstadt dreißig Tageszeitungen mit Millionenauflagen besaß, während sich in unserem Besitz nur eine Wochenschrift mit 2000 Abonnenten befand, als das Judentum noch einschränkungslos die öffentliche Meinung, das Parlament, die Börse, die Verwaltung, die Regierung, den Film und das Theater beherrschte und wir mit bescheidenen zwölf Mandaten im Reichstag saßen und nicht wußten, von einem Tag in den anderen zu kommen. Da mußte man an den Sieg glauben. Heute haben wir ihn greifbar nahe vor Augen. Heute verfügen wir über die stärkste Wehrmacht der Welt. Die gigantischste Rüstungsmaschinerie, die die Geschichte je sah, schmiedet ihr die Waffen, ein ganzer Kontinent mit all seinen unerschöpflichen Hilfsquellen steht an unserer Seite oder arbeitet für uns. Ja, wir glauben nicht nur an den Sieg, er ist uns gewiß! Wir waren bereit, dafür die Hand ins Feuer zu legen.
Daß wir die Lage realistisch beurteilen, daß wir uns nicht an vagen Illusionen berauschen, daß wir arbeiten und kämpfen, statt Vorschußlorbeeren auszuteilen und Hurra zu schreien, ist das etwa ein Zeichen von Schwäche oder nicht vielmehr ein Zeichen von Stärke und souveräner Sicherheit? London verläßt sich darauf, daß die Zeit für England arbeitet. Wir verlassen uns darauf, daß wir für die Zeit und deshalb die Zeit auch für uns arbeitet. Es wird sich am Ende erweisen, wer recht hatte. Und was das Stehvermögen in diesem Krieg anlangt, so hat das deutsche Volk nach 1918 noch etwas auf diesem Gebiete nachzuholen. Die Engländer würden ihr blaues Wunder erleben, wenn es darauf ankäme.

* * * * *

# Die große Chance

**14. Dezember 1941**

Es gibt Phasen in einer großen historischen Entwicklung, die dem geschichtlich denkenden Menschen manchmal gänzlich unverständlich erscheinen. Das ewige Auf und Ab der Völkerschicksale hat zwar, auf ganz weite Sicht gesehen, seinen tiefen inneren Sinn, aber er offenbart sich nur dem, der die Gabe besitzt, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, das Gestern mit dem Heute und mit dem Morgen in eine organische Verbindung zu bringen und eine Epoche in ihrem Gesamtverlauf intuitiv zu erfassen. Wer beispielsweise den Weltkrieg mit seinem für Deutschland so außerordentlich tragischen Ausgang ohne sein Vor- und ohne sein Nachspiel ganz für sich allein betrachten wollte, müßte am Sinn und an der inneren Logik der Geschichte vollkommen verzweifeln. Damals siegte der Schwächere über den Stärkeren, und Europa wurde damit um ein Vierteljahrhundert zurückgeworfen. Bringt man jedoch den Weltkrieg in eine natürliche Beziehung zu seiner Vor- und Nachzeit, sieht man die Entwicklung von 1900 etwa bis heute als eine einheitliche an, dann wird der Unsinn zum Sinn, und man entdeckt m allem Auf und Nieder dieser Zeit das geheimnisvolle Wirken eines manchmal vielleicht unerklärlichen, dadurch aber um so gewaltigeren Schicksals.

Viel stärker noch tritt das bei der Betrachtung uns ferner liegender historischer Epochen in Erscheinung. Sie alle haben ein inneres Gesetz, das nicht nach unseren normalen bürgerlichen Begriffen funktioniert, aber einer höheren geschichtlichen Ethik gehorcht. Das Schicksal ist immer gerecht. Es macht manchmal



Umwege, um zum Ziele vorzustoßen, aber es geht nie am Ziele vorbei. Es schenkt seine Gunst den Völkern, die sie verdienen, und versagt sie denen, die ihrer unwürdig geworden sind. Die Chance ist sowohl im Leben des Einzelmenschen wie auch im Leben der Völker ein Fingerzeig Gottes. Es gibt deshalb auch keine größere geschichtliche Sünde, als sich ihr zu versagen. Diese Sünde kann nicht verziehen werden. Wer die Chance nicht begreift und ergreift, der geht ihrer verlustig, und sie kehrt niemals wieder.

Wie einem Einzelmenschen, so wird auch einem Volke nichts geschenkt. Alles Glück und aller Erfolg, jeder Triumph und jeder Sieg wird nur angeboten; und zwar handelt es sich immer um ein Angebot auf Zeit. Die ganz großen historischen Gelegenheiten sind nur selten gegeben. Sind sie aber da, das heißt entstehen aus Schicksalsfügung, gesteigert durch kühne menschliche Einwirkung jene gesegneten Stunden, in denen die Göttin der Geschichte selbst herniedersteigt, um sich den Völkern darzubieten, dann ist für die nationale Führung damit auch die zwingende Notwendigkeit zum Handeln gekommen. Dann heißt es das Eisen schmieden, solange es glüht. Wenn die Funken nicht mehr sprühen, dann hat es auch seine Formungskraft verloren.

Es ist vielleicht die größte Tragik unserer Geschichte, daß das deutsche Volk die entscheidenden historischen Chancen, die ihm jeweilig geboten wurden, nicht erkannte oder doch nicht ausnutzte. Wir waren zu bescheiden und zu zögernd, hatten oft ein zu starkes Mißtrauen in die eigenen Kräfte, überlegten zu lange, und wenn wir zum Entschluß kamen, dann war die Gelegenheit meistens auch schon vorbei. Wir fangen erst an, ein politisches Volk zu werden. Früher haben die Deutschen nur politisiert. Unsere Feinde waren deshalb, wenigstens was unsere Vergangenheit anbetrifft, nicht so ganz im Unrecht, wenn sie uns mit einer leichten Ironie das Volk der Dichter und Denker nannten. Und dabei hat kein Volk auf Grund seiner natürlichen Anlagen ein größeres Anrecht, ein Welt-

reich zu besitzen, als wir. Die Deutschen sind überall bekannt dafür, daß sie fleißig und erfindungsreich, genügsam und hart, klug und arbeitsam, planvoll und umsichtig sind. Welches andere Volk ist uns überlegen an Tapferkeit, an Opfersinn und Hingabebereitschaft, welches an Weite der Projektierung und Großzügigkeit der Organisation? Und trotzdem fehlte uns oft das, worauf es in den entscheidenden Stunden ankommt: der politische Instinkt. Wir standen ein paar Mal schon vor dem großen Ziel; aber wenn es greifbar nahe vor uns lag, dann kehrten wir um.
Und trotzdem hat es heute den Anschein, als habe das Schicksal ein Einsehen mit uns und wolle mit einem Male uns alles das bezahlen, was wir in unserer geschichtlichen Vergangenheit an Opfermut und Idealismus aufgebracht haben. Die große Chance ist da. Sie ist einmalig. Eine gleich günstige Situation wie die heutige wird die deutsche Nation niemals wieder finden. Sie ist nach dem schweren Zusammenbruch von 1918 durch das Fegefeuer der Erfüllungspolitik und damit auch durch eine hohe Schule schrecklicher politischer Erfahrungen gegangen. Danach erlebte sie die große Läuterung einer nationalen Revolution, die uns zu einer Gemeinschaft zusammenschweißte und uns damit überhaupt erst zum Bewußtsein brachte, wie stark wir sind. Umlauert vom Argwohn unserer Feinde, ständig bedroht in unserer nationalen Existenz, durchschritten wir die atembeklemmende Risikozone unserer zuerst von Monat zu Monat, dann von Woche zu Woche und zuletzt von Tag zu Tag ein rapideres Tempo annehmenden Aufrüstung. Es wurden in des Wortes wahrster Bedeutung Armeen aus der Erde gestampft. Die Ostmark kam zum Reich zurück. Das Sudetenland schloß sich an. Der Keil, den unsere Feinde uns in dem Saisonstaat Tschechoslowakei ins Fleisch hineingetrieben hatten, wurde beseitigt. Man zwang uns erst zur großen Probe, als wir alles Menschenmögliche getan hatten, um ihr gewachsen zu sein.


In atemberaubenden Feldzügen wurde Polen zerschmettert und damit unsere Ostflanke freigemacht. Der tollkühne Sprung nach Norwegen gelang und nahm England die Möglichkeit, uns, wie in London geplant, an der gefährdetsten Stelle anzugreifen. Der Stoß nach dem Westen warf Frankreich in sechs Wochen zu Boden, beraubte London damit seines traditionellen Festlandsdegens und verjagte die letzten britischen Divisionen vom Kontinent. Das Pulverfaß im Südosten, vor dem die britischen Plutokraten dauernd mit der brennenden Lunte herumspazierten, verlor seine Explosivkraft. Die offensive Bedrohung des Reiches durch den Bolschewismus wurde in gigantischen Schlachten niedergebrochen. Wir stehen heute in der harten, aber auch den letzten Erfolg mit Sicherheit versprechenden Entscheidungsphase dieses erdbebenartigen Kampfes. Haben wir den erst siegreich hinter uns gebracht — und was könnte überhaupt dafür angeführt werden, daß uns das nicht gelänge ? —, dann marschieren wir mit unseren Verbündeten an der Spitze eines Erdteils, der ausschließlich unserer Kriegführung dient. Wo soll England uns dann noch angreifen, und welche Mittel besitzt es, unseren Angriff abzuwehren?
Es liegt nur daran, daß wir diese grandiose Entwicklung Tag für Tag in ihren einzelnen Phasen miterleben, wenn wir manchmal den Blick für ihre Dimensionen verlieren. Sie wird zweifellos später einmal in unserer Geschichte als die großartigste Chance bewertet werden, die dem deutschen Volke jemals geboten wurde. Wir sind also in der konsequenten Ausnützung dieser Chance nicht nur uns selbst verantwortlich; wir tragen auf unseren Schultern das Erbe ungezählter Kämpfe und Blutopfer uns vorangegangener deutscher Generationen, die nicht zum Zuge kamen, jedoch einen Anspruch darauf haben, daß wir ihrem heroischen und tapferen Einsatz zu einem wenn auch späten geschichtlichen Lohn verhelfen. Wir sind aber auch gebunden an die Verpflichtung kommenden Generationen gegenüber, die von uns verlangen können,

daß wir eine einmalige Chance, die ihnen nach Lage der Dinge nicht wieder geboten werden kann, auch wahrnehmen. So hart das für uns klingen mag, es ist so: wie wir heute nur noch die Ergebnisse der deutschen Kriege aus der Vergangenheit sehen und die dabei von den betroffenen Generationen gebrachten Blutopfer kaum noch in Rechnung stellen» so werden auch nach uns kommende Generationen nicht mehr fragen, was wir im gegenwärtigen Krieg an Lasten auf uns genommen, sondern nur, was wir damit erreicht haben.

Und das ist auch recht so. Die Geschichte schlägt nicht nur Wunden, sie heilt auch Wunden. Jede Generation hat nur das Schicksal ihrer Zeit zu tragen. Aber es ist immer das Ergebnis des Bestehens oder des Versagens der ihr vorangegangenen Generationen. Wir brauchen uns nur vorzustellen, was unser Volk in seiner Geschichte an Leid und Kummer erdulden mußte, oft ohne zum Ziel zu kommen, um die dagegen viel geringfügigeren Lasten dieses Krieges mit Haltung und Stolz auf uns zu nehmen. Gewiß trifft es den Einzelnen manchmal schwer, und es ist für eine Mutter, die ihren Sohn, oder für eine Frau, die ihren Mann verloren hat, nur ein bedingter Trost, daß die Blutopfer dieses Krieges noch nicht 10 Prozent der Blutopfer des Weltkrieges ausmachen, wir uns damals aber in festgefrorenen Fronten verzehrten und am Ende alles verloren, während wir heute ein großes Ziel nach dem anderen erreichen und mit Sicherheit feststeht, daß der Einsatz in einem Sieg ohnegleichen auch seine Rechtfertigung findet.

Es muß eigentlich jeden Deutschen in tiefster Seele empören, daß die englischen Plutokraten glauben, uns durch ihre verlogene Propaganda veranlassen zu können, uns selber untreu zu werden und die große Gelegenheit, die das Schicksal uns mit gnädiger Hand bietet, auszuschlagen. Sie würden wahrscheinlich auch nie auf den Gedanken kommen, wenn ihnen das nicht schon einmal gelungen wäre. Sie halten uns also für so dumm, daß wir ein



zweites Mal auf denselben Trick hereinfallen könnten. Aber wenn es auch in London dieselben Männer sind, die diesen Trick anzuwenden versuchen, so sind es doch in Berlin nicht dieselben Männer, die sie damit hereinlegen wollen. Wir haben mit diesem Trick von Anfang des Krieges an gerechnet; ja, als wir ihn voraussagten, hatte er auch schon seine Wirkungskraft verloren. Wir sind zwar immer noch ein Volk von Dichtem und Denkern, aber wir haben auch gelernt, daß man in der Geschichte mit Träumereien und Phantastereien nichts erreicht — unsere eigene Vergangenheit ist ein außerordentlich lehrreiches Beispiel dafür —, daß man nüchtern und klug sein muß, daß es in der Politik und Kriegführung einer steten Wachsamkeit bedarf, daß eine Staatsführung sozusagen ständig am Scherenfernrohr stehen und das Terrain absuchen muß, wo sich eine Gelegenheit bietet; und entdeckt sie eine solche, dann heißt es zugreifen und nicht zögern und abwarten.

Wir müssen heute mehr tun als die anderen, weil wir so viel versäumt und deshalb so viel nachzuholen haben. Es ist unsere nationale Pflicht, in höchster Disziplin den täglichen Aufgaben nachzugehen und nichts aufzuschieben, was für den Sieg notwendig ist. Unsere deutsche Einheit ist erst jüngeren Datums. Wir tragen noch die Narben der Wunden unserer ehemaligen parteipolitischen Zerrissenheit an uns; wir müssen behutsam und mit Eifersucht darüber wachen, daß sie auch nicht an einer einzigen Stelle wieder aufreißen und erneut zu bluten anfangen. Gleichgültig, welche Probleme der oder jener für lösungsreif oder lösungsbedürftig hält, es gibt augenblicklich für uns überhaupt nur ein kardinales Problem, und das heißt: siegen!

Alles, was dem Siege dient, ist kriegswichtig, alles, was dem Sieg schadet oder ihn auch nur aufhält, ist ein Verbrechen an der Sicherheit des Volkes. Eine Handlung oder Haltung, die von London gelobt wird, trägt deshalb schon den Stempel der nationalen
-122-

Unzuverlässigkeit an der Stirne. Auch England will siegen. Es begrüßt alles, was unserem Siege schadet, und verdammt alles, was unserem Siege nützt. Jetzt, da die deutsche Nation aus ihrer Narkose erwacht ist, sich reckt in der Vollkraft ihrer Jugend und herrisch und gebieterisch vor die Welt hintritt, um ihre Rechte anzumelden und einzufordern, weiß London, daß es um die Entscheidung geht. Die große Frage ist gestellt. Sie heischt Antwort, und zwar von uns allein.
Nehmen wir also unser schweres, aber auch großes Schicksal mit Stolz auf uns. Klammem wir uns an die große Chance an, die die Geschichte selbst uns bietet, und lassen wir sie nicht aus den Händen, bis sie uns segnet.
-123-

* * * * *

# Verändertes Weltbild

**21. Dezember 1941**

Es ist erstaunlich und kaum zu verstehen, in wie kurzer Zeit das allgemeine Weltbild eine vollkommene Veränderung erfahren kann. Der moderne Krieg spricht seine eigene Sprache, und Begriffe und Vorstellungen, die noch vor zwanzig Jahren als unumstößlich in der militärischen Lehre und Praxis galten, sind heute schon gänzlich überholt und antiquiert. Wenn man die Weltlage vom Sonntag, dem 7. Dezember, dem Tage, an dem Japan dem Präsidenten Roosevelt die gebührende Antwort auf seine frechen Provokationen und unverschämten Brüskierungen erteilte, mit der von heute vergleicht, so wird man zweifellos feststellen müssen, daß die Position der Achsenmächte seitdem eine Verstärkung erfahren hat, die wenige Tage vorher auch militärische und politische Fachleute für gänzlich unwahrscheinlich erklärt hätten.
Alle in USA. und England angestellten hochmütigen Prognosen sind über den Haufen geworfen. Man hatte in Washington anscheinend die Geduld und unermüdliche Zähigkeit der Japaner beim Verhandeln für Schwäche gehalten und sah sich dann durch den plötzlich hervorbrechenden Angriffsgeist der japanischen Wehrmacht derartig an die Wand gedrückt, daß man dafür bis zur Stunde noch keine plausible Erklärung gefunden hat. Der nationale Enthusiasmus und die patriotische Begeisterungs- und Hingabefähigkeit eines Soldatenvolkes hat wieder einmal leuchtende Triumphe gefeiert, und die demokratisch-liberalen Taschenspieler stehen heute bereits vor den Trümmern eines großen Teiles ihrer vagen Hoffnungen und Wunschbilder.
-124-

Uns kommt diese Entwicklung nicht überraschend. Wir haben Japan, seine Wehrmacht, sein Volk und seine Führung niemals anders eingeschätzt, als sie sich heute zeigen und beweisen. Japan leidet an denselben ungelösten Problemen wie wir und Italien. Seine wachsende Bevölkerung kann auf eigenem Boden nicht mehr erweitert und entwickelt werden. Das Land ringt mit einem zunehmenden Mangel an Rohstoffen und wirtschaftlichen Möglichkeiten. Seine großzügige Planung einer neuen Ordnung im Fernen Osten ist ihm sozusagen von der Natur und den geographischen und territorialen Gegebenheiten aufgezwungen. Es muß, wenn es nicht als Großmacht überhaupt abdanken will, dem Gesetz gehorchen, das wie ein Schicksal über ihm hängt.

Es ist klar, daß Mr. Roosevelt und seine plutokratische Clique das niemals verstanden haben und vermutlich auch niemals verstehen werden. Sie befinden sich den nationalen Ansprüchen Japans gegenüber in der Rolle eines habgierigen Kapitalisten, der lieber seine Fabrik in Brand steckt, als dem Arbeiter zur Aufrechterhaltung seiner elementarsten Existenz das zu geben, worauf er gar nicht verzichten kann, wenn er nicht zugleich auch auf sein ganzes Leben verzichten will. Für den Besitzenden würde ein Zugeständnis überhaupt kein Opfer bedeuten. Er bleibt hart aus Grundsatz. In solchen Entwicklungen zwischen Großmächten gibt es Punkte, an denen Verhandlungen keinen Schritt mehr weiterführen und die Entscheidung den Waffen anvertraut werden muß.
Es paßt durchaus zu der weltbekannten bornierten Arroganz der angelsächsischen Kriegshetzer- und Brandstifterclique, daß sie die militärischen Fähigkeiten und Möglichkeiten Japans vollkommen falsch eingeschätzt hat und daher diesen Irrtum gleich zu Anfang mit einem Lehrgeld bezahlen mußte, dessen Höhe wahrhaft erschreckend wirkt. Man wird sich nun in Washington und London wohl so seine eigenen Gedanken machen über die Hoffnungen, die man vor zwei Wochen noch an einen Kriegseintritt Amerikas

-125-

geknüpft hatte. Jedenfalls weisen die öffentlichen Verlautbarungen sowohl Roosevelts als auch Churchills eine weitgehende Enttäuschung aus, und die Kritik, die ihr maßlos leichtsinniges Vorgehen auch in ihrer eigenen Presse, und zwar selbst unter der Diktatur einer mitleidlos streichenden Zensur, findet, zeigt, daß diese Enttäuschung auch von der öffentlichen Meinung ihrer Länder geteilt wird.
Wir sind weit davon entfernt, die England und den Vereinigten Staaten verbleibenden Möglichkeiten einer planlosen Fortsetzung des Krieges auf lange Zeit zu unterschätzen. Wir haben schon häufiger darauf hingewiesen, daß Kolosse von dem Umfang dieser beiden Weltreiche nicht in Tagen, nicht in Wochen und auch nicht in Monaten zum Einsturz gebracht werden können. Wir müssen uns noch auf einen harten und erbitterten Kampf gefaßt machen, und in diesem Kampf wird es sicherlich ein ewiges Auf und Ab geben, bei dem unter Umständen auch bei uns gewisse Rückschläge nicht zu vermeiden sind. Das aber ist nicht das Ausschlaggebende. Ausschlaggebend ist vielmehr die Tatsache, daß die ungleich viel besseren Chancen auf Seiten der Achsenmächte liegen und daß ihre Führungen auch nicht zögern werden, diese auszunutzen.
Das militärische Potential, das ihnen zur Verfügung steht, ist an Weite überhaupt nicht mehr zu übersehen. Ein Vergleich mit dem dritten Jahre des Weltkrieges ist hier gänzlich unangebracht. Wenn wir damals über vier Jahre standhielten und auch da der Verlust des Sieges nur dem Mangel an Führung zuzuschreiben war, so darf man heute nicht übersehen, daß Deutschland 1939 auf den Krieg besser vorbereitet war als 1914, daß Probleme, an denen wir uns damals verbluteten, wie die Beseitigung Frankreichs als traditionellen Festlanddegen Englands auf dem Kontinent, bereits gelöst sind, daß der Balkan für uns keine Gefahr mehr bedeutet, daß die Sowjetunion ihre offensive Stoßkraft als kriegs-

-126-

entscheidenden Faktor verloren hat und zwei Großmächte, Italien und Japan, die im Weltkrieg gegen uns standen, nun auf unserer Seite kämpfen, ihre wirtschaftliche und militärische Kraft also doppelt für uns gebucht werden muß, ganz abgesehen von den ungezählten Unwägbarkeiten seelischer und moralischer Art, die wir heute zu unseren Gunsten verzeichnen können und die das gegenwärtige Kräftebild dem des Weltkriegs gegenüber vollkommen verändert haben.
Wir haben heute kaum noch nötig, den Glauben an unsere nationale Unüberwindlichkeit zu Hilfe zu rufen, um unseren kommenden Sieg als sicher und unabänderlich voraussagen zu können. Er ergibt

sich aus den realen Tatsachen. Sie sprechen eindeutig für uns. Unsere Rechnung stimmt, und wenn von der anderen Seite eine Gegenrechnung aufgemacht wird, so geht sie nur auf, weil sie auf falschen Buchungen basiert.
Das wird auch im neutralen Ausland mehr und mehr zugegeben. Wir lassen dabei die erhöhten Schwierigkeiten unseres zivilen Lebens, die mit der längeren Dauer des Krieges unvermeidlich geworden sind, als für die Kriegsentscheidung nicht oder nur bedingt ins Gewicht fallend außer Betracht. Sie sind auf beiden Seiten ungefähr in gleichem Umfange vorhanden. Wenn bei uns die Kartoffeln wegen eines langanhaltenden Winters später als sonst üblich auf den Markt kommen, so wachsen sie in England, bloß weil dort Plutokraten statt Nationalsozialisten regieren, auch nicht schneller, und wenn sie im Herbst und Winter wegen der schwierigen Transportlage nur ruckweise in die Großstädte und Industriegebiete gelangen, so ist das auf der Gegenseite nicht anders. Auch in England stehen wie bei uns Schlangen vor den Tabakläden, und daß es dort bestimmte Lebens- und Genußmittel im freien Handel zu kaufen gibt, ist lediglich auf die Höhe des Preises zurückzuführen, die die breiten Volksmassen überhaupt vom Konsum ausschließt und den reicheren Schichten demgemäß
-127-

einen Unifang des nationalen Wohlstandes vortäuschen kann, der nur fiktiv und in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist.
Wichtig aber bei der Beurteilung dieser Sachlage ist die Tatsache, daß wir bei der Berechnung unserer Erfolgschancen diesen Faktor gar nicht mit einkalkuliert haben, während England darauf überhaupt und allein seine Siegeshoffnung aufbaut. Es wird manchmal auch bei uns der Fehler gemacht, die Schwierigkeiten, vor allem des zivilen Lebens, nur auf unserer Seite zu sehen und dabei stillschweigend vorauszusetzen, daß die Gegenseite demgegenüber in der glücklichen Lage sei, wie im Frieden zu leben.
Das ist in keiner Weise der Fall. Die insulare Position Englands ist bei der gegenwärtigen Art der Kriegführung eher ein Nachteil als ein Vorteil. Rein militärisch gesehen ist eine Invasion nach Großbritannien selbstverständlich schwer, eine Invasion Englands nach Europa jedoch ist sicherlich ebenso schwer, wahrscheinlich aber viel schwerer. Wir haben bei unserer Versorgungswirtschaft den Vorteil der gesicherten Eisenbahnlinien; England muß alles, was es nicht selbst produziert, über den unsicheren Seeweg heranschaffen. Seine Flotte ist heute anfälliger denn je, das wurde erneut durch die schweren Schläge, die sie im Pazifik einstecken mußte, hinreichend bewiesen. Wir sind praktisch für England unangreifbar geworden, und seine Flucht in die Peripherie der Kriegführung kann, selbst wenn sie Erfolg hätte, an der Gesamtlage nichts Wesentliches ändern. Das britische Inselreich ist in seiner eigenen Gebundenheit gefangen. Der Krieg wird zu Ende sein, wenn London das einsieht. Solange das nicht der Fall ist, muß Großbritannien durch periodisch sich wiederholende Schläge, von denen am Ende dann doch einer tödlich sein wird, davon überzeugt werden.
Das japanische Beispiel hat wieder einmal gezeigt, welche ungeheure Kraft in der nationalen Dynamik eines Volkes liegt. Man kann die Berichte über die Heldentaten der todesverachtenden
-128-

japanischen Marineflieger nur mit tiefster Ergriffenheit lesen. Auch Japan weiß genau so wie Deutschland und Italien, daß es um seine Zukunft, ja, um sein Leben kämpft. Das Zusammengehen dieser drei Großmächte, die sich trotz ihrer durch mehrere Jahrtausende hindurch reichenden Geschichte eine vitale Jugendlichkeit bewahrt haben, ist ein naturgegebenes, es steht unter dem unlösbaren Zwang einer unerbittlichen geschichtlichen Logik. Sie nutzen in diesem Kriege die größte

Chance ihres nationalen Daseins aus. Ihre Führungen wie ihre Völker wissen ganz genau, worum es diesmal geht. Man hat sie zwar zu diesem Kriege genötigt, aber sie rühren ihn praktisch nicht in der Verteidigung, sondern in dauernden Angriffen durch. Ihre jungen Männer an den Fronten brennen vor Ehrgeiz, die nationalen Lebensprobleme ihres Landes mit den Waffen zu lösen. Niemals hatten sie eine gleiche Gelegenheit wie diese, ihren Mut, ihre Tatkraft und ihre männliche Einsatzbereitschaft unter Beweis zu stellen. Sie fühlen sich von den Wortführern der Plutokratie in einem Grade brüskiert und gedemütigt, der ihnen jeden Gedanken an Nachgiebigkeit von vornherein verbietet. Mr. Churchill und Mr. Roosevelt wissen noch gar nicht, was sie sich da auf den Hals geladen haben. Wenn sie an einen reizenden Krieg dachten, sozusagen an einen Spaziergang nach Berlin, Rom und Tokio, bei dem ihnen die verführten Völker der von ihnen angegriffenen Länder selbst zu Hilfe kommen würden, um ihre Regierungen zu beseitigen, die den Plutokratien ein Dom im Auge sind, so haben sie dabei vollkommen übersehen, daß diese Regierungen nur das sagen und tun, was ihre Völker wollen, ja von ihnen fordern und verlangen.

Es gibt gar keinen größeren Trugschluß, als zwischen ihnen und ihren Völkern einen Gegensatz zu konstruieren. Der Weltkrieg war für die unterdrückten Nationen, sie mochten auf welcher Seite auch immer kämpfen, nur ein dumpfes Ahnen der kommenden Dinge. Dieser Krieg dagegen wird von den betroffenen Völkern

-129-

bewußt geführt. Er ist nicht nur ein ins Gigantische ausgeweiteter Kampf um ihre völkische Ehre oder ihr nationales Prestige, er ist darüber hinaus ein Kampf um die allerelementarsten Lebensgüter, um Raum, Arbeit, Brot, um ein menschenwürdiges Dasein, um die Beendigung der ewigen Krisen, um eine radikale Bereinigung der wachsenden Problematik ihrer Länder, deren sie innerhalb ihrer eigenen Grenzen nicht mehr Herr werden können. Die Achsenmächte sind gezwungen, ihr Leben zu verteidigen. Sie werden das in einer Art und Weise tun, die keine sentimentalen Rücksichten kennt. Sie gehen aufs Ganze. Mit humanitären Phrasen wird man dieses Ansturms nicht Herr. Demokratische Taschenspielertricks sind dabei gänzlich unwirksam; hier muß gekämpft werden.

Ein Weltbild, das von solchen Faktoren bestimmt wird, ist dauernden und, wie die Ereignisse der vergangenen zwei Wochen beweisen, einschneidenden Veränderungen unterworfen. Sie erfordern von allen Beteiligten höchste Wachsamkeit und Bereitschaft. Führung und Volk müssen ständig auf der Lauer liegen, um zuzustoßen, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bietet. Eines Tages ist dann die Stunde da, in der der Gegner anfängt zu taumeln. Wann sie kommt, das weiß niemand; aber daß sie kommt, das wissen wir alle.

-130-

* * * * *

# Ruf zur Gemeinschaftshilfe

**Aufruf zur Sammlung von Wintersachen für unsere Front**

**21. Dezember 1941**

Ich wende mich heute an euch, um unseren Soldaten eine zusätzliche Hilfe auch der deutschen Heimat zu geben als Geschenk aller deutschen Volksgenossen an die Front!

Unsere Soldaten haben im Ablauf der Jahre 1939, 1940 und vor allem des eben zu Ende gehenden Jahres 1941 Siege von weltgeschichtlicher Bedeutung errungen. Sie trugen ihre ruhmbedeckten Fahnen durch halb Europa. Nirgendwo konnte ihnen ein Feind auf die Dauer widerstehen. Am 22. Juni begann ihr einzigartiger Vormarsch gegen die drohenden Angriffe der Sowjetunion. Die Vernichtungsschlachten, in denen die gegen das Reich aufmarschierten Millionenheere des

Bolschewismus zerbrachen, sind bereits als die höchsten soldatischen Ruhmestaten in das Buch der Weltgeschichte eingetragen.
Nun ist der Winter gekommen; unsere Soldaten stehen in Norwegen und Holland, in Belgien, Frankreich, in den Ländern des Balkans und in Nordafrika, dazu aber im Osten in einer Riesenfront vom Weißen bis zum Schwarzen Meer, von Finnland bis zur Krim. Sie allein sichern Heimat und Nation; ihnen ist es zu verdanken, wenn unser Volk auch in diesem Jahre ein zwar bescheidenes, aber doch gesichertes Weihnachtsfest begehen kann.
Ungezählte Deutsche in der Heimat werden sich gerade in diesen Tagen des unauslöschlichen Dankes bewußt werden, den sie unseren Soldaten, vor allem der kämpfenden Front schulden. Viele werden auch über bloße Worte und äußere Bekundungen dieses Dankes hinaus darüber nachgedacht haben, wie sie wohl
-131-

einem Soldaten, sei es einem ihrer Angehörigen oder einem der vielen Unbekannten an der Front, diese Dankbarkeit auch praktisch zum Ausdruck bringen könnten. Geschenke sind heute knapp. Unsere Fabriken haben im vergangenen Jahr Waffen, Munition und die dringendsten Gebrauchsgegenstände für Wehrmacht und Heimat produziert. Die Feldpost ist überlastet, so daß Sendungen an die Front nur in beschränktem Umfang möglich sind. Liebesgaben der Heimat für unsere Soldaten können deshalb in diesem Jahre gerade zu Weihnachten nicht in dem Ausmaß an die Teile der Front kommen, die so weit im Osten liegen, wie das noch in den vergangenen beiden Jahren im Westen möglich war.
Nun gibt es aber für jedermann eine Gelegenheit, dieser kämpfenden Front ein sichtbares und fühlbares Zeichen seiner Dankbarkeit zu bringen, der sich niemand unter uns versagen darf und auch nicht versagen wird:
Der Winter ist in diesem Jahr in den Gebieten des weiten Ostens, des Südostens, Norwegens und Finnlands frühzeitig und mit einer Stärke hereingebrochen, wie das in normalen Jahren bisher ungewöhnlich war. Die zuständigen Stellen unserer Wehrmacht haben alles getan, um die Front für den Winter ausreichend auszurüsten. Sie sind — wie wir es ja alle wissen — dabei, die letzten verfügbaren Transportmöglichkeiten einzusetzen, um die ungeheure Anzahl von Winterausrüstungsgegenständen für unsere Soldaten auch bis an die vorderste Front gelangen zu lassen. Aber trotz all dieser mit höchstem Material- und Kraftaufwand getroffenen Vorbereitungen können unsere Soldaten für den Winter noch immer vieles gebrauchen. Unsere Wehrmacht an der Front zählt heute so viele Millionen Männer, daß es überhaupt nur sehr schwer möglich ist, ihnen von einer einzigen Stelle aus alles das auf allen Gebieten zukommen zu lassen, dessen die einzelnen bedürfen. Eben deshalb aber verdiente die Heimat keine ruhige Stunde mehr, wenn auch nur ein einziger Soldat, vor allem im Osten, im Süd-
-132-

osten, in Norwegen oder gar im hohen Finnland ohne ausreichende Winterausrüstung den Unbilden der Witterung ausgesetzt bliebe.
Ich weiß, daß bei der letzten Spinnstoffsamnüung die deutsche Bevölkerung alles das hergegeben hat, worauf sie im Hinblick auf die angespannte Lage auf dem Gebiete der Textilversorgung verzichten kann. Dennoch aber befinden sich in der Heimat noch ungezählte Gegenstände der Winterausrüstung für die Zivilbevölkerung, die diese zwar nicht gut entbehren kann, die aber die Front gegenwärtig sicher dringender nötig hat als die Heimat. Gewiß müssen wir uns zu Hause im dritten Kriegsjahr auch großen Einschränkungen unterwerfen. Aber man würde der Front nicht gerecht werden, wenn man diese auch nur entfernt mit den Opfern vergleichen wollte, die sie vor allem in diesem Kriegswinter bringen muß. Zu Hause haben alle ein Dach über dem Kopf und ein Bett, in dem sie schlafen. Die

Ernährung ist, wenn auch beschränkt, so doch, gemessen an der fast aller anderen europäischen Länder, immer noch ausreichend. Die Volksgenossen in der Heimat sind außerdem in der Lage, sich durch Zeitungen, Theater, Konzerte, Filmbesuch oder Rundfunk die Entspannung zu verschaffen, deren sie bei der so außerordentlich großen Anspannung ihrer Kräfte im Arbeitsprozeß dringend bedürfen.
Fast alles das fällt für unsere Soldaten an der Ostfront weg. Das kann man nicht ändern. Allein, in etwas kann die Heimat helfen: sie kann ihren Söhnen und Vätern Schutz gegen die Unbilden der winterlichen Witterung geben helfen! Solange sich noch ein einziger brauchbarer Gegenstand der Winterausrüstung in der Heimat befindet, muß er an die Front. Ich weiß, daß auch in der Heimat der einzelne in vielen Fällen nur schwer auf diese Ausrüstungsgegenstände verzichten kann. Er ist ja zur Zeit nicht in der Lage, sie zu ersetzen. Aber tausendmal dringender, als er sie braucht, haben unsere Soldaten sie nötig. Es wäre zu viel gesagt, wenn ich in diesem Zusammenhang überhaupt von Opfern sprechen
133-

wollte. Was die Heimat bisher im Kriege ertragen hat, sind nur Unbequemlichkeiten und kleine Entsagungen gegenüber dem, was unsere Front seit über zwei Jahren täglich und stündlich auf sich nimmt. Dank ihrem Einsatz erfreut sich das Reich immer noch eines gesicherten Lebens. Die Front aber muß Gesundheit und Leben einsetzen. Sie steht heute auf der Wacht fast in ganz Europa für ganz Europa — und damit vor allem auch für uns. So, wie sie im Sommer in glühender Hitze oder bei wolkenbruchartigem Regen durch Staub oder Schlamm unentwegt in übermenschlichen Marschleistungen ihren Siegeszug fortgesetzt hat, so steht sie heute an den winterlichen Verteidigungsfronten in Schnee, Eis, Regen, Frost und Kälte zum Schütze der Heimat bereit. Sie hat die Unbilden der Witterung in jeder Jahreszeit zu ertragen, während wir in der Heimat uns diesen fast vollkommen entziehen können. Schon gegen die Hitze vermag sich die Front kaum zu schützen, gegen die Kälte kann ihr nur die ganze Heimat helfen. Wer zu Hause wollte sich aber dem Ruf zu dieser Gemeinschaftshilfe entziehen ?
Folgendes kann die Front vor allem notwendig brauchen, folgendes müssen wir ihr deshalb zur Verfügung stellen:
Überschuhe, nach Möglichkeit gefüttert oder mit Pelz ausgestattet, warme Wollsachen, Socken, Strümpfe, Westen, Unterjacken oder Pullover und warmes, vor allem wollenes Unterzeug, Unterhemden, Unterhosen, Leibbinden, Brust- und Lungenschützer, jede Art von Kopfschützern, Ohrenschützern, Pulswärmern und Kniewärmern, Pelze im weitesten Sinne des Wortes, Pelzjacken und Pelzwesten, Pelzstiefel jeder Art und jeder Größe, Decken, vor allem Woll- und Pelzdecken, dicke warme Handschuhe, hier vor allem pelzgefütterte Lederhandschuhe oder Strickhandschuhe und Wollfäustlinge. Überhaupt alles aus Pelz wird an der Front dringend gebraucht und ist deshalb doppelt willkommen. Gewünscht werden ferner gesteppte oder gefütterte Unterwesten,
134-

wollene Schals und Halstücher, überhaupt alles, was dazu dient, den Kampf gegen die in diesem Jahr so früh eingebrochene Winterkälte erfolgreich zu führen.
Die Partei mit all ihren Neben- und Unterorganisationen ist angewiesen, sich im Laufe der angesetzten Zeit zur Sammlung all dieser an der Front dringend benötigten Wintersachen bereitzustellen. Die Sammlung beginnt am 27. Dezember 1941 und endet am Abend des 4. Januar 1942 und wird seitens der Partei von Haus zu Haus und von Wohnung zu Wohnung durchgeführt. Jeder Volksgenosse erleichtert den Sammlern wesentlich ihre Arbeit und hilft zur beschleunigten Durchführung dieser Sammlung in hervorragendem Maße mit, wenn er die von ihm zu spendenden Wintersachen persönlich

an den näher bezeichneten Sammelstellen, die in den örtlichen Zeitungen bekanntgemacht werden, abliefert. Mit den zuständigen Organen der Wehrmacht und unseres Transportwesens ist Vorsorge getroffen, daß die gesammelten Gegenstände in kürzester Frist zum Abtransport gelangen und bis an die vorderste Front gebracht werden. Sie sollen so schnell wie möglich unseren kämpfenden Soldaten zugutekommen.
Deutschland hat trotz aller Luftangriffe bisher verhältnismäßig nur wenig vom Kriege gemerkt, und trotzdem ist es ein Krieg, der über Sein oder Nichtsein der deutschen Nation entscheidet. Unsere Soldaten, die kämpfend an der Front stehen, haben uns den größten Teil der Last dieses Krieges durch ihren heldenhaften Einsatz abgenommen. Sie haben alles das, wovon wir verschont geblieben sind, doppelt tragen müssen. Ich glaube, die Heimat hat gerade jetzt beim dritten Kriegsweihnachten den dringenden Wunsch, der Front, die schweigend ihre Pflicht tut, ihre Dankbarkeit dafür auf eine sichtbarere Weise als nur mit Worten zum Ausdruck zu bringen.
Das Fest, das in der ganzen Welt als das deutscheste bekannt ist, steht vor der Tür. Zum dritten Mal in diesem Kriege bleibt
-135-

unseren Soldaten zu Weihnachten die Rückkehr in die Heimat, ja, sogar ein in größerem Umfang durchgeführter Urlaub nach Hause, versagt. Was liegt nun näher, als daß die Heimat über bloße Worte de» Dankes hinaus der Front in einer nationalsozialistischen Gemeinschaftshilfe großzügigster An ihre Verbundenheit bekundet und dabei unseren Soldaten bewegten Herzens dankt.
Ich möchte deshalb die Sammlung, die mit dem 27. Dezember 1941 beginnt und mit dem 4. Januar 1942 endigt, das Weihnachtsgeschenk des deutschen Volkes an die Ostfront nennen. Es gibt gewiß im ganzen Lande niemanden, der sich von diesem Weihnachtsgeschenk für unsere Soldaten ausschließt. Ich habe vor einigen Wochen zu einer Schallplattensammlung für unsere Soldaten aufgerufen. Dieser Aufruf hat im deutschen Volke einen Widerhall gefunden, der alle Erwartungen auch der kühnsten Optimisten weit in den Schatten stellte. Das deutsche Volk in der Heimat hat sich auch bei dieser Spende wieder vorbildlich benommen. Ich bin daher auch diesmal davon überzeugt, daß jeder zu Hause bei der Sammlung von Wintersachen für unsere Front alles hergeben wird, nicht nur, was er entbehren kann, sondern auch was er selbst zwar noch nötig braucht, worauf unsere Soldaten aber mehr Anspruch erheben können als er selbst.
Wenn die letzten Sammlungen des Winterhilfswerkes, all unserer anderen sozialen Einrichtungen, vor allem aber die Sammlungen, deren Ergebnisse für die Front bestimmt waren, so glänzende Ergebnisse zeitigten, so ist das ein schlüssiger Beweis dafür, daß die Heimat sich der Größe dieser Zeit bewußt ist. Das deutsche Volk ist durch den Nationalsozialismus zum Gemeinschaftsdenken erzogen worden. Wo aber wäre dieses Gemeinschaftsdenken mehr angebracht als im Verhältnis der Heimat zur Front ?
Die Heimat selbst können wir unseren Soldaten noch nicht wiedergeben. Das wird erst der Fall sein, wenn wir durch den Sieg
-136-
den Frieden in Händen haben. Dann sollen unsere Soldaten in eine Heimat zurückkehren, an der sie auf Schritt und Tritt feststellen können, wie sie zu ihnen gehört und wie sie ihr Opfer und Heldentum zu würdigen weiß. Ein Stück Heimat aber können wir unseren Soldaten auch heute schon wieder neu zum Bewußtsein bringen. Mit Worten aber ist das nicht möglich einer Front gegenüber, die nur in ihren Taten lebt.
So laßt uns ihr denn auch mit Taten antworten! Gerade die Weihnachtszeit ist dazu am besten geeignet. Wenn also in der Woche nach Weihnachten die Sammler an eure Türen klopfen, so haltet die Gegenstände für die Winterausrüstung für unsere Soldaten schon bereit. Begegnet den Sammlern

freundlich und zuvorkommend, denn sie sind Sendboten unserer kämpfenden Soldaten. Gebt ihnen, was Ihr überhaupt nur geben könnt! Ihr helft damit der Front, den Sieg zu erkämpfen.
Der Führer selbst hat mich zu diesem Aufruf an die Heimat beauftragt. Er hat dieser Sammlung ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben, das der Heimat zeigen soll, mit welchen hohen Erwartungen er ihrem Ergebnis entgegensieht. Wir wollen ihm zeigen, welchen Widerhall sein Appell in den Herzen aller Deutschen findet.
-137-

* * * * *

# Weihnachten 1941

**Rundfunkrede an das deutsche Volk zum Heiligabend**

**24. Dezember 1941**

Wenn ich mich heute am Heiligabend im Rundfunk an das deutsche Volk wende, so tue ich das in der Hauptsache als Sprecher der Heimat zu unseren Soldaten und darüber hinaus zu all denen, die dieses Kriegsweihnachten 1941 fern von zu Hause irgendwo in der weiten Welt begehen müssen. Ich weiß, daß mich ungezählte Menschen darum beneiden werden, heute abend über die Ätherwellen zu Millionen Deutschen, verstreut über alle Länder und Kontinente, sprechen zu können. Wie viele Männer und Frauen, wie viele Väter, Söhne und Töchter möchten jetzt an meiner Stelle stehen und dem Sohn und dem Mann, dem Bruder oder dem Vater einen freundlichen Gruß zurufen! Wie viele Soldaten, wie viele Auslandsdeutsche hätten den Wunsch, statt meiner vor das Mikrophon zu treten und der Mutter, dem Vater, den Kindern oder den Geschwistern zu sagen, wie es ihnen geht und daß sie mit ihren Gedanken gerade in dieser Stunde bei ihnen weilen.
Für sie alle will und muß ich heute also Sprecher und Dolmetsch sein; ich habe ihre Grüße und innigsten Wünsche zu übermitteln von hüben nach drüben und von drüben nach hüben. Ich will deshalb auch heute abend nur wenig von Politik reden. Was wir Deutschen uns über die Weltlage und über die Zukunft unseres Landes zu sagen haben, das wissen wir alle. Daß wir ausharren müssen im Sturm der Zeit, bis der Sieg unser ist, das ist für jeden vor allem im eben ablaufenden Jahre so selbstverständlich geworden, daß darüber kaum noch Worte zu verlieren sind.
-138-

Ich möchte vielmehr von den Gedanken und Gefühlen sprechen, die uns alle an diesem Heiligabend bewegen und erfüllen. Es soll eine halbe Stunde der Besinnung sein; wir wollen uns dabei in einer Zwiesprache von Mensch zu Mensch auf uns selbst zurückziehen, wollen im harten und klirrenden Schritt des Jahrhunderts, den wir mitmarschieren, innehalten und einen Augenblick rückwärts und vorwärts schauen.
Der Geschenktisch unter dem Weihnachtsbaum ist dieses Jahr nur karg ausgestattet. Der Krieg hat sich auch hier schon angemeldet. Unsere Weihnachtskerzen haben wir an die Ostfront geschickt, weil unsere Soldaten sie dringender als wir gebrauchen, und statt der Puppenstuben, Burgen, Bleisoldaten und Kinderkanonen haben unsere Fabriken in den vergangenen Monaten andere, kriegswichtigere Dinge produziert, denn unsere Truppen mit ihren Bedürfnissen gehen allem anderen voran.
Aber die Geschenke sind ja auch nicht das Ausschlaggebende beim Weihnachtsfest. Vielleicht besinnen wir uns gerade deshalb, weil wir es in diesem harten Kriegsjahr nicht mehr so reich und so verschwenderisch wie im Frieden feiern können, um so mehr auf seinen seelischen Gehalt; und wenn wir früher Verwandtschaft, Freundschaft und Gemeinschaft durch äußere Geschenke pflegten, so wollen wir sie heute um so fester begründen in der Liebe zueinander, im gemeinsamen Vertrauen, das

uns alle verbindet, und in der Sehnsucht, die in dieser Stunde goldene Brücken über endlose Weiten, Länder, Ozeane und Kontinente schlägt zwischen allen, die zu uns gehören.
Die Heimat steht heute vor aller Augen. Wie schön sie ist, das haben unsere Soldaten und Auslandsdeutschen vor allem in diesem Jahre erlebt und gelernt. Vielleicht sind sie gerade deshalb auch immer so tapfer und treu für diese Heimat eingetreten. Sie wollten sie vor den Schrecken des Krieges bewahren. Alle, die sie, der Pflicht gehorchend, verlassen mußten, möchten sie nach ihrer
-139-

Rückkehr so wiederfinden, wie sie sie verlassen haben. Der Krieg ist für unser ganzes Volk die hohe Schule der Heimatliebe geworden. So schwer es der einzelne gehabt haben mag, heute hat und in Zukunft noch haben wird, im Vaterlande findet er den Sinn seiner Hingabe, seines Opfertums und seiner tapferen Bereitschaft. Wenn die Heimat auch jetzt wieder ein drittes Kriegsweihnachten, zwar karger und viel bescheidener als sonst, aber doch beschützt und abgeschirmt gegen die Drohungen unserer Feinde, begehen kann, so muß sie dafür denen danken, die es verteidigen, ihren Söhnen, Vätern und Brüdern, die draußen stehen und in fernen Ländern und unter fremden Völkern erst recht einsehen lernten, was sie an ihrem Vaterlande und an ihrem Volke haben.
Die große Aufgabe, die alle beansprucht, verlangt auch entsprechende Hingabe von uns! Und zwar tritt sie zuerst mit ihren Forderungen an unsere Soldaten heran. Sie verleben nun zum größten Teil das dritte Kriegsweihnachten draußen. Die Heimat ist der feste Pol, um den all ihre Gedanken und Wünsche kreisen. Es muß ihr größter Stolz gerade in dieser Stunde sein, daß sie diese Heimat beschützten und vor der Furie des Krieges bewahrten. Sie haben die Schrecken des modernen Krieges kennengelernt, sie sehen sich täglich davon umgeben. Es ist wohl schon eines so großen und tapferen Einsatzes wert, daß ihr Dorf und ihre Vaterstadt kein ähnliches Schicksal erlebten wie ungezählte Dörfer und Städte in Feindesland. Was wäre aus ihren Eltern, ihren Frauen und Kindern geworden, hätten sie ihre Leiber nicht zum Schütze der Heimat eingesetzt! Das sollte sich jeder deutsche Soldat gerade heute vor Augen halten. Die Heimat kann ja nur so sein, wie er sie sich vorstellt und auch bei seiner Rückkehr wiederzufinden hofft, wenn Millionen ihrer Väter und Söhne sie beschützen.
Und dasselbe gilt für alle unsere Auslandsdeutschen. Sie leben oft in einer vollkommen fremden, um nicht zu sagen feindlichen Welt. Es darf uns nicht wunder nehmen, daß wir Deutschen von
-140-

heute, weil wir unsere Lebensrechte verteidigen, draußen nicht immer beliebt sind. Dort umgibt unsere Volksgenossen oft Neid und Mißgunst, Haß und Verfolgung. Wir zu Hause erfahren davon nur gelegentlich aus den Zeitungen, unsere Auslandsdeutschen aber erfahren das täglich am eigenen Leibe. In einer hoffnungslosen Minderheit stehen sie dem Trommelfeuer der deutschfeindlichen Propaganda ausgesetzt, werden verhöhnt, drangsaliert, mit schimpflichen Haussuchungen bedacht und verhaftet. Wofür anders ertragen sie das mit Stolz und Würde als für uns, für ihre Heimat, die sie genau so und bewußter noch lieben als wir und für die sie sich mit ganzer Hingabe einsetzen? Für uns ist es eine Selbstverständlichkeit, die deutsche Sprache zu sprechen; sie werden dafür angespuckt. Wir lesen jeden Tag unsere deutschen Zeitungen;
sie bekommen sie monatelang später und geben sie wie einen geliebten Heimatgruß von Hand zu Hand. Wir hören allabendlich deutsche Rundfunksendungen; sie basteln manchmal stundenlang an ihren Apparaten herum, um ein paar Fetzen der Stimme aus der Heimat zu erhaschen. Wir sehen unsere deutschen Filme und Wochenschauen, wann wir Lust dazu haben; sie müssen sich heimlich zusammenschleichen, um etwa eine Kopie des Feldzugs im Westen anzuschauen, den wir schon fast vergessen haben.

Auch sie möchten lieber zu Hause als draußen sein; aber sie bleiben auf ihren Außenposten, weil sie damit dem Vaterlande dienen wollen. Sie lassen sich Haß und Mißgunst nicht verdrießen. Sie fühlen sich als Pioniere des Deutschtunis in der Welt, nicht um die Welt zu erobern, wie unsere Feinde verleumderisch behaupten, sondern um draußen ihr Volkstum zu verteidigen. Wenn wir uns heute am Heiligabend neben unseren Soldaten vor allem an sie wenden, so, weil wir wissen, daß Weihnachten als ein so ganz deutsches Fest sie auch am innigsten mit uns verbindet. Vielleicht denken sie heute auch einmal daran, daß sie es trotz der Schwere ihrer Aufgabe doch noch leichter haben als unsere
-141-

Auslandsdeutschen im Weltkrieg, die vielfach von seinem Anfang bis zu seinem Ende von der Heimat nichts anderes erführen, als was unsere Feinde darüber zu sagen für gut befanden. Heute sind sie wenigstens durch die Ätherwellen mit uns verbunden. Sie empfangen unsere Nachrichten und Reden, hören deutsche Musik und deutsche Lieder, vernehmen aus unmittelbarer Anschauung vom Heldenkampf unserer Truppen, kurz und gut, ihre Phantasie hat eine Brücke, auf der sie täglich nach Hause eilen kann.
Sie dürfen alle ganz beruhigt sein. Sie werden am deutschen Volke von heute nicht die Schmach erleben, die sie im November 1918 erlebten, als die Nachrichten vom deutschen Zusammenbruch wie betäubende Keulenschläge auf sie herniedersausten. Heute weiß die Heimat, was sie denen schuldig ist, die sich mit ganzer Kraft für sie einsetzen. Wie sie uns nicht im Stich lassen, so werden wir sie nicht im Stich lassen. Die Heimat wäre der harten und schweren Opfer, die heute Millionen Menschen für sie bringen, gar nicht wert, wenn sie nicht immerfort bestrebt wäre, sich ihrer würdig zu erweisen. Gewiß hat sie es in diesem Kriege auch nicht leicht. Sie muß auf viele liebgewordene Gewohnheiten verzichten und willig und geduldig tausend kleine und große Einschränkungen auf sich nehmen. Vor allem die Bevölkerung in den luftbedrohten Gebieten hat manches Schwere zu ertragen und verdient für ihre tapfere Haltung höchstes Lob und wärmste Anerkennung.
Das ganze Volk ist der großen Zeit, in der wir leben, würdig. Aber das, was wir in der Heimat auf uns nehmen müssen, ist ja nur ein geringer Bruchteil der Opfer, Strapazen und Entbehrungen, des Einsatzes und der Gefahren, die unsere Soldaten für uns auf sich nehmen, und auch der Verfolgungen und Demütigungen, denen unsere Auslandsdeutschen ständig ausgesetzt sind. Wir zu Hause haben weiß Gott keinen Grund zur Klage. Die Notwendigkeiten des Krieges müssen wir ertragen. Das Leben ist hart. Der Krieg
-142-

hat es nur noch härter gemacht. Mit Empfindsamkeit werden wir seiner nicht Herr. Wir müssen tapfer sein und ständig in Bereitschaft stehen. Der Sieg wird uns nicht geschenkt, wir können ihn uns nur verdienen. Jeder muß daran mitarbeiten. Auch und gerade am heutigen Abend haben wir all unsere Gedanken auf ihn zu konzentrieren. Es wird einmal auch wieder die Zeit kommen, wo die Anstrengungen des Krieges vorbei sind. Dann werden wir sicherlich bei einem späteren Weihnachtsfest mit Gelassenheit an diesen Heiligabend zurückdenken. Er wird dann in verklärtem Licht in unserer Erinnerung auftauchen, und gewiß wird dann keiner unter uns sein, der ihn darin missen wollte. Dann werden vor allem die Toten dieses Krieges als die leuchtenden Helden vor unseren Augen stehen, die ihr Leben einsetzten, um das höhere Leben des Volkes zu gewinnen.
Es ist wohl niemand unter uns, der nicht in dieser Stunde seine Blicke nach oben lenkte, der Krieg hat uns nicht nur gelehrt, stark zu sein vor unseren Feinden, sondern auch demütig zu sein vor unserem Schicksal und seinem göttlichen Lenker. Danken wir also dem Allmächtigen für die stolzen Siege, die er uns wieder geschenkt hat. Wir werden weiterkämpfen, bis der ganze Sieg unser ist.

Nun ist unsere Weihnachtsstunde zu Ende. Unsere Soldaten sitzen zusammen und plaudern von daheim; bei uns zu Hause denkt man nur an sie und spricht im Geiste nur mit ihnen. Die Deutschen draußen in aller Welt lassen noch einmal in ihrer Phantasie das weite Reich der Deutschen vor ihren Augen aufleuchten, und dann kehren wir alle wieder zu den Sorgen und Plagen, Lasten, Opfern und Entsagungen des Alltags zurück. Aber wir werden ihn noch freudiger als bisher hinnehmen. Wir wollen keine Minute vergessen, daß wir allein die Verantwortung tragen, jeder an seinem Platz, und daß es von unserem Kampf und von unserer Arbeit abhängt, ob der Sieg bald kommt.
Wir fassen ihn ganz fest ins Auge. Keinen Augenblick wollen
-143-

wir daran zweifeln. Er muß unser sein. Im Gedanken an den Führer, der auch an diesem Abend allgegenwärtig ist da, wo Deutsche zusammensitzen, werden wir uns um das Vaterland stellen. Es soll größer, schöner und erhabener aus diesem Kriege hervorgehen. Es soll die stolze und freie Heimat für uns alle sein. Das wollen wir in dieser Stunde dem Führer geloben. Er kann sich auf sein Volk an der Front, in der Heimat und in der weiten Welt verlassen. Er führe uns, wir folgen ihm. Von keinem Gedanken des Zweifels belastet, tragen wir hinter ihm die Fahne und das Reich. Fahne und Reich sollen rein und unversehrt sein, wenn die große Stunde des Sieges kommt.
Ich grüße euch alle aus tiefstem Herzen. Wenn wir früher zu Weihnachten den Frieden auf Erden in unseren Liedern gläubig besangen, jetzt ist die Zeit da, ebenso gläubig für ihn zu kämpfen und zu arbeiten. Für einen Frieden durch den Sieg! Das sei unsere Parole.
Möge aus meinen Worten ein heimatlicher Hauch hinüberwehen nach Ost und West, in die Weiten unserer Front gegen den Bolschewismus, nach Nordafrikas Wüsten, wo unsere Soldaten stehen, über die Weltmeere, über die unsere U-Boote und Kriegsfahrzeuge dahinrauschen, über fernste Länder und Kontinente bis in den letzten Winkel der Erde, wo noch ein deutsches Herz schlägt, und auch über die Heimat selbst, über Stadt und Land, in jede Hütte und in jedes Haus.
-144-

* * * * *

# Was ist ein Opfer?

**28. Dezember 1941**

In Zeiten großer Gemüts- und Gefühlserregungen — und der Krieg ist ja eine solche — verlieren Worte und Begriffe manchmal ihren eigentlichen Sinn, und die Sprache läuft Gefahr, an Prägnanz und Schlagkraft einzubüßen. Je länger solche Gemüts- und Gefühlserregungen andauern, desto eher sind die Menschen geneigt, sie mit ihrem Alltag in Übereinstimmung zu bringen, und Parolen, die gestern noch eine Welt in Bewegung setzten, sind heute schon dabei, in den Umgangsjargon überzugehen. Wenn auch in diesem Kriege von oben peinlichst darauf geachtet wird, daß Dinge der Alltäglichkeit und Fragen unseres nationalen Schicksals säuberlich voneinander geschieden werden und somit ihre Konturen behalten, so kann man doch hier und da beobachten, daß bestimmte Begriffe durch zu häufigen Gebrauch abgenutzt werden und wir dann, wenn wir sie wirklich einmal zum Ausdruck bringen wollen, dafür keinen passenden Ausdruck mehr zur Verfügung haben.
Die Soldatensprache ist nicht dieselbe wie die Sprache der Zivilisten. Ganz abgesehen von technisch-militärischen Worten und Wendungen pflegt man sich auch sonst an der Front anders zu unterhalten als in der Heimat. Das kommt schon daher, daß die Front in einem ganz anderen Milieu und unter ganz anderen Bedingungen lebt als die Heimat. Demgemäß muß aber auch die Heimat, wenn sie von der Front, zur Front oder über die Front spricht, sich einer anderen Sprache befleißigen, als sie zu Hause im Alltag üblich ist. Es muß bestimmte Worte geben, die fast ausschließlich für die Front oder doch mindestens für Dinge, die

mittelbar oder unmittelbar mit der Front oder dem Kriegsgeschehen zusammenhängen, reserviert bleiben. Und dazu gehört auch das Wort Opfer.

Ein Opfer bringt der Soldat, der seit 1939 im Felde steht, der durch den Staub Polens und durch die Sonne Frankreichs marschierte, der im Südosten über lehmige Straßen zog und dann im Osten nun schon sechs Monate in einem barbarischen Kampf um die Existenz seines Volkes sein Leben einsetzt. Wenn er heute vom Weißen bis zum Schwarzen Meer in einer über 2000 km langen Front in Schnee und Eis, Frost und Kälte unerschüttert steht, manchmal ohne Essen, manchmal ohne Munition, von Presse, Rundfunk, Film, Theater und aller Kultur seit über einem halben Jahr vollkommen abgeschnitten, wochenlang auf die Feldpost wartend, kein Dach über dem Kopf und kein Bett, in dem er schlafen kann, um sich nur trostlose Weite und vor sich den Feind, wenn er dann aushält und tapfer bleibt, seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse denen der Allgemeinheit unterordnet, dann bringt er ein Opfer.

Aber dasselbe kann man doch nicht von einem Volksgenossen sagen, weil er wegen der durch den Krieg notwendig gewordenen Verkehrseinschränkungen eine halbe Stunde auf die nächste Straßenbahn warten muß und statt abends um 7 Uhr um % 8 Uhr nach Hause kommt, wo er seine Frau und seine Kinder und sein wenn auch bescheideneres Abendessen vorfindet, dazu die Zeitung und den Rundfunkapparat, an dem er nur einen Knopf umzudrehen braucht, um sich, wenn auch nicht mehr mit Dutzenden, so doch mit einigen oder wenigstens mit einem Sender zu verbinden. Ist er müde, dann legt er sich ins Bett. Ist seine Arbeit besonders anstrengend, dann darf er sich meistens dafür sonntags ausschlafen, und gibt er eine halbe oder eine Stunde dafür hin, dann kann er sich sogar eine Kino- oder Theaterkarte kaufen und sich samstags oder sonntags einen Film oder eine Oper anschauen.

-146-

Entweder dürfen wir das, war der Zivilist tut, nicht Opfer nennen, oder wir müssen für das, was der Soldat tut, einen neuen Ausdruck erfinden. Jedenfalls aber weigern wir uns, beides überhaupt miteinander in Vergleich zu setzen. Die Heimat außer den luftgefährdeten Gebieten nimmt bestenfalls Einschränkungen oder mehr oder minder unangenehme Entsagungen auf sich; die Front aber bringt Opfer.

Der Einzelne darf niemals in den Fehler verfallen, seinen eigenen Anteil am Krieg zu überschätzen. Insbesondere aber ist es gänzlich unangebracht, für alles, was er an Unbequemlichkeiten mit sich bringt, den Staat oder die Regierung oder die Partei verantwortlich zu machen. Es gibt welche, die glauben, durch Zahlung der Steuern einen Anspruch darauf zu erwerben, in allem von oben betreut zu werden, ohne daß sie selbst etwas dazu zu tun brauchten. Der Krieg, den wir heute rühren, ist weder ein Krieg der Regierung noch der Wehrmacht noch der Partei. Er ist ein Krieg des ganzen Volkes. So wie das ganze Volk, und zwar ohne Ausnahme, einmal in den Genuß der Erfolge dieses Krieges kommen wird, so muß das ganze Volk, und zwar ohne Ausnahme, auch an seinen Lasten teilhaben. Man darf sich nicht auf den Standpunkt stellen, daß, während die einen kämpfen und ihr Leben einsetzen, die anderen das Recht haben, Frieden zu spielen.

Selbstverständlich wird niemandem aus lauter Willkür eine Last aufgebürdet, die er nicht zu tragen braucht. Aber wenn wir zu Hause eine Verknappung der Rauchwaren hinnehmen, damit wenigstens unsere Soldaten zu rauchen haben, so wird wohl keiner etwas dagegen einwenden können, auch wenn er selbst eine Stunde anstehen muß, um sich ein paar Zigaretten zu kaufen. Gewiß ist es schwer für eine Mutter, ihren Sohn ins Feld ziehen zu lassen. Aber was soll erst jene Frau sagen, die im Weltkrieg

ihren Mann und vier Söhne verloren hat und jetzt in den Kämpfen im Osten noch ihren fünften und letzten Sohn hergeben mußte? Es ist kein
-147-

Vergnügen, nachts drei Stunden im Luftschutzkeller zu sitzen und zwei Stunden später müde und unausgeschlafen an die Arbeit zu gehen. Wir kennen jedoch eine Mutter, die bei einem Bombenangriff ihr Haus und ihre beiden einzigen Kinder verlor und ein paar Tage später die Nachricht erhielt, daß ihr Mann im Osten gefallen sei. Die bringt ein Opfer, ein hartes, grausames Opfer, das aber auch ertragen werden muß und auch ertragen wird.
Gewisse Leute, und zwar gerade die, die vom Krieg nur wenig berührt werden, haben es sich angewöhnt, sich selbst und ihre kleinen und oft nur nichtigen Alltagssorgen allzu wichtig zu nehmen. Es gibt welche unter uns, die, wenn ihr Friseur eingezogen wird und sie sich nach einem neuen Haarkünstler umsehen müssen, am liebsten gleich ein Klagelied anstimmen. Daß die Eisenbahn zu Weihnachten Kartoffeln, Kohle und Gemüse für die Heimat und Waffen, Munition, Wollsachen und Lebensmittel für die Front transportiert, deshalb auch keine Zeit hat. Vergnügungsreisende nach Oberhof oder nach Garmisch zu fahren, das ist für sie Gegenstand stundenlanger erregter Erörterungen. Sie tuen so, als ginge sie der Krieg kaum etwas an, als hätten sie ein Anrecht darauf, von ihm verschont zu bleiben, als wären die Soldaten sozusagen dafür angestellt, ihn zu gewinnen, und sie sozusagen dazu ausersehen, später einmal Nutznießer ihrer Siege zu sein. Es darf keine verwöhnten jungen Haustöchter geben, die ihren Tag mit Nichtstuen verbringen, während in einem Berliner Lazarett eine Krankenschwester von morgens 7 Uhr bis abends 8 Uhr Schwerverwundete pflegt und sich dann bis nachts um l Uhr noch ihrem Haushalt und ihren drei Kindern widmen muß.
Die hätte Grund, zu klagen oder ungemütlich zu werden, aber sie tut es nicht; im Gegenteil, mit stets gleichbleibender Freundlichkeit, Sanftmut und Hilfsbereitschaft erfüllt sie ihre Pflicht, ist überglücklich, wenn man ihr nach einjähriger anstrengender Arbeit zu Weihnachten eine Kinokarte schenkt, und findet nicht ein Wort
-148-

des Einspruchs, wenn sie, eben fertig zum Kinobesuch angezogen, Befehl erhält, sich für eine schwere Operation bereitzumachen. Eine junge Frau verliert ihren Mann als Fliegeroffizier in Spanien. Nach Überwindung ihres Schmerzes über diesen Verlust heiratet sie ein zweites Mal einen Fliegeroffizier und verliert ihn nun nach kurzer Ehe in diesem Kriege; und schreibt dann einen Brief, bei dessen Lektüre einem die Tränen vor Rührung und Stolz in die Augen treten und man fühlt, wie sich das ganze Herz mit Hochachtung und Bewunderung für das unpathetische, seelische Heldentum einer deutschen Frau erfüllt.
Als unsere Truppen im September 1939 nach Polen einmarschierten, fanden sie 60.000 Volksdeutsche ermordet vor. Tausende Hinterbliebene hatten dabei ihre Eltern und alle Geschwister verloren. Hunderten von Eltern wurden ihre Kinder vor ihren Augen erschossen oder erschlagen. Eine alte Mutter mußte zuschauen, wie ihren beiden einzigen Söhnen die Augen ausgestochen wurden;
ihr Mann wurde verschleppt und kehrte niemals wieder. Die da übrigblieben, leben heute noch. Sie tragen ihr Leid für sich; es ist untergegangen im Strom der Ereignisse. Manchmal erhält man einen Brief, in dem ein also Geschlagener mit tausend Entschuldigungen und ganz bescheiden anfragt, ob man ihm wohl ein Buch oder ein Bild des Führers oder, wenn es ganz hoch geht, einen kleinen Volksempfänger für sein Lager schicken könne; aber wenn unsere Soldaten das dringender brauchten, dann solle man den Brief als ungeschrieben ansehen. Antwort sei nicht nötig, aber lange die Zeit dazu,

dann liege Rückporto bei, und hoffentlich gehe es dem Führer gut, daß ihm nur nichts passiere; und man glaube an seinen Sieg und baue Berge auf diesen Glauben.
Meldet sich noch einer, der sich beklagen möchte, weil abends bei Luftgefahr der Deutschlandsender abstellt und er sich der wirklich kaum zumutbaren Mühe unterziehen muß, eine andere deutsche Welle zu suchen? Ist noch einer da, der unwirsch den
-149-

Buchladen verläßt, weil er nicht sein ganzes überflüssiges Geld in Büchern anlegen kann, der nur mißmutig seine Zeitung liest, weil sie sich wegen Papierknappheit auf vier Seiten beschränken muß, der knurrt, weil die U-Bahn oder die Straßenbahn überfüllt ist, am Weihnachtsfest keinen Spaß mehr hat, weil die Kerzen am Tannenbaum fehlen, zu Silvester übel nimmt, daß er sich keine rote Nase vorbinden und kein Papierhütchen aufsetzen kann?
In Berlin gibt es ein Lazarett mit über hundert Kriegsblinden» meistens jungen Männern zwischen 18 und 24 Jahren. Wir haben jedem von ihnen einen Rundfunkempfänger in sein Zimmer gestellt, und alle freuten sich wie die Kinder. Kaum waren sie wieder halbwegs auf den Beinen, da fingen sie auch schon wieder zu leben an. Sie begannen sich umzuschulen, um einen neuen Beruf ergreifen zu können. Einer hatte außer dem Verlust seines Augenlichts noch seinen ganzen linken Arm und die halben Finger an seiner rechten Hand verloren. Mit dem Stumpf dieser Hand lernt er Schreibmaschine schreiben. Alle erklären das anfangs für unmöglich, aber mit eiserner Energie schafft er es. Ihr irrt, wenn ihr glaubt, daß in diesem Lazarett Trübsinn und Weltschmerz zu Hause wären. Nirgendwo in Deutschland herrscht so viel Glaube an den Sieg, so viel Vertrauen auf den Führer, nirgendwo werden unsere OKW.-Berichte so gespannt erwartet, nirgendwo wird weniger geklagt und wird mehr Haltung bewahrt als hier.
Ist es zuviel verlangt, wenn ich fordere, daß wir alle etwas vorsichtiger und pietätvoller mit dem Wort Opfer umgehen ? Was sollen die dann erst sagen! Es ist kein Opfer, wenn einer zwanzig Pfennige für das Winterhilfswerk gibt, wenn es zugleich auch nur ein Opfer sein soll, wenn ein anderer dem Vaterlande sein Augenlicht schenkt. Wir zu Hause haben keinen Grund, unsere Lasten zu dramatisieren, sondern nur alle Veranlassung, sie mit Stolz und Würde zu tragen und Respekt und Ehrfurcht vor denen zu haben, die der Nation wirkliche Opfer bringen. Der Krieg ist eine Gemeinschaftsleistung
-150
von Front und Heimat; aber nicht beide leisten zu gleichen Teilen. Darum kann die Heimat sich der Front gegenüber nur durch erhöhtes Pflichtgefühl und ständige Pflichtbereitschaft behaupten. Die Einschränkungen, die sie auf sich nimmt, sind notwendig und werden deshalb auch ertragen. Wenn einer überhaupt das Recht hat, sich mehr zu dünken als die anderen, auch im Bringen von Opfern, dann nur der Soldat. Aber er tut es nicht, eben weil er Soldat ist.
-151-

* * * * *

# 1942

## An unsere Soldaten

**1. Januar 1942**

Zum Jahreswechsel 1941/42 wende ich mich als ein Sprecher der Heimat an die Front. Ich möchte dabei Worte des Stolzes und der Bewunderung, aber auch Worte der Aufklärung an unsere Soldaten richten. Sie stehen nun schon über zwei Jahre auf allen Kriegsschauplätzen, auf denen das Leben, die Freiheit und die Zukunft unseres Landes verteidigt wird. Sie sind durch die Weiten Polens gezogen, haben bei Kirkenes und Narvik gekämpft, brachen über Albertkanal, Grebbe- und Maginotlinie nach Belgien, den Niederlanden und Frankreich hinein, sie warfen Jugoslawien und Griechenland zu Boden, sie beseitigten die akute Gefahr der bolschewistischen Bedrohung, die wie ein dunkles Gespenst über Deutschland und Europa hing, sie bestanden ihren heldenmütigen Kampf in Afrika, sie errangen sich die Freiheit des Luftraumes und durchpflügten mit unseren Kriegsschiffen die Weltmeere, um der britischen Versorgung schwerste Wunden zu schlagen: man müßte eine neue Sprache erfinden, um ihr fast legendäres Heldentum darzustellen und zu beschreiben. Keiner in der Heimat, der nicht voll Stolz und Bewunderung auf unsere Wehrmacht schaute und dem nicht das Herz höher schlüge bei dem Gedanken, daß es unsere Söhne, Väter und Brüder sind, die den Ring sprengten, der unser nationales Leben gefangen hielt, und damit uns allen wieder Atemfreiheit und der Nation die Möglichkeit des völkischen Sichauslebens zurückgaben.
Es wäre absurd, die Leistungen der Heimat damit überhaupt in Vergleich zu ziehen. Das ist ja der größte Erfolg unserer Waffen,


daß sie das Wunder zuwegebrachten, unsere Grenzen so zu beschützen, daß der Feind sie nirgendwo überschreiten konnte, und damit dem Lande ein Leben ermöglichen, das sich, an den Anforderungen, die an die Front gestellt werden müssen, gemessen, nur unwesentlich von dem im Frieden unterscheidet. Das weiß auch die Heimat, und sie unterläßt deshalb auch nichts, um es der Front im Bereich des ihr Möglichen gleichzutuen an Eifer, an Hingabebereitschaft und Opferfreudigkeit, an Treue zur Sache und an Glauben an den endgültigen Sieg.
Hier liegt auch der Unterschied zwischen dem Zustand des Landes im Weltkrieg und dem von heute. Damals lebten sich Front und Heimat im Verlaufe von vier Jahren immer mehr und mehr auseinander, so daß sie am Ende des Krieges fast zwei verschiedene Sprachen sprachen. Zu Hause hatte man nur noch wenig Verständnis für das heroische Opfertum des Soldaten, und die Front scheute schon deshalb eine unmittelbare Berührung mit der Heimat, weil sie ihr oft nur ein Anlaß des Anstoßes und des Ärgernisses war. Wenn der Soldat sein Leben für sein Vaterland einsetzt, dann muß er doch wenigstens das Gefühl haben, daß die Heimat dafür Verständnis besitzt und sein Opfer würdigt.
Niemand, auch der Tapferste nicht, stirbt gem. Die Phrasen vom süßen Tod des Soldaten gehören einer schon längst vergangenen Vergangenheit an. Auch der Soldat stirbt schwer, ja, manchmal viel schwerer als jeder andere Mensch. Ist seine Hingabebereitschaft unumgänglich notwendig, fordert das Schicksal selbst von ihm das bitterste Opfer, nämlich sein Leben, dann gibt er es hin aus Treue und aus Pflichtgefühl. Je weniger wir davon reden, desto tiefer muß es unsere Herzen bewegen; und der, der fällt, hat ein Anrecht darauf, daß ihm sein letzter Atemzug erleichtert wird durch den Gedanken, daß er für eine große Sache stirbt, für sein Vaterland und damit für seine Frau und seine Kinder, seine Eltern und Freunde, für seine Heimat, der er die Schrecken des


Krieges erspart hat, und für die Zukunft seines Volkes, das nicht weiterleben könnte, wenn es nicht immer wieder Söhne fände, die für sein Leben ihr Leben hinzugeben bereit sind.
Das sind keine patriotischen Phrasen, das ist die harte Wahrheit. Es ist auch verständlich, wenn der Soldat in einem langen Kriege oft von einer tiefen Sehnsucht nach seiner Heimat erfüllt ist. Wie schön

sein Vaterland ist, das kommt ihm ja jetzt erst recht zu Bewußtsein, nachdem er andere Länder und Völker kennengelernt hat. Es ist auch klar, daß er den natürlichen Gegensatz zwischen seinem rauhen Kriegshandwerk und dem doch immerhin noch stark an den Frieden gemahnenden Zustand in der Heimat manchmal, und vor allem in Zeiten, in denen er besonders harten Strapazen und Anforderungen unterworfen wird, mit einer gewissen Bitterkeit empfindet. Soweit diese auch nur eine Spur von Berechtigung hat, ist die Staatsführung unentwegt bemüht, sie zu beseitigen. Wir schildern der Heimat den Heldenkampf unserer Soldaten nicht durch zivile Journalisten, die wie im Weltkriege eine kurze Stippvisite bei irgendeinem Stabe machen, um dann in ihren Zeitungen nationale Bardengesänge anzustimmen. Unsere PK.-Männer stehen bei der kämpfenden Truppe; sie stellen der Heimat den Krieg so dar, wie er ist, mit aller unerbittlichen Realistik, und die Heimat hat gerade deshalb auch ein ganz klares Bild von der Front. Gerade das spornt sie immer wieder zu neuen erhöhten Leistungen an. Man kann sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen, daß zu Hause die Munitionsarbeiter wie im Weltkriege streiken, während die Front nach Waffen und Munition ruft.
Der Arbeiter und der Bauer sind heute die guten Kameraden des Soldaten. Jeder tut an seinem Platz seine Pflicht, und wenn es der eine dabei etwas oder auch viel besser hat als der andere, so darf das für niemanden ein Grund des Ärgers oder gar des Neides sein. Auch unter den Soldaten sind ja die Anforderungen verschieden. Die kämpfende Truppe im Osten hat ungleich viel
-157-

härtere Strapazen zu ertragen als etwa die Besatzungstruppen in Frankreich. Man kann den Einsatz nicht aus Gleichmacherei gleich machen. Dasselbe gilt auch für die Heimat. Wenn wir heute versuchen, zu Hause ein halbwegs normales Leben aufrechtzuerhalten, dann doch nicht, weil wir ein Gleiches etwa dem Soldaten nicht gönnten, sondern weil wir niemandem größere Opfer zumuten wollen, als zur Erkämpfung des Sieges unbedingt notwendig sind.
Das ist aber auch an der Front so. Nur ein schlechter Truppenführer verlangt von seiner Truppe aus reiner Schikane mehr, als zur Gewinnung des aufgegebenen Zieles zweckmäßig und geboten erscheint. Wir können z. B. unsere Straßen in der Heimat nicht in Schmutz und Dreck verkommen lassen, weil auch der Soldat an der Ostfront nur solche schlechten Straßen kennt. Und im übrigen kommt ja die Aufrechterhaltung des normalen Lebens in der Heimat auch dem Soldaten tausendfach zugute. Er weiß seine Lieben zu Hause in Sicherheit. Es gibt ihm ein beruhigendes Gefühl, daß sie nicht allzu schwer zu leiden haben, und zudem weiß er auch, daß, wenn er nach dem Kriege zurückkehrt, er in der Heimat nicht alles verödet und verkommen vorfindet, im Gegenteil ihm und der ganzen Front der Übergang in den Friedenszustand möglichst leicht gemacht werden kann.
Selbstverständlich hat dieses Bestreben eine natürliche Grenze: nämlich da, wo es anfängt, zynisch und achtungslos zu werden. Der Frontsoldat könnte mit Recht empört sein, wenn man zu Hause tanzte und vom Kriege keine Notiz nähme, während er sein Leben einsetzt und neben ihm seine Kameraden verwundet werden und sterben. Aber er dächte nicht fair, wenn er beispielsweise von der Heimat verlangen wollte, daß sie ihre Kinos und Theater schlösse. Denn erstens dienen sie dem arbeitenden Volk vor allem auch ungezählten Soldaten, Urlaubern und Verwundete, zur Erholung, und zweitens, was würde er sagen, wenn er bei
-158-

einem Urlaub, er mag ihn erhalten, wann auch immer, die Heimat in Trübsinn und Weltschmerz versunken vorfände?
Es ist klar, daß jeder Soldat, der von der Front nach Hause kommt, sich zuerst an den tausend Dingen des Alltags in der Heimat stößt. Er lebt ja im Geiste noch ganz in der ersten Linie. Er kann es gar nicht

verstehen, daß man sich in der Heimat um eine Menge von Sorgen ereifert, die ihm kleinlich und bedeutungslos erscheinen. Aber auch das muß sein. Jeder quält sich damit ab, was ihm aufgebürdet wird. Auch im zivilen Leben hat es ja der eine schwerer als der andere. Aber wenn man genau hinschaut, dann wird man meistens entdecken, daß das Schicksal jedem so viel aufbürdet, als er eben tragen kann. Eine Hausfrau muß sich abmühen, um das Essen für die Familie zusammenzuholen. Ihr Mann arbeitet im Rüstungsbetrieb 10 und 12 Stunden; abends kommt er mißmutig und übelgelaunt nach Hause, das Essen schmeckt ihm nicht, seine Zigaretten hat er schon verraucht oder er hat gar keine bekommen, die Zeitung ist bescheidener im Umfang geworden und bietet ihm nicht genügend Lesestoff; gerade hat er sich ins Bett gelegt, da heulen die Luftschutzsirenen, er muß drei Stunden im Keller sitzen, wo es mit den lieben Nachbarn Ärger über Ärger gibt. Alle sind übermüdet und nervös; zwei Stunden Schlaf, und dann wieder an die Arbeit. Wer wollte von uns verlangen oder auch nur erwarten, daß wir unsere Kinos und Theater schlössen und solche hart arbeitenden Menschen Samstags oder Sonntags nicht mehr eine kleine und bescheidene Erholung finden könnten ?

Gewiß, der Soldat hat vielfach überhaupt kein Bett, in das er sich legen kann. Er wäre froh, wenn er wenigstens eine Zeitung bekäme, und wäre sie zwei Wochen alt. Zigaretten fehlen manchmal tagelang. Aber er ist ja auch Soldat. Das ist seine Ehre und sein Vorzug. Die Heimat ist ihm dankbar für alles, was er für sie tut. Sie sucht ihm seinen Kampf nach Möglichkeit zu erleichtern. Sie macht aus dem Krieg nicht, wie 1917/18, ein Geschäft. Sie lebt

-159-

anständig und pflichtgetreu; und wenn hier und da gemeckert wird, so ist das alles halb so wild gemeint, und gerade der Soldat müßte doch dafür das allermeiste Verständnis haben. Die Regierung unterläßt nichts, um dem Soldaten seinen Einsatz nicht schwerer zu machen, als es nötig ist. Sie schützt ihn in der Heimat durch Gesetze, die so frontnah wie nur möglich sind.

Der Soldat ist der Stolz des Volkes. Es wird für ihn seelisch und materiell getan, was nur getan werden kann. Wird er verwundet, so wird er schnellstens einer sachgemäßen Pflege zugeführt. Er ist Ehrenbürger der Nation, nicht in der Phrase, sondern in der Tat. Sein Arbeitsplatz bleibt jedem Soldaten gesichert; er braucht nicht zu fürchten, daß, wenn er nach Hause kommt, ein anderer an seiner Stelle sitzt. Er hat das Wort des Führers, die größte Sicherheit, die es für einen Deutschen überhaupt geben kann. Für seine Frau wie für seine Familie wird gesorgt; alles dies natürlich, soweit das menschenmöglich ist. Sind die Verhältnisse irgendwo stärker als wir alle, dann muß auch unser nationalsozialistischer Staat sich bescheiden. Aber wo wird denn etwas Grundlegendes versäumt, was wir tun müßten, sollten und könnten? Gewiß hat der Soldat recht, wenn er demgegenüber sagt, daß das doch alles selbstverständlich sei. Im Weltkrieg war das Gegenteil selbstverständlich, und in England ist es das heute noch; und da mußten und müssen die Soldaten auch ihr Letztes einsetzen. Der wird der Front nicht gerecht, der etwa erwartete, daß sie der Heimat Dankesovationen darbringen müßte. Umgekehrt ist es richtig. Und diese Gefühle bewegen auch das Herz unseres Volkes. Im dritten Kriegsjahre steht die Heimat genau so treu zur Front wie im ersten, verfolgt sie mit glühender Anteilnahme ihren Kampf, betrauert sie mit Stolz und Wehmut ihre Gefallenen und erhebt sie sich am täglich sich wiederholenden Heldentum unserer Soldaten.

Wie lange der Krieg dauert, das weiß niemand. Aber daß wir

-160-

ihn gewinnen werden, das wissen wir nicht nur alle; dafür kämpft die Front, und dafür arbeitet die Heimat.

Wenn ich heute die Ehre habe, im Namen dieser Heimat zur Front zu sprechen, so fühle ich mich eins mit allen guten Deutschen draußen und drinnen in dem Bewußtsein, daß nichts uns trennen kann, daß das dritte Kriegsjahr uns noch bereiter finden wird, daß die Front weiterhin ihre harte Pflicht erfüllt und die Heimat nichts tut und nichts unterläßt, was ihr Grund geben könnte, sich bei der Heimkehr unserer Truppen vor ihnen schämen zu müssen.
Das sei mein Neujahrsgruß im dritten Kriegsjahr an unsere Soldaten. Es ist der Gruß der Heimat an die Front.


* * * * *

# Das neue Jahr

**4. Januar 1942**

Ungezählte Menschen im gegnerischen Lager werden sich beim diesjährigen Jahreswechsel die bange Frage vorgelegt haben, was das neue Jahr 1942 ihnen und ihren Völkern bringen werde, ob Stagnation, Rückschlag oder Niederlage. Das ihm vorangegangene Jahr 1941 hatte seine Umwege gemacht und war so ganz anders verlaufen, als unsere Feinde sich das vorgestellt hatten. Vielleicht wird den einen oder den anderen unter ihnen bei einer Bilanz, zu der der Jahreswechsel immer die beste Gelegenheit bietet, die nagende Sorge beschlichen haben, daß das neue Jahr für ihre Seite wenn nicht die Katastrophe, so doch wenigstens so schwere Schläge bringen, daß sie sich niemals mehr davon erholen würde.
Auch bei uns hat man Rückblick und Ausblick gehalten, sicherlich unter ungleich viel günstigeren Aspekten als auf der Feindseite. Denn die Sache, die wir verfechten, ist gerecht und klar. Ihr stehen alle Möglichkeiten zum Sieg zur Verfügung. Die Völker, die sich ihr verschrieben haben, sind jung und gesund und ihre Führungen entschlossen, koste es, was es wolle, das große Ringen um die Existenz ihrer Länder zu einem erfolgreichen Abschluß zu bringen.
Wir sind uns klar darüber, was unser im neuen Jahre harn und was wir dafür tun müssen; und Klarheit ist immer die Vorstufe zum Sieg. Wir wissen, daß wir um unser nationales und in den meisten Fällen auch um unser individuelles Leben kämpfen. Wir machen uns gegenseitig nichts vor, nähren unsere Hoffnungen nicht an trügerischen Illusionen, sind uns durchaus bewußt,


welcher Anstrengungen es bedarf, um zum Erfolg zu kommen, und auch bereit, diese zu leisten und auf uns zu nehmen. Das deutsche Volk lebt im dritten Kriegsjahr in einem harten politischen Klima. Das ist gut so. Keiner unter uns, der sich leichtsinnigen Täuschungen hingäbe. Je härter das Klima, desto verbissener die Entschlossenheit, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden. Denn die Erfahrung lehrt, daß Völker, die vom Leben schwer hergenommen werden, dadurch nicht etwa an Kraft verlieren, sondern nur an Kraft gewinnen. Wir Deutschen wären nicht so, wie wir sind, wenn uns alles leicht gemacht worden wäre. Das, was wir als Nation darstellen und besitzen, haben wir uns selbst erkämpfen müssen. Nur selten in unserer Geschichte ist uns etwas geschenkt worden oder unverdient in den Schoß gefallen. Sind wir deshalb etwa schwächer oder minderwertiger als andere Völker, denen Glück und holder Zufall mehr zur Seite standen als uns ? Auch in diesem geschichtlichen Ringen müssen wir uns unserer Haut wehren. Nur diejenigen sind erstaunt darüber, die sich vom Kriege so eine Art sensationeller Abwechslung versprachen. Die starken Herzen und die wachen Gehirne haben ihn so erwartet, wie er ist, und nicht anders.

Es ist klar, daß der Krieg in seinem dritten Jahre eine Unmenge von Problemen aufwirft, an die wir in normalen Zeiten niemals gedacht hätten. Er erforderte eine grandiose Umstellung unserer Wirtschaft auf seine eigenen Zwecke und Bedürfnisse, denen gegenüber die Zwecke und Bedürfnisse des zivilen Lebens mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Das wird sich natürlich im dritten Kriegswinter viel fühlbarer auswirken als im ersten Kriegswinter. Heute begegnen wir dem Krieg auf Schritt und Tritt. Das wird bei unseren Feinden nicht anders sein; und im übrigen teilt die Heimat dieses Schicksal mit unseren Soldaten, nur mit dem Unterschied, daß sie seit dem September 1939 nur vom Krieg, und zwar in seiner härtesten Form, umgeben sind. Die
-163-

Heimat wird sich, je länger der Krieg andauert, um so mehr an das Gefühl- und Empfindungsleben der Front heranbewegen; und das ist nicht etwa zu beklagen, sondern im Interesse der Front nur zu begrüßen.

Wir haben immer den Standpunkt vertreten, daß man in der Volksrührung am besten fährt, wenn man die Probleme, die uns alle beschäftigen, freimütig und vertrauensvoll anspricht. Das soll selbstverständlich nicht heißen, daß politische und militärische Geheimnisse öffentlich diskutiert werden müßten, wie das die Demokratien oft sehr zu ihrem eigenen Schaden tuen. Aber es gibt darüber hinaus eine Unmenge von Fragen, die da sind und deren Existenz schon deshalb von niemandem geleugnet werden kann, weil sie an jeden Einzelnen in dieser oder in jener Form herantreten. Es sind meistens Probleme des täglichen Lebens, mit denen wir alle fertig werden müssen. Sie sind in der Hauptsache durch den Krieg bedingt und treten auf der Feindseite in genau derselben Schärfe auf wie bei uns. Soweit sie im Kriege überhaupt befriedigend gelöst werden können, geschieht das am besten und wirkungsvollsten durch Gemeinschaftseinsatz und durch Gemeinschaftshilfe. Sie deshalb dem Volke darzulegen und vor ihm zu besprechen, ist kein Zeichen von Schwäche, sondern nur ein Zeichen von Stärke und souveräner Sicherheit. Keiner beispielsweise wird von der Eisenbahnverwaltung erwarten, daß sie Ferienbäder Erholungszüge fahren läßt, wenn sie Kartoffeln, Kohlen» Gemüse, Munition und Waffen transportieren muß, und niemand nimmt es der Regierung übel, wenn sie zu Weihnachten Kerzen nur im beschränkten Umfang ausgibt, weil diese dringend an der Ostfront gebraucht werden. Das darf man nicht nur, das muß man sagen und erklären. Gerade unser Volk hat am allermeisten Verständnis dafür, denn es sind ja seine Väter und Söhne, die draußen stehen, und alle Einschränkungen, denen sich die Heimat unterzieht, kommen ihnen zugute.
-164-

Und schließlich können die meisten Probleme überhaupt nur durch die Mithilfe des Volkes wirklich und grundlegend gelost werden. Helfen wird das Volk aber um so lieber, wenn es weiß, um was es sich handelt und worum es geht.

Die Herren Engländer machen geradezu einen Beruf daraus, aus der offenen Darlegung eines Kriegsnotstandes bei uns auf unsere innere Schwäche zu schließen. Wir verzichten darauf, sie eigens darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich damit selbst ins Gesicht schlagen. Denn sie sind ja gerade als Bürger einer sogenannten freien Demokratie so stolz darauf, daß bei ihnen alles öffentlich diskutiert wird; und wenn wir aus den täglich in englischen Zeitungen stattfindenden Debatten auf den inneren Zustand des britischen Volkes schließen wollten, dann müßten wir glauben, daß das Empire unmittelbar vor dem Zusammenbruch stände.

Wir nehmen nicht einmal Notiz davon, denn wir sind der Überzeugung, daß der Krieg ausschließlich durch harte Tatsachen entschieden wird, und eine solche Tatsache ist nicht etwa die, daß Mr. Smith sich in einem Leserbrief an den "Daily Telegraph" darüber ausschimpft, er habe wieder einmal eine

Stunde Schlange stehen müssen, um fünf Zigaretten zu kaufen, und zudem habe es noch geregnet. Wir schließen daraus nur, daß die Rauchwaren in London ebenso knapp sind wie in Berlin, und nehmen das gebührend zur Kenntnis. Aber wäre es nicht genau so töricht, wenn wir glauben wollten, daß gerade deshalb das britische Weltreich zusammenbrechen würde, wie es töricht ist, wenn die Engländer glauben, wegen der Knappheit an Weihnachtsartikeln würden die Deutschen Revolution machen?
Und im übrigen: was gehen uns dabei die Engländer an? Sie bemächtigen sich ja unserer inneren Sorgen nicht etwa, um uns zu helfen, sondern nur, um propagandistisch Kapital daraus zu schlagen, wie sie auch keineswegs etwa, wenn wir ausreichend
-165-

Rauchmaterial zur Verfügung hätten, das nur Befriedigung feststellen und dem Mangel an Rauchwaren in England gegenüber lobend hervorheben würden. Wir führen Krieg miteinander. Im Krieg ist gerade den Engländern bekanntlich jedes Mittel recht, um dem Gegner Schaden zuzufügen. Welchen Grund sollten wir haben, uns nach ihnen zu richten oder auf sie überhaupt auch nur Rücksicht zu nehmen? Von ihnen haben wir nur Böses und Schädliches zu erwarten. Sie schimpfen sowieso, ob es uns gut oder ob es uns schlecht geht, und wahrscheinlich bemächtigen sie sich deshalb so liebevoll unserer inneren Sorgen, weil sie glauben, uns durch ihr Geschrei davon abhalten zu können, uns selbst ernsthaft damit zu beschäftigen.
Wie schlecht sie uns doch kennen! Wenn sie einmal aufmerksam die Geschichte unserer Partei und des nationalsozialistischen Staates studieren wollten, so würden sie sicherlich feststellen, daß wir nur selten vor etwas Angst gehabt haben, niemals aber vor der sogenannten Weltmeinung. Wir haben zu oft erlebt, mit wie schimpflichen Mitteln und zu welchen verächtlichen Zwecken diese Weltmeinung gemacht wird, als daß wir noch Respekt davor haben könnten. Es ist deshalb für uns nur psychologisch interessant, jedesmal nach der Verlesung unserer Artikel im Rundfunk die Londoner Journalisten und Radiosprecher sich abplagen zu sehen, auch aus dem einfachsten und klarsten Satz immer noch etwas herauszudestillieren, womit sie ihre blassen Hoffnungen nähren können. Wieviele Federhalter werden sie dabei schon zerkaut haben! Das geht nun über ein Jahr schon so; hat sich dadurch etwas an der Situation geändert ? Gar nichts! Es war verlorene Liebesmüh. Aus keiner der britischen Illusionen ist Wirklichkeit geworden. Wie begonnen, so zerronnen, kann man hier nur sagen. Aber wir sind jedesmal durch offenes Ansprechen der Probleme ohne Rücksicht auf die Schimpfereien der Engländer auch mit ihnen, soweit das die Verhältnisse überhaupt erlaubten, fertig geworden. Wir
-166-

waren dabei die Gewinner, und die Engländer hatten nur das Nachsehen.
Überhaupt ist ein Volk, und gerade das deutsche, im allgemeinen viel härter, als man gemeinhin annimmt. Es will gar nicht verhätschelt oder verzogen werden. Man braucht ihm nur zu sagen, was es tun soll, und es gibt sich gleich und mit Feuereifer an die Arbeit. Kann einer sagen, daß wir schon einmal in einer wichtigen Frage umsonst und erfolglos an die Nation appelliert hätten? Selbst bei harten und unbequemen Forderungen ist das deutsche Volk immer bereit, der Führung zu folgen, wenn man ihm diese Forderungen und ihre Notwendigkeit richtig und überzeugend erklärt. Man fühlt sich durch die Einsatzbereitschaft unseres Volkes, die immer noch größer ist als man erwartet, darum auch immer wieder aufs neue beschämt.
Niemand wird beispielsweise bestreiten wollen, daß Woll- und Pelzsachen in Deutschland augenblicklich sehr rar sind und daß man sie im Kriege auch nicht ersetzen kann. Als wir vor zwei Wochen im Rundfunk zur Sammlung von Winterausrüstungsgegenständen für die Front aufriefen, da war die Ansprache noch nicht beendet, da ging schon ein Strom von Telefongesprächen aus dem

ganzen Reich bei uns ein, der stundenlang sämtliche Leitungen des Ministeriums blockierte. Körbe von Telegrammen und Briefen wurden in den nächsten Tagen angeliefert, nicht einer mit Einwendungen, alle nur mit Spenden, guten und brauchbaren Ratschlägen, Anfragen, was und wo und wann man abliefern könne. Als wir am Tage darauf die englischen Zeitungen und Radioberichte studierten, stellten wir wieder einmal mit Interesse fest, daß London die deutsche Revolution erwartet und in der Sammlung von Wintersachen für die Front das erste Anzeichen dazu erblickt.
Wir lassen den Engländern ihr Vergnügen. Sie verstehen vom deutschen Volk so viel wie eine Kuh von der Strahlenforschung.
-167-

Sie werden ihre Illusionen einmal teuer bezahlen müssen. Uns aber geziemt es, hart und gelassen zu bleiben, realistisch zu denken und niemals den Boden unter den Füßen zu verlieren, die Kriegsprobleme anzugehen, wo sie sich zeigen, und das neue Jahr mit derselben Entschlossenheit zu beginnen, mit der wir das alte, vergangene gemeistert haben.
Dann werden wir es bezwingen, komme was kommen mag.
-168-

* * * * *

# Wir bauen eine Brücke

**11. Januar 1942**

Man sieht manchmal in einem Varieté oder in einem Groteskfilm eine belustigende Szene etwa folgenden Inhalts: Zwei Clowns liegen auf der Erde und besitzen nicht mehr die Kraft, sich aus eigenem Vermögen wieder zu erheben. Nach vielen vergeblichen Einzelversuchen, die ihrer grotesken Komik wegen im Publikum immer wieder Stürme der Heiterkeit hervorrufen, rücken sie auf der Erde näher aneinander heran, berühren sich mit dem Nacken, bewegen die Beine und heben sich nun Hinterpartie an Hinterpartie langsam gegenseitig hoch. Kaum aber sind sie oben, dann fallen sie gleich wieder kraftlos zu Boden, die Zuschauer schlagen sich auf die Schenkel und quietschen vor Vergnügen. Sagen die beiden Clowns nun noch bei ihren vergeblichen Aufrichtungsversuchen: "Wir bauen eine Brücke!", dann will das zwerchfellerschütternde Gelächter im Publikum überhaupt kein Ende mehr nehmen. Die ganze Szene ist von einer unbestreitbaren Komik; jedermann hat einen Anspruch darauf, daß sie immer wieder zum selben Effekt führt. Nur wer sie noch nicht kennt, bleibt dabei ernst, bis er die Pointe versteht.
Man fühlte sich an diesen Sketch vom Varieté erinnert, wenn man in diesen Tagen in englischen und amerikanischen Blättern die Hofberichte über die Zusammenkunft zwischen Mr. Churchill und Mr. Roosevelt in Washington las: zwei ohnmächtig am Boden Liegende, von denen keiner mehr aus eigener Kraft aufstehen kann und die sich nun gegenseitig aufzurichten und zu stützen versuchen und eine Brücke bauen. Sie haben es nötig. Daß Mr. Roosevelt
-169-

und Mr. Churchill angesichts der schweren Schläge, die diese beiden infernalischen Kriegshetzer nach ihren frechen Provokationen und ihrem aufreizenden Spiel mit der Geduld und Langmut Japans in den letzten Wochen in Ostasien einstecken mußten., bei ihren eigenen Völkern augenblicklich nicht mehr viel zu bestellen haben, wird niemanden wundernehmen; denn der Gegensatz zwischen ihren prahlerischen Voraussagen und damit doch wohl auch ihren Wünschen und Zielsetzungen einerseits und den bisher errungenen Erfolgen bzw. Mißerfolgen andererseits ist doch so kraß, daß er auch den angelsächsischen Völkern, die ja bekanntlich in dieser Beziehung allerhand gewohnt sind, allmählich

auf die Nerven geht. Was tut man in solchem Falle? Man verbirgt seine eigene tödliche Verlegenheit hinter einem Nebel von Phrasen und bleichen Entschuldigungen und sucht sich langsam wieder aneinander aufzurichten und eine Brücke zu bauen.
Das ist der eigentliche Grund und Hintergrund der Reise Mr. Churchills nach USA. Er hat diese Reise seinem Charakter und Temperament entsprechend mit dem ganzen Reklamerummel umgeben, den man bei ihm, dem Mann mit dem schlechtesten politischen Geschmack, nachgerade gewohnt ist. Daß er durch seine jüdischen Soldschreiber verbreiten läßt, sein Schlafzimmer im Weißen Hause werde geheim gehalten, weil man Attentate der Fünften Kolonne befürchte, wollen wir noch hingehen lassen. Dann aber stellt er sich im Arbeitsraum Mr. Roosevelts der Presse, und da ist er ganz in seinem Element. Er steigt auf einen Stuhl, die Zigarre im Mundwinkel, und läßt sich also von Schmock bewundern und beklatschen. Wir können uns vorstellen, daß es auch in England noch Leute gibt, die eine solche Szene mehr als galant finden. Sie bat etwas so penetrant Vulgäres an sich, daß sich jedes weitere Wort dazu erübrigt. Aber es kommt noch besser. Damit auch die harmloseren Gemüter etwas von seinem Besuch haben, läßt er sich beim Beten öffentlich beobachten und begut-
-170-

achten: "Man sah bei der Hohen Messe des Weihnachtstages in Washington Churchill und Frau Roosevelt in dasselbe Gesangbuch schauen, während der Bariton des Präsidenten über alle anderen in der Kirche hinaustönte."
Das ist echt Churchill! Dieser Bericht des Reuterbüros wird von ihm selbst geschrieben sein. Er ist an plumper Heuchelei und feistem Pharisäertum kaum noch zu überbieten. An Geschmacklosigkeit erreicht ihn nur noch jene gespensterhafte Szene, die der britische Premier bei seinem Besuch in Ottawa vor der Presse spielte. Dort wurde ihm von den jüdischen Journalisten eine Kappe aus Alaska-Seal geschenkt. "Die Kappe paßt mir wundervoll!" gibt er zur Antwort, setzt sie auf und paradiert also mit zu einem V gespreizten Zeige- und Mittelfinger vor den Presseleuten auf und ab, die sich vor Lachen krümmen. Grock hat eine neue Konkurrenz bekommen.
Man könnte über alles das mit einem Achselzucken hinweggehen, und wir würden es auch kaum der Erwähnung für wert halten, wenn es nicht so außerordentlich charakteristisch wäre für den Mann, dem England augenblicklich das Schicksal seines Weltreichs anvertraut hat. Es ist nicht jedermanns Sache, Sinn für politischen Stil zu haben, und für gewisse Zeiten mag es auch einem Staatsmann dienlicher sein, ein dickes Fell statt guten Geschmack zu besitzen. Aber was zuviel ist, das ist zuviel. Wenn einer so viel auf dem Kerbholz hat wie Mr. Churchill, dann müßte es ihm eigentlich von der Polizei verboten werden, anstatt der Welt Aufklärung über die lange Serie seiner Mißerfolge zu geben, ihr ein so vollkommen witzloses Theater vorzuspielen. Ein Mann mit so vielseitigen Talenten gehört ins Kabarett oder auf die Varietebühne, nicht aber an die Führung eines Empire.
Und was seinen Kompagnon und Rivalen Mr. Roosevelt anlangt, so täte er auch besser daran, dem amerikanischen Volk endlich einmal genauen Aufschluß über die vernichtenden Schlacht-
-171-

schiff- und Positionsverluste der USA. in Ostasien zu geben, statt mit seinem Heldenbariton Choräle für die Kirchengalerie zu schmettern. Solche Szenen wirken auf das europäische Publikum wenigstens lächerlich oder bestenfalls abstoßend. Bei uns zu Lande ist man es nicht gewohnt, sich bei bestimmten Tätigkeiten tonfilmen zu lassen, und eine solche Tätigkeit ist unter anderem auch das Beten. Wer seine Frömmigkeit so in die Welt hinausschreit, gerät in den Verdacht, Böses im Schilde zu führen; und das ist auch hier in der Tat der Fall.

Diese beiden politischen Schwerverbrecher haben einen Weltbrand entzündet, vor dem ihnen allmählich zu grausen anfangt. Mr. Roosevelt hatte sich die Partie in Ostasien allem Anschein nach genau so leicht vorgestellt, wie Mr. Churchill sich die in Europa leicht vorgestellt hatte, und nun stehen sie mit ihren Völkern plötzlich vor Tatsachen, die mehr als ernüchternd wirken. Selbstverständlich können sie den Achsenmächten noch an allen Ecken und Enden Ungelegenheiten bereiten; aber im Ganzen gesehen sind sie doch in der Schlinge gefangen, die sie für uns geknüpft hatten. Wo sie auch in dieser für sie aussichtslos gewordenen Partie zu schlagen versuchen, sie treffen entweder ins Leere oder stoßen auf einen Widerstand, der für sie gänzlich unüberwindlich ist. Bleibt also als einzige Hoffnung nur noch die Sowjetunion, die für die plutokratischen Mächte die Kastanien aus dem Feuer holen soll. Der Kreml muß retten, was noch zu retten ist.

Also fährt Mr. Eden nach Moskau, um dort mit Stalin eine Brücke zu bauen. Hier wird die Sendung im Gegensatz zu Washington auf proletarisch eingestellt. Man geht nicht in die Weihnachtsmette und singt auch keine Choräle; im Gegenteil, es fallt auf, daß, wie die britische Presse berichtet, in einem englischen Kommuniqué zum ersten Mal auf jede Art von Titeln verzichtet wird. Es heißt nicht mehr wie bisher: "Der sehr ehrenwerte Mr. Eden", sondern ganz schlicht Mr. Eden", und die "Daily



Mail" fügt hinzu, daß dies sicherlich ein Symptom für den neuen Stil und die neue Herzlichkeit sei. Uns will scheinen, daß der Titel "Sehr ehrenwert" bei Mr. Eden von einem Witzbold aus ganz anderen Gründen gestrichen worden ist. Und was die neue Herzlichkeit anlangt, so kam diese unseres Erachtens viel drastischer bei der Heimkehr des britischen Außenministers zum Ausdruck, als er an einem Londoner Bahnhof von einer großen Menschenmenge empfangen wurde, die die Internationale sang.

Das ist der neue Stil, der auch letzthin in der sonst so langweilig vornehmen "Times" gepflegt wird, die in gewundenen Leitartikeln darlegt, daß die Sowjetunion auch etwas für ihren Bluteinsatz beanspruchen könne und man ihr im Falle eines englisch-amerikanisch-bolschewistischen Sieges am zweckmäßigsten ganz Europa zur Betreuung übergäbe. Hätten unsere neutralen Staaten in ihrer blinden Verkennung der Gesamtlage auch nur noch ein primitives Gefühl für ihre nationale Zukunft und Sicherheit, dann würden sie jetzt wissen, was sie zu tun hätten, nämlich wenn schon nicht für einen deutschen Sieg zu kämpfen, so doch wenigstens dafür zu beten. Aber sie sind ja von Gott und allen guten Geistern verlassen. Die Weisheit ihres politischen Urteils wächst nur mit der Nähe der bolschewistischen Revolutionsbrigaden; und da diese weit sind, glauben die Schweden und Schweizer, sich den Luxus der Pampigkeit uns gegenüber leisten zu können.

Sie werden sicherlich mit uns der Überzeugung sein, daß, wenn die Sowjetunion militärisch vernichtet werden muß und kann, allein und ausschließlich die deutsche Wehrmacht dazu in der Lage ist, und bedeutete die augenblicklich sich vollziehende Bereinigung unserer Front im Osten wirklich das, was die Herren Engländer daraus zu machen belieben, und die Herren Schweden und Schweizer mit so großem Wohlbehagen zitieren — es kann natürlich in der Tat überhaupt keine Rede davon sein —, dann hätten sie eher Grund, zu zittern, als zu frohlocken; denn sie wären



die ersten Opfer der von London der Sowjetunion bereits zugestandenen europäischen Neuordnung unter bolschewistischer Führung. Das ist nämlich der Kaufpreis, der Mr. Eden, dem bestangezogenen Modeliebling der Londoner Gentry, in Moskau abverlangt und von ihm auch anstandslos bezahlt wurde. Die englischen Kommunisten hatten also allen Grund, bei seiner Rückkehr die Internationale zu singen. Und der Chronist griff auch nicht fehl, als er bei seiner Nennung im Kommuniqué den Titel "Sehr ehrenwert" wegließ. Bei ihm handelt es sich um eine sogenannte Intellektbestie, die sich

bereitgefunden hat, für den letzten verzweifelten Rettungsversuch am englischen Empire Europa einem neuen Mongolensturm auszuliefern. Wir haben es also hier genau wie auch bei Mr. Churchill und Mr. Roosevelt mit einem hartgesottenen Sünder zu tun, der vor nichts zurückschreckt, um sich der Verantwortung für seine kriminelle Politik zu entziehen.
Wie schlecht wird es um Englands Sache stehen, wenn seine führenden Männer sich zu solchen Schritten der Verzweiflung entschließen müssen! Und welche Verantwortung lastet auf uns allen, und zwar auf Front und Heimat insgesamt, angesichts der Tatsache, daß damit das Schicksal unseres Kontinents in der Hauptsache uns, unserer Kraft, unserer Energie, unserem Verteidigungs- und Angriffswillen anvertraut ist! Die deutsche Nation mit ihren Verbündeten bildet heute den letzten Wall gegen den Mongolensturm; eine andere Macht, die Europa beschützen könnte, existiert nicht mehr. England hat Europa verraten und nun an Moskau auch noch verkauft. Seine plutokratischen Wortführer betteln in der Welt um Waffenhilfe. Sie sind bereit, jeden Preis zu zahlen, um ihr wankendes Empire zu stützen. Stalins letzte Chance wäre damit gekommen.
, Wir sagen mit Absicht wäre. In schweren, blutigen Abwehrkämpfen schlägt die deutsche Wehrmacht im Osten die unter skrupellosem Menscheneinsatz immer wieder unternommenen
-174-

Durchbruchsversuche der bolschewistischen Soldateska der Verzweiflung ab. Auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands wird heute von den deutschen Soldaten und ihren Verbündeten der Existenzkampf Europas gekämpft. Mit kargen Worten umschreibt der tägliche OKW.-Bericht ein Heldentum unserer Väter und Söhne, das später einmal mehr der Sage als der Geschichte angehören wird. Es ist nicht vergebens. In ihm findet unser Erdteil unter Wehen und Schmerzen seine Wiedergeburt.
Mr. Churchill und Mr. Eden bauen Brücken aus burlesken und tragikomischen Clownerien, die, kaum errichtet, wieder zusammenbrechen. Unterdes aber stehen Deutschland und seine Verbündeten in Waffen bereit, die plutokratischen Bedrohungen der Existenz ihrer Völker abzuschlagen. Es wird die Stunde kommen, da im letzten Zusammenprall der Kräfte die Entscheidung fallt. Siegen werden der höhere Ernst, der härtere Wille, die bessere Idee und das stärkere Herz.
Mit anderen Worten: also wir!
-175-

* * * * *

# Ein Volk hilft sich selbst

**Rundfunkrede zum Abschluß der Sammlung**
**von Woll-, Pelz- und Wintersachen für die Front**

**14. Januar 1942**

Soeben wird mir das Schlußergebnis der Sammlung von Woll-, Pelz- und Wintersachen für die Front überreicht. Ich kann damit dem Führer die Erfüllung seines mir am 16. Dezember erteilten Auftrages melden.
Die auf seinen Appell vom ganzen deutschen Volke unter der Führung der Gauleiter aller Gaue und unter Mithilfe von über zwei Millionen Helfern durchgeführte Sammlung von Woll-, Pelz- und Wintersachen für die Front hat ein Ergebnis von 67 232 686 Stück erbracht. Damit wird das vorläufige Ergebnis vom vergangenen Sonntag in Höhe von 56 325 930 wiederum um 10 906 756 Stück übertroffen.
Angesichts dieser wahrhaft stolzen und bewundernswerten Gemeinschaftsleistung, an der sich das ganze deutsche Volk mit einer spontanen Gebefreudigkeit und Einsatzbereitschaft beteiligte, ist es mir

persönlich ein aufrichtiges Bedürfnis, allen Spendern und, Helfern meine wärmste Anerkennung und meinen herzlichsten Dank zu übermitteln.
Ich danke vor allem und zuerst denjenigen, die sich, dem Appell des Führers folgend, im Interesse unserer kämpfenden Truppen an der Ostfront von ihren wärmenden Wintersachen getrennt haben, um sie unseren Soldaten zur Verfügung zu stellen. Ich weiß, wie schwer das vielen von ihnen gefallen ist, und deshalb ist mein Dank für ihre Hilfsbereitschaft besonders herzlich.
Ich danke darüber hinaus aber auch den über zwei Millionen Helfern, die sich freiwillig in den Dienst der großen Sache und
-176-

ehrenamtlich wochenlang für jede freie Stunde der Sammlung zur Verfügung stellten.
Ich danke vor allem den Millionen deutscher Frauen, die sich trotz ihres übergroßen Kriegspflichtenkreises in altbewährter Treue und Einsatzfreudigkeit sofort in die vom Führer angeordnete Sammelaktion einreihten und in mehr als 24.000 Nähstuben unermüdlich geschafft haben, um warme Kleidungsstücke für unsere Soldaten umzuändern, herzustellen oder instandzusetzen.
Ich danke in gleicher Weise der deutschen Jugend, die durch ihren begeisterten Einsatz eine riesige Transportbewegung fast selbständig durchführte und damit entscheidend zum großartigen Gelingen der Sammlung beitrug.
Mein Dank gilt allen Organisationen der Partei, die sich unter Führung der Gauleiter selbstlos und einsatzfreudig der schnellsten und großzügigsten Durchführung dieser Sammlung zur Verfügung stellten.
Ebenso ergeht mein Dank an Presse, Rundfunk und Film, die durch ihre vorbildliche Propaganda für diese Sammlung wesentlich zu ihrem Gelingen beitrugen.
Ein besonders herzliches Dankeswort richte ich an die deutschen Skiläufer. Ich weiß sehr wohl, wie schwer es den meisten von ihnen gefallen ist, sich von ihren geliebten Brettern zu trennen und sie unseren Soldaten zur Verfügung zu stellen. Sie haben das ohne Zögern und wie selbstverständlich getan, weil sie wußten, daß in dieser ernsten Zeit die Bedürfnisse unserer Soldaten allem anderen vorangehen.
Das Ergebnis der Sammlung beweist zur Genüge, daß diesmal mehr als bei irgendeiner anderen Gelegenheit die Spendenfreudigkeit unserem ganzen Volke aus dem Herzen kam. Ich glaube mich nicht in dem Eindruck zu täuschen, daß jeder in der Heimat mit Freuden die Gelegenheit wahrnahm, unseren Soldaten zu zeigen, wie dankbar wir alle ihnen sind und wie wir uns mit ihnen
-177-

verbunden fühlen. Die Durchführung dieser Sammlung ist der deutschen Heimat eine Herzenssache gewesen, und deshalb war sie auch von Anfang an mehr eine Tat der Volksgemeinschaft als eine Tat der Propaganda.
Es blieb unseren Feinden vorbehalten, ihr einen politischen Charakter zu geben. Wenn englische Zeitungen vor einigen Tagen schrieben, daß sie vom ganzen deutschen Volke empört abgelehnt werde und daß sie nur in der Weise durchzuführen sei, daß die Polizei den Passanten auf der Straße ihre Pelze und Mäntel mit Gewalt vom Leibe risse, wenn der Londoner Rundfunk zu berichten wußte, daß Berliner Frauen die Abfahrt der Transportzüge mit den Woll- und Wintersachen an die Front dadurch zu verhindern suchten, daß sie sich auf die Schienen legten, so erspare ich es mir, darauf überhaupt zu antworten. Solche ebenso gemeinen wie dummen und albernen Lügen richten sich selbst. Schweigende Verachtung ist hier die beste Antwort. Noch heute morgen brachte der Moskauer Rundfunk die Meldung, daß die Sammlung nur ein sehr karges Ergebnis gezeitigt hätte; im ganzen seien 22 Pelze

zusammengekommen. Auch hier verzichte ich darauf, die Zahl von nahezu vier Millionen gesammelten Pelzen als schlagenden Gegenbeweis anzuführen. Ich würde das deutsche Volk beleidigen, wenn ich hier überhaupt einen Gegenbeweis führen wollte.
Nur durch diese feindlichen Lügenmeldungen ist die Sammlung von Woll- und Wintersachen für die Ostfront eine politische Angelegenheit geworden; und da nun einmal unsere Feinde dagegen das Wort ergriffen hatten, hat das deutsche Volk ihnen eine Antwort erteilt, die sie so bald nicht vergessen werden. Es hat aus der Sammlung, die sie zu einer politischen Streitfrage machten, selbst eine politische Tat gemacht. Sie ist deshalb heute mehr als nur eine Sache der Gemeinschaftshilfe, sie ist ein überzeugender Beweis für die Entschlossenheit, mit der die deutsche Nation bereit ist, diesen Krieg bis zum Siege durchzuführen,
-178-

Keiner von uns hat je an dieser Bereitschaft gezweifelt. Ein Volk, dessen Front Heldentaten verrichtet wie heute unsere Soldaten im Osten, ein Volk, dessen Heimat so einsatz- und hilfsbereit für diese Front einzutreten gewillt ist, muß und wird siegen.
Ich habe den Auftrag, Ihnen allen, meine deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen, Spendern und Helfern, im Namen des Führers seine Anerkennung und seinen Dank zum Ausdruck zu bringen. Wenn beim letzten Weihnachtsfest unsere Geschenke nur karg ausgefallen sind, so hat dafür das deutsche Volk dem Rufe des Führers gemäß um so reicher seine Front beschenkt. Bewahren wir uns alle die in dieser Gemeinschaftstat zum Ausdruck kommende Gesinnung durch den ganzen Krieg hindurch und für alle Zukunft, dann werden wir mit allen Schwierigkeiten des Krieges fertig werden und unentwegt dem Siege näher marschieren.
Die Sammlung von Woll-, Pelz- und Wintersachen für die Front ist damit zu Ende. Ich bin stolz darauf, sie zu einem so großartigen Ergebnis geführt zu haben. Allen, die mich dabei unterstützten, Spendern und Helfern, übermittle ich nochmals den Ausdruck meiner Anerkennung und meines tiefgefühlten, sehr herzlichen Dankes.
-179-

* * * * *

# Qualm aus London

**18. Januar 1942**

In London wird wieder einmal Qualm gemacht. Das geschieht immer dann, wenn es der Plutokratenclique schlecht geht und Mr. Churchills Stellung leicht ins Wanken gerät. Für solche Fälle hat dieser Erzlügner ein probates Mittel zur Hand, ebenso primitiv wie wirkungsvoll, auf das das englische Publikum denn auch jedesmal prompt hereinfällt. Mr. Churchill entwirft dem englischen Volk in rohen Umrissen das Kolossalgemälde einer nahe bevorstehenden deutschen Revolution. Ist die Situation für ihn nicht allzu brenzlig, dann begnügt er sich mit einigen hingemurmelten Andeutungen, die ihm in solchen Fällen zu genügen scheinen. Ist aber Not am Mann und geht es ernsthaft um seine Position, dann versenkt er sich mit einer geradezu hingebungsvollen Fabulierkunst in den Fall. Er bringt Namen, Daten, Einzelheiten und angebliche Tatsachen, als wenn er selbst dabei gewesen wäre, und zwar mit einer so verblüffenden Sicherheit, daß man sich manchmal an den Kopf greift, um resigniert festzustellen: wenn er nichts anderes kann, aufs Lügen versteht er sich.
Wir hatten geglaubt, daß das vollkommene Versagen der britischen Kriegführung in Ostasien ihn unter Umständen den Kopf kosten würde. Es wäre vielleicht auch so weit gekommen, wenn er nicht schleunigst nach USA. retiriert wäre und dort ein Theater aufgeführt hätte, demnach man ihm in London unmöglich noch ein Bein stellen konnte. Aber der Scheinerfolg von Washington und Ottawa

war nicht derart, daß er lange vorhalten konnte, und schon auf der Rückreise wurde der britische Premier von einer
-180-

Flut von Hiobsposten überschüttet, die sich im Laufe von nur wenigen Tagen bis zu einer nahen Bedrohung von Singapur verdichteten. Man muß sich die Wichtigkeit, aber auch die Zerbrechlichkeit der englischen Position in Ostasien vor Augen halten, um zu wissen, was das für das britische Empire bedeutet. Mr. Churchill saß in seiner eigenen Schlinge.
Man kann sich vorstellen, wie verzweifelt er Kabel über Kabel nach London gejagt haben mag, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, daß man der wachsenden Krise in der britischen Öffentlichkeit mit normalen Mitteln nicht mehr Herr werden würde. Wer in diesen Tagen die englische Presse las, konnte nur staunen über den frostig abweisenden Ton, mit dem hier das Churchill-Regime abgekanzelt wurde. Zum erstenmal hatte man den Eindruck, als wenn in London so etwas wie eine Empire-Dämmerung heraufstiege. Der britische Premier sah sich gezwungen, dem rasenden Zorn der Öffentlichkeit ein Opfer in der Gestalt seines Intimus und Busenfreundes Duff Cooper vorzuwerfen. Selten ist ein Politiker von Rang — und als solcher gilt doch der ehemalige englische Informationsminister wenigstens in London — mit einem so beleidigenden Kommuniqué in die Wüste geschickt worden wie hier. Aber selbst das genügte nicht. Und so blieb Mr. Churchill nichts anderes übrig, als wieder und noch einmal einen tiefen Griff in die Mottenkiste zu tun, um das verbrauchteste Inventarstück aus der guten alten Zeit zum Vorschein zu bringen: die deutsche Revolution.
Er konnte sich diesmal nicht mit vagen Andeutungen begnügen;
er mußte angesichts der Schwere seines eigenen Falles schon zur Kleinmalerei greifen. Man kann aus der ganzen bornierten Unlogik seiner lügnerischen Behauptungen schließen, mit welcher Nervosität er dabei zu Werke ging. Bei der Wollsammlung fing es an. Dreist und frech fälschte seine Presse einfach die Ergebnisse und schwindelte, es seien nur etwas über vier Millionen Stück
-18l-

zusammengekommen, wahrend es in Wirklichkeit über 60 Millionen waren. Und wie diese vier Millionen erst gesammelt wurden! Die Polizei riß sie den Passanten auf der Straße buchstäblich vom Leibe, so daß diese nackt und bloß und fluchend und zitternd vor Kalte dem blanken Winter ausgesetzt waren. Ist es zu verwundern, daß daraufhin die Berliner Frauen sich zu Protestdemonstrationen zusammenrotteten, gegen den Abtransport ihrer ihnen vom Leibe gerissenen Pelz- und Wollsachen an die Front Einspruch erhoben, sich auf die Schienen legten und so das Ausfahren der Züge verhinderten ? Sonderbarerweise vergaßen sie dabei gänzlich, daß die ihnen entrissenen Pelz- und Wollsachen ja für ihre Männer und Söhne an der Ostfront bestimmt waren. Oder sie hegten vielleicht den Verdacht, daß der harte russische Winter nur eine Erfindung der Nazis sei, die mit dieser Sammlung gar keinen anderen Zweck verfolgten, als ihnen ihre Winterkleidung zu entwenden, um damit ihren eigenen Leib zu schmücken.
Das aber wieder brachte die Generale in Wallung. Empört über die angebliche Nazi-Niederlage an der Ostfront — diesmal also sind die Nazis ausnahmsweise für Mr. Churchill und seine Lügenpropagandisten im Gegensatz zu früher, wo sie nur zu Hause blieben, an der Front — beschlossen sie, dem Regime den Gnadenstoß zu geben. Sie bildeten einen revolutionären Rat und faßten den Entschluß, die Nazis zu liquidieren, Japan im Stich zu lassen und sich der englisch-amerikanisch-bolschewistischen Front anzuschließen. Da dann sowieso kein Gegner mehr übrig blieb, war damit der Krieg zu Ende. Immerhin mußten die Generale erwarten, daß die Nazis sich nicht so einfach sang- und klanglos abservieren ließen; und deshalb wurden im Berliner Regierungsviertel

Kanonen und Maschinengewehre aufgefahren, und zwar zu dem Zweck, den dunklen Generalsplänen auch den nötigen Nachdruck zu verleihen.
So stehen die Dinge. Wir müssen also gewärtig sein, daß die


Sache morgen oder übermorgen losgeht, und das englische Publikum hat die beruhigende Gewißheit, daß ein Verlust von Hongkong und in absehbarer Zeit vielleicht auch noch von Singapur gar keine Gefahr für das britische Empire in sich schließt. Denn gerade diese Tatsachen haben das deutsche Volk auf den ja so naheliegenden Gedanken gebracht, sich von Japan gerade wegen seiner Erfolge gegen England brüsk abzuwenden und zu den Churchill und Roosevelt überzulaufen.
Wenn man sich die Dinge bei Licht besieht, so könnte man auf den Gedanken kommen, es handele sich hier um Phantasien aus dem Tollhaus. Vielleicht nimmt uns auch der eine oder der andere in den Verdacht, wir übertrieben. Beides ist unzutreffend. Was wir hier zitieren, das haben die englischen Zeitungen und Rundfunksender in den letzten drei Wochen wortwörtlich so gebracht, und mehr noch dazu. Wir hatten also gar keinen Grund, etwas hinzuzufügen. Wir haben es zuerst auch für unter unserer Würde gehalten, darauf zu antworten, bis wir dann in nord- und südamerikanischen Zeitungen unter großen Schlagzeilen lasen, daß die Revolution in Berlin mittlerweile ausgebrochen sei, daß die Polizei nicht mehr Herr der Lage wäre, daß das Reich wieder einmal wie 1918 seine schwache Stunde erlebe und der Sieg der englischamerikanisch-bolschewistischen Front nur noch eine Sache von Tagen sein könne.
Mr. Churchill hat es leicht. Er regiert ein Volk, dem man, nach diesen jüngsten Erfahrungen wenigstens zu schließen, alles zumuten kann. Aber wir haben doch den Eindruck, daß mit längerer Dauer des Krieges die Fristen, in denen ein so haariger Schwindel wirkt, immer kürzer werden. Wir glauben auch nicht mehr daran, daß er die Absicht hat, mit seinen Lügenkampagnen irgendeinen Eindruck auf das deutsche Volk zu machen. Wenn sein fortgesetzter Alkoholmißbrauch ihm überhaupt noch die Nutzung seines Verstandes erlaubt, dann muß er diese Hoffnung längst aufgegeben


haben. Wir fühlen uns auch nicht bemüßigt, seine Lügen vor der deutschen Nation zu dementieren oder gar zu widerlegen. Sollen wir etwa erklären, daß wir den deutschen Bürgern nicht die Woll- und Pelzsachen für die Front vom Leibe gerissen haben? In Deutschland weiß doch jedermann, daß sie das für unsere Soldaten selber gemacht haben. Sollen wir Fotos von der Wilhelmstraße bringen, die beweisen, daß dort keine Kanonen gegen das Volk, sondern nur Flakgeschütze gegen britische Luftangriffe zu sehen sind? Sollen wir den unseren Generalen unterschobenen hinterhältigen Plan eines Verrats an Japan dementieren? Es ist zu dumm. Man kann doch unmöglich von uns verlangen, daß wir ernsthaft reagieren, wenn Mr. Churchill zur Wiederbefestigung seiner wankenden Position Ammenmärchen erfindet. Die sind doch nur für den englischen Hausgebrauch bestimmt.
Das hätte nebenbei bemerkt auch gar keinen Zweck. Wir rühmen uns mitnichten einer prophetischen Sehergabe, ja wir gebrauchen nur einen Bruchteil unseres Verstandes dazu, um vorauszusagen, was Radio London morgen auf diese unsere Auslassungen antworten wird. Wir kennen das ja von zahllosen Beispielen aus der Vergangenheit her. Schweigen wir, dann sieht man in London darin einen Beweis für die Richtigkeit der englischen Lügen;
dementieren wir, dann erklärt man drüben, es müsse schon etwas Wahres an der Sache sein, sonst würden wir doch nicht dementieren. Was also sollen wir tun, um Mr. Churchill zu überführen? Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als ihn durch den gesunden Menschenverstand widerlegen zu lassen und durch Tatsachen, die überzeugend wirken.

Und eine solche Tatsache hat das deutsche Volk in der Heimat wieder einmal geschaffen. Sie ist ganz eindeutig und klar und auch für die britische Lügenpropaganda unbestreitbar. Die deutsche Nation ist dem Ruf des Führers zur Sammlung von Woll- und Wintersachen für die Ostfront in einem Umfange gefolgt, der selbst
-184-

uns, die wir die nationale Solidarität unseres Volkes immer sehr hoch eingeschätzt haben, beschämt hat. Wenn es überhaupt noch eines Beweises für die zur Tat gewordene Gemeinschaft unseres Volkes bedurft hätte, hier ist er erbracht. Damit sind die Bürger und Bürgerinnen unseres Landes über die Faseleien der britischen Lügenpropaganda zur Tagesordnung übergegangen und haben ihnen die Antwort gegeben, die sie allein verdienen: schweigende Verachtung.

Und über den materiellen Erfolg dieser Aktion der nationalen Solidarität reicht der ideelle Erfolg einer solchen Gemeinschaftstat noch weit hinaus. Sie ist ein Politikum erster Klasse und wirkt als solches auch auf das neutrale und sogar auf das feindliche Ausland. Wenn die Engländer heute die Zahlen dieser Sammlung falschen und nicht einmal ein Zehntel des dabei erzielten Erfolges wahrhaben wollen, so kann das deutsche Volk daran ersehen, was sie sich dabei erwartet hatten. Sie haben sich wieder einmal gründlichst getäuscht. Wir alle haben ihnen einen Schlag ins Gesicht versetzt, den sie so bald nicht wieder vergessen werden.

Das ist gut so, und so soll es auch bleiben. Es tat sich hier eine Gesinnung kund, von der man nur hoffen kann, daß sie uns während des ganzen Krieges, ja, für immer erhalten bleiben möge. Dann sind wir unschlagbar, und eine große nationale Zukunft ist uns gewiß. Im Völkerleben gibt es Stunden, in denen die Nationen sich bewähren müssen. In ihnen haben sie zu beweisen, ob sie das moralische Recht besitzen, unter den anderen Völkern eine führende Rolle zu spielen. Solche Stunden erleben wir heute. Die deutsche Nation hat sie erkannt und erfaßt. Unser Volk ist bereit und gewillt, sie zu nutzen.

Daran kann auch Mr. Churchill mit seiner verkommenen Plutokratenclique nichts mehr ändern. Er ist zwar in der Lage, uns Ärger und Verdruß zu bereiten, dem deutschen Volke auf seinem Marsch in die Zukunft Hindernisse in den Weg zu legen und es vielleicht
-185-

auch zeitweilig etwas aus der Bahn herauszudrängen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß dieser Krieg unsere große Chance ist und daß wir sie nicht ungenutzt verstreichen lassen wollen.

Möge unser Volk immer so bleiben, wie es sich hier bewährt hat, möge es sich seinen Idealismus, seine Hingabebereitschaft, seine Gemeinschaftsgesinnung und seine nationale Solidarität für alle Zukunft in dieser Stärke bewahren; dann kann uns kein Übel geschehen.

Mr. Churchill ist dann nur in der Lage, Qualm zu machen. Aber über den Nebelschwaden seiner Phrasen und Lügen wird doch eines Tages unsere Sonne aufgeben.
-186-

* * * * *

# Wandlung der Seelen

**25. Januar 1942**

Der dritte Kriegswinter findet das deutsche Volk in einer anderen Verfassung als der erste. Das ist allzu verständlich und bedarf kaum einer näheren Erklärung. Die Dimensionen des Krieges haben sich in zweieinhalb Jahren ausgeweitet, und mit ihrer Ausweitung war auch eine Ausweitung seiner Ziele verbunden. Wir stehen heute vor ganz anderen politischen Aspekten, aber auch vor ganz anderen militärischen Möglichkeiten als im Winter 1939/1940. Damals hatten wir gerade den Feldzug gegen Polen siegreich hinter uns gebracht und waren wochen- und monatelang mit der Frage beschäftigt, ob,

wann und wie der Sturm im Westen losbrechen werde. Viele hegten noch die Hoffnung, daß es unter Umständen möglich sein könnte, die militärische Auseinandersetzung auf Europa zu beschränken, und richteten sich auch innerlich und äußerlich auf diese Möglichkeit ein. Der Krieg wurde zwar ernst, aber nicht allzu tragisch genommen. Er brachte selbstverständlich eine Unmenge von Sorgen und Belastungen mit sich;
die waren aber nicht derart, daß sie uns jede Stunde wieder an seine Unerbittlichkeit erinnerten. Es ist deshalb auch erklärlich, wenn nicht gar verständlich, daß jedermann in der Hauptsache mit der Frage beschäftigt war, wann er wohl zu Ende gehen werde und Soldat und Bürger wieder zu ihrer Friedensarbeit zurückkehren könnten.
Das ist heute anders. Der Feldzug im Osten» der nun schon im siebenten Monat mit zäher Erbitterung durchgefochten wird und die Nation m ihrer Gesamtheit vor täglich neue Probleme stellt, der
-187-

Eintritt Japans und der Vereinigten Staaten m den Krieg, der ihn zu einem zweiten Weltkrieg stempelt, das gigantische Ringen um Lebensmöglichkeiten und Rohstoffe, das damit für die raumhungrigen Achsenmächte angebrochen ist, hat der militärischen Auseinandersetzung ein neues grandioses Profil gegeben, und vor seinen Ausmaßen schrumpfen die Sorgen, die uns vor zwei Jahren noch in der Hauptsache beschäftigten, zu einem Nichts zusammen.
Der Krieg ist nicht spurlos an unseren Soldaten vorübergegangen. Man sieht es ihren Gesichtern an, wenn sie auf Bildern oder in der Wochenschau oder bei einem kurzen Aufenthalt in der Heimat vor uns erscheinen. Sie sind härter und unerbittlicher geworden. Zweieinhalb Kriegsjahre haben sich unverwischbar in ihre Züge eingezeichnet. Wenn man sich mit einem Bekannten unterhält, der eben von der Front im Osten kommt, so meint man manchmal, er spräche eine neue, bisher an ihm ganz un-gewohnte Sprache. Er sieht die Dinge anders als damals: ernster, bewußter und entschlossener. Der Sieg war ihm früher ein großer, glänzender Wunsch; heute ist er ihm eine harte und verbissene Notwendigkeit. Er sieht in diesem Kriege trotz all seiner Strapazen und Opfer eine Art von Unerbittlichkeit, die bezwungen werden muß. Er ist heute für ihn eine nationale Probe, die endgültig über das Schicksal des deutschen Volkes entscheiden wird. Jeder weiß, daß wir ihm nicht mehr ausweichen können, und alle sind entschlossen, ihm auch nicht mehr ausweichen zu wollen. Wir müssen siegen! Das ist Ausgangspunkt und Ende aller Gespräche, die man heute mit Frontsoldaten führt.
Und ähnlich ist es in der Heimat. Wir haben das Empfinden, daß die wachsenden Belastungen, die die längere Dauer des Krieges für jedermann mit sich bringt, nicht mehr übermäßig dramatisiert werden oder doch in ihrer Wichtigkeit hinter der Größe des nationalen Schicksals, das wir alle erleben und mitgestalten, zurück-
188-

treten. Es gibt kaum noch Menschen m der Heimat, die sich den Luxus leisten, in ihrem kleinen Lebenskreis Frieden zu spielen, während die Furie Krieg über die Kontinente rast. Die deutsche Nation macht auch auf den durchreisenden Ausländer den Eindruck, daß sie bereit und fest entschlossen ist, wenn es nötig wäre, alles zu tun, um sich zum Siege durchzuschlagen. Die Menschen zu Hause warten geradezu darauf, angerufen und angesetzt zu weiden. Es gilt im ganzen Volke als unehrenhaft, nichts zum Kriege und seinem Gelingen beizutragen. Groß und klein und arm und reich wetteifern miteinander, sich ganz einzusetzen, um die Nation instandzubringen, ihren gigantischen Lebenskampf siegreich durchzufechten. Wir sind in zweieinhalb Jahren ein Kriegsvolk geworden.

Was das bedeutet, das können wir heute noch gar nicht ermessen. Man braucht nur die Haltung des deutschen Volkes im ersten Weltkrieg vom Jahre 1917 mit der im zweiten Weltkrieg vom Jahre 1942 in Vergleich zu setzen, um zu wissen, welche tiefgehende seelische Wandlung wir alle durchgemacht haben. Während uns damals neu auftauchende Schwierigkeiten nur schwächten und entmutigten, sind sie heute eher geeignet, uns zu härten und widerstandsfähiger zu machen. Es wird nicht mehr soviel über den Krieg und seine Möglichkeiten debattiert, aber um so zäher und verbissener für ihn gekämpft und gearbeitet. Wie wenig unsere Feinde das deutsche Volk von heute kennen, das kann man daran ersehen, welche Hoffnungen und Erwartungen sie beispielsweise an die Sammlung von Woll- und Wintersachen für die Front knüpften. Niemals haben wir Deutschen sie überzeugender widerlegt als bei dieser großartigen Improvisation der Gemeinschaftshilfe. Das war eine Art von Fieber der nationalen Solidaritätserklärung; der Gegenbeweis gegen die feindlichen Zermürbungsversuche gelang in einem Umfang, den selbst wir niemals für möglich gehalten hätten.
-189-

Es ist keine Phrase, wenn wir erklären, daß das deutsche Volk jedem Vaterlandsfreund im dritten Kriegswinter noch enger ans Herz gewachsen ist, als das im ersten Kriegswinter der Fall war. Damals war der Krieg für uns alle noch etwas Ungewohntes. Wir mußten uns zuerst in ihm zurechtfinden, mußten uns auf seine Unerbittlichkeiten einstellen, es galt Abschied zu nehmen von liebgewordenen Gewohnheiten und Vorstellungen des Friedens, und das fallt immer schwer. Nun sind wir an sein rauhes Klima gewöhnt. Die Nation ist auf Krieg eingerichtet. Sie steht mit festem und unerschütterlichem Vertrauen hinter dem Führer, von dem sie weiß, daß er alles zum Besten lenken wird. Sie ist von einer glühenden Dankbarkeit zu ihrer Wehrmacht erfüllt und lebt in der Überzeugung, daß sie wie bisher, so auch in Zukunft selbst das unmöglich Scheinende möglich machen wird. Man braucht sich heute nur in die Erinnerung zurückzurufen, daß Soldaten und Offiziere der Front nach Beendigung des Weltkrieges in der Heimat die schimpflichste Behandlung über sich ergehen lassen mußten, um ein Gefühl tiefster Beschämung zu empfinden.

Unsere Wehrmacht ist heute unser ein und alles. Die Heimat leidet direkt daran, nicht mehr für sie tun zu können. Uns wurde vor ein paar Tagen eine Zusammenstellung von Grußworten vorgelegt, die Spender und Spenderinnen von Woll- und Pelzsachen ihren Spenden für unsere Soldaten angenäht hatten: es war aufs tiefste ergreifend und zu Tränen rührend, diese Zettel zu lesen. Wenn die Front den Strom von Sorge, Anhänglichkeit und Liebe, der ununterbrochen von zu Hause zu ihr hinüberflutet, auch nur in seinen letzten Ausläufen zu verspüren bekommt, dann muß sie selbst im schwersten Einsatz beglückt sein in dem Gedanken, eine solche Heimat hinter sich zu wissen.

Kampf und Gefahr haben uns alle nur noch enger zusammengerückt. Wir Deutschen wissen, daß wir unüberwindlich sind, wenn wir die Arme ineinander verhaken und die nationale Gemeinschaft
-190-

fest schließen. Wer liest denn heute noch Flugblätter, die von englischen Bombern über deutschen Städten abgeworfen werden? Wer hört noch auf die heuchlerischen und verlogenen Reden der Churchill und Roosevelt? Wer ist sich auch nur einen Augenblick im unklaren darüber, daß sie uns nur verlocken und hinters Licht führen wollen? Ihre Hintermänner haben zu offen gesprochen;
sie haben ihrem Vernichtungswillen gegen das deutsche Volk und Reich zu frivol und brüsk Ausdruck gegeben, als daß bei uns auch nur einer nicht wüßte, was sie im Schilde führen und was uns drohte, wenn wir auf irgendeinem Gebiet unseres nationalen Lebens einen Schwächeanfall bekämen. Wir sind gefeit. Ein Volk, das wie das deutsche eine Leidensschule von 28 Jahren, wie sie die Geschichte kaum jemals sah, hinter sich gebracht hat, wird auch die letzte Prüfung, die ihm das Schicksal vor dem Siege

auferlegt, überstehen. Ganz abgesehen davon, daß ihm ja gar nichts anderes übrigbleibt, ist es auch moralisch und aus der Kraft seines starken und unverbrauchten Herzens dazu entschlossen. Es braucht nicht mehr täglich dazu aufgefordert zu werden, Haltung zu bewahren:
es hat Haltung.
Zweifellos wird die Zeit, die wir heute durchleben, später einmal zu unseren stolzesten Erinnerungen zählen. Wie wir in der Partei am liebsten an die Phasen unseres Kampfes zurückdenken, wo es um alles ging und jeder seinen Mann stehen mußte, wenn wir nicht vom Ansturm unserer Feinde überrannt werden wollten, so werden uns auch aus diesem Kriege mehr noch als die Blitzfeldzüge die zähen Verteidigungskämpfe im Gedächtnis haften bleiben, bei denen das Gewonnene im tapfersten Einsatz unserer Wehrmacht behauptet werden mußte. Da hat es sich denn auch immer bewiesen, wo die wahre Männlichkeit zu finden ist. Und ein Volk, das solche harten Proben seines Schicksals siegreich übersteht, erringt damit auch, und zwar für immer, die Gloriole der Unüberwindlichkeit.


Es ist keine Phrase, wenn wir erklären, daß das deutsche Volk jedem Vaterlandsfreund im dritten Kriegswinter noch enger ans Herz gewachsen ist, als das im ersten Kriegswinter der Fall war. Damals war der Krieg für uns alle noch etwas Ungewohntes. Wir mußten uns zuerst in ihm zurechtfinden, mußten uns auf seine Unerbittlichkeiten einstellen, es galt Abschied zu nehmen von liebgewordenen Gewohnheiten und Vorstellungen des Friedens, und das fallt immer schwer. Nun sind wir an sein rauhes Klima gewöhnt. Die Nation ist auf Krieg eingerichtet. Sie steht mit festem und unerschütterlichem Vertrauen hinter dem Führer, von dem sie weiß, daß er alles zum Besten lenken wird. Sie ist von einer glühenden Dankbarkeit zu ihrer Wehrmacht erfüllt und lebt in der Überzeugung, daß sie wie bisher, so auch in Zukunft selbst das unmöglich Scheinende möglich machen wird. Man braucht sich heute nur in die Erinnerung zurückzurufen, daß Soldaten und Offiziere der Front nach Beendigung des Weltkrieges in der Heimat die schimpflichste Behandlung über sich ergehen lassen mußten, um ein Gefühl tiefster Beschämung zu empfinden.
Unsere Wehrmacht ist heute unser ein und alles. Die Heimat leidet direkt daran, nicht mehr für sie tun zu können. Uns wurde vor ein paar Tagen eine Zusammenstellung von Grußworten vorgelegt, die Spender und Spenderinnen von Woll- und Pelzsachen ihren Spenden für unsere Soldaten angenäht hatten: es war aufs tiefste ergreifend und zu Tränen rührend, diese Zettel zu lesen. Wenn die Front den Strom von Sorge, Anhänglichkeit und Liebe, der ununterbrochen von zu Hause zu ihr hinüberflutet, auch nur in seinen letzten Ausläufen zu verspüren bekommt, dann muß sie selbst im schwersten Einsatz beglückt sein in dem Gedanken, eine solche Heimat hinter sich zu wissen.
Kampf und Gefahr haben uns alle nur noch enger zusammengerückt. Wir Deutschen wissen, daß wir unüberwindlich sind, wenn wir die Arme ineinander verhaken und die nationale Gemeinschaft


fest schließen. Wer liest denn heute noch Flugblätter, die von englischen Bombern über deutschen Städten abgeworfen werden? Wer hört noch auf die heuchlerischen und verlogenen Reden der Churchill und Roosevelt? Wer ist sich auch nur einen Augenblick im unklaren darüber, daß sie uns nur verlocken und hinters Licht führen wollen? Ihre Hintermänner haben zu offen gesprochen;
sie haben ihrem Vernichtungswillen gegen das deutsche Volk und Reich zu frivol und brüsk Ausdruck gegeben, als daß bei uns auch nur einer nicht wüßte, was sie im Schilde führen und was uns drohte, wenn wir auf irgendeinem Gebiet unseres nationalen Lebens einen Schwächeanfall bekämen. Wir sind gefeit. Ein Volk, das wie das deutsche eine Leidensschule von 28 Jahren, wie sie die Geschichte kaum jemals sah, hinter sich gebracht hat, wird auch die letzte Prüfung, die ihm das Schicksal vor dem Siege

auferlegt, überstehen. Ganz abgesehen davon, daß ihm ja gar nichts anderes übrigbleibt, ist es auch moralisch und aus der Kraft seines starken und unverbrauchten Herzens dazu entschlossen. Es braucht nicht mehr täglich dazu aufgefordert zu werden, Haltung zu bewahren:
es hat Haltung.
Zweifellos wird die Zeit, die wir heute durchleben, später einmal zu unseren stolzesten Erinnerungen zählen. Wie wir in der Partei am liebsten an die Phasen unseres Kampfes zurückdenken, wo es um alles ging und jeder seinen Mann stehen mußte, wenn wir nicht vom Ansturm unserer Feinde überrannt werden wollten, so werden uns auch aus diesem Kriege mehr noch als die Blitzfeldzüge die zähen Verteidigungskämpfe im Gedächtnis haften bleiben, bei denen das Gewonnene im tapfersten Einsatz unserer Wehrmacht behauptet werden mußte. Da hat es sich denn auch immer bewiesen, wo die wahre Männlichkeit zu finden ist. Und ein Volk, das solche harten Proben seines Schicksals siegreich übersteht, erringt damit auch, und zwar für immer, die Gloriole der Unüberwindlichkeit.
-191-

Eine Zeit verliert überhaupt schon einen großen Teil ihrer Härte und Last, wenn der, der sie tragen muß, die Kraft besitzt, sie schon aus der Erinnerung eines kommenden Jahres zu sehen. Wer spricht heute noch von den Schrecken der winterlichen Kälte, die wir von Januar bis März 1940 erdulden mußten? Im rauschenden Siegesglück der Offensive im Westen wurden sie zu Bagatellen degradiert. Wer wird im Mai oder im Juni dieses Jahres noch von den physischen und seelischen Belastungen dieses Winters sprechen? Sie werden dann für uns nur noch eine Erinnerung sein, abgelöst von neuen Sorgen und neuen Aufgaben, denen wir dann unsere ganze Kraft widmen müssen.
So laßt uns denn hart gegen uns selbst werden! Gewöhnen wir uns ein gewisses Maß von Unempfindlichkeit den Bedrängnissen der Zeit gegenüber an, und wir werden ihrer am besten und erfolgreichsten Herr. Unsere Soldaten im Osten stehen einem Gegner gegenüber, dessen Gefahr seine Stumpfheit ist. Sie ist einerseits rassebedingt, andererseits durch das bolschewistische System bis zur tierischen Roheit gesteigert worden. Nur Gelassenheit und ein ehernes Herz führen hier zum Siege. Mit Empfindsamkeit kommt man dabei nicht weit. So wenig das unserem Volke liegen mag, so zielbewußt müssen wir es heute lernen und uns angewöhnen. Der Krieg ist für jeden von uns die große Charakterpobe. Wer sich hier nicht bewährt, der läuft Gefahr, den Zusammenhang mit einem Volk, das unter seinem Druck einen zunehmenden Verhärtungsprozeß durchmacht, zu verlieren.
Und gerade die Heimat hat hier eine große Aufgabe zu erfüllen. Sie muß von dem Ehrgeiz besessen sein, in ihrer geistigen und seelischen Wandlung mit der Front, die diesen Prozeß zwangsläufig und in einem viel schnelleren Tempo als wir durchmacht, Schritt zu halten. Es muß unser Stolz sein, dafür zu sorgen, daß wir, wenn unsere Soldaten nach Hause kommen, sei es zu kurzem Urlaub oder nach dem Siege für immer, dieselbe Sprache sprechen,
-192-

von derselben Gefühlswelt erfüllt sind und auch dieselben Zukunftsaspekte in uns tragen wie sie. Dann werden wir aus diesem weltweiten, gigantischen Ringen als ein Kriegs- und Kriegervolk hervorgehen, das die schwerste Schicksalsprobe siegreich besteht und auf der Waage der Geschichte nicht für zu leicht befunden wird.
Wer wollte uns danach noch das Recht bestreiten, einen Teil der Erde zu führen?
-193-

* * * * *

# Der 30. Januar

**30. Januar 1942**

Die Regierung Brüning kommt zu Fall, das scheinbar letzte Hindernis für die Machtübernahme durch die NSDAP, ist damit beseitigt. Am 31. Juli 1932 tritt das deutsche Volk an die Wahlurne und schickt die nationalsozialistische Bewegung mit 230 Mandaten ins Parlament. Eine solche Anzahl von Abgeordneten einer einzigen Partei hat der Deutsche Reichstag bisher noch nicht gesehen. ES) fehlt ihr nicht allzuviel an der absoluten Mehrheit. In einem wahren Blitzwahlfeldzug hat die Hitlerbewegung ihre Feinde im Lande niedergeworfen. Übrig geblieben ist als ernsthafter Konkurrent um die Macht nur noch der Kommunismus. Alle politischen Experten im In- und Ausland sind sich darüber einig, daß die Machtübernahme durch Hitler nur noch eine Frage von Tagen sein kann. Deutschland ist reif zum Umsturz.

Da geschieht das Unfaßliche: Als der Führer am 13. August die ihm geschichtlich, verfassungsmäßig und auch moralisch zustehende Kanzlerschaft in Empfang nehmen will, wird ihm diese auf Betreiben einer kleinen reaktionären Clique verweigert. Den Blitzsiegen der Bewegung ist ein jähes Ende gesetzt und sie aus der unentwegt vorgetragenen Offensive in die Defensive gedrängt. Das Gesetz ihres Vorgehens und Handelns erleidet damit eine vollkommene Veränderung. Eine Partei, die nur vom Angriff zu leben schien, ist zu einer Reihe sehr harter, psychologisch außerordentlich schwerer Verteidigungskämpfe verurteilt. Das parlamentarisch bestimmte Manöver eines ihr aufgezwungenen politischen Stellungskrieges bringt ihre Anhängerscharen, was ja auch der Zweck

-194-

der Übung war, m Verwirrung. Die lange Kette ihrer dauernden, fast unvermeidlich scheinenden und vom Gegner geradezu fatalistisch hingenommenen Siege wird unterbrochen. Die Zeit ist nicht mehr dazu angetan, neue Erfolge zu versprechen. Es gilt vielmehr, die alten ohne allzu starke Einbußen zu halten und zu verteidigen.

Wen wundert es, daß sich auch gleich die falsche Klugheit meldet? Die eigenen Siege werden der Bewegung zum Verhängnis. Sie haben ihre Anhänger zu ungestümem Angriff erzogen und sie damit der Defensive entwöhnt; nicht so sehr ihre alten Parteigänger, die im Laufe der Jahre schon so viel an Auf und Ab des politischen Kampfes erlebt hatten, daß sie einer solchen schweren seelischen Belastungsprobe ohne weiteres gewachsen sind. Aber die scheinbar leichten Siege der letzten Wochen und Monate, die in Wirklichkeit nur das zwangsläufige Ergebnis eines jahrelangen erbitterten Ringens um die Macht waren, haben auch eine Menge von Flugsand ins Lager dieser revolutionären Bewegung geweht. Zwei Millionen Wähler gaben am 31. Juli der Partei ihre Stimme, weil sie annahmen, daß sie sowieso in einigen Tagen an der Macht sein würde. Sie fordern die Einlösung eines ihnen zwar nicht gegebenen, aber doch von ihnen als gegeben angesehenen Versprechens, und als das nach Lage der Dinge im Augenblick nicht möglich erscheint, schwimmen sie enttäuscht wieder ab. Ohne jeden sichtbaren oder erklärbaren tieferen Grund gerät die Partei plötzlich und fast wie über Nacht in eine schwere Krise hinein. Was gestern noch ihre Zugkraft war, wirkt heute fast abstoßend. "Sie wählt sich tot", sagt man. Die Reaktion bezeichnet Hitler als gefallene Größe.

Und nun beginnt der Abzug der Massen: Zuerst unmerklich und kaum wahrnehmbar, dann aber in einem beängstigenden Tempo. So unerschüttert die Partei selbst bleibt, so labil werden ihre Wählerreihen. Nach Meinung der Angeschwemmten mußte

-195-

die Bewegung die Macht übernehmen, sie hat es nicht geschafft, also gehen sie über sie zur Tagesordnung über. Es scheint, als solle das infame Trickmanöver des Gegners gelingen. Der Reichstag wird erneut aufgelöst. Die Bewegung kehrt wiederum zum Volke zurück und sucht in einer

wahrhaft gigantischen Anstrengung das gewonnene Terrain zu halten. Das erscheint zuerst fast aussichtslos. Man hat den Eindruck, als sei es nicht mehr der alte Schwung, mit dem sie zu Werke geht. Sie findet im Volke nicht mehr das Echo wie sonst.
Aber das beirrt ihre alte kämpferische Garde nicht. Mit einer verbissenen Wut stürzt sie sich in die Wahlschlacht hinein, und das unmöglich Scheinende wird möglich gemacht. Sie verliert zwar bei der Wahl am 6. November 34 Mandate und kehrt nur noch mit 196 in den Reichstag zurück, aber ihr kämpferischer Kern bleibt ungebrochen. Der Gegner hat das Ziel ihrer Auflösung nicht erreicht. Die Bewegung hat eine Reinigungskur durchgemacht und dabei die Schlacken abgeworfen, die sie gerade in ihren atemberaubenden Siegeszügen angesetzt hatte. Aber was übrigblieb, das ist unüberwindlich. Sie hat sozusagen ihre Linien ausgeglichen und geht nun in die Verteidigung, um Kraft zu neuem Angriff zu sammeln. Jetzt wird ihr keine wie auch immer geartete Krise mehr etwas anhaben. Auf dem Wege der Wahl ist sie nicht mehr zu beseitigen.
Also muß man es anders herum versuchen. Es beginnt eine lange Periode des Verhandelns, offenbar von seiten des Gegners zu dem ausgesprochenen Zweck, die Bewegung erneut auf das Glatteis zu locken und sie vor dem Volk ins Unrecht zu setzen. Aber gebranntes Kind scheut das Feuer. Die Verhandlungen werden nur schriftlich geführt, damit sie nach ihrem vermutlich erfolglosen Abschluß nicht verfälscht werden können. Eine Einigung kommt nicht zustande. Der Führer übergibt die Verhandlungsprotokolle der Öffentlichkeit und reist von Berlin nach München ab. Die
-196-

Protokolle sprechen nur für ihn, und zwar mit dem Erfolg, daß die Anhänger auf die Vorenthaltung der Macht jetzt anders reagieren als vordem die Wähler. Diese waren nach dem 13. August enttäuscht, jene sind nur wütend. Sie sehen darin nicht das Ergebnis einer mangelhaften politischen Führung, sondern eine schreiende Ungerechtigkeit, auf die man mit Kampf statt mit Resignation zu antworten hat. Die Reihen der Bewegung schließen sich wieder. Eine unvorstellbare Erbitterung hat sich der alten Parteigenossen bemächtigt. Sie sind gerade in der richtigen Stimmung, die nun erneut ausbrechende schwere Krise siegreich zu bestehen.
Es gelingt der Reaktion, aus der Kette der engsten Mitarbeiter des Führers ein Glied herauszubrechen. Da man die Partei nicht beseitigen kann, glaubt man sie dem Führer entwenden oder gar stehlen zu können. Man will, so rechnet man, einem Teil ihrer Führerschaft einen Teil der Macht geben, um damit Hitler kaltzustellen. Der ganze Presse- und Propagandaapparat des Staates wird für dieses infame Manöver eingesetzt. Eine wahre Schmutzflut von Lügen und Verleumdungen ergießt sich über die Partei und ihre Führerschaft. Man versucht den Eindruck zu erwecken, als befinde sie sich in vollkommener Auflösung, als sei sie gänzlich führungslos geworden und nicht mehr in der Lage, auch nur noch einen einzigen Wahlkampf siegreich zu bestehen.
Aber die Partei hält sich. Sie weiß, daß es jetzt um alles geht, daß die berühmte letzte Viertelstunde angebrochen ist, daß der Kampf um die Macht seinem entscheidenden Höhepunkt zueilt, und daß jetzt der gewinnen wird, der die stärkeren Nerven und den längeren Atem hat. Es ist richtig, daß ein Teil der Anhänger von Mutlosigkeit ergriffen und müde ist. Aber es ist auch richtig, daß die Bewegung als Gros ungebrochen dasteht und sich einer erneuten Belastungsprobe gewachsen zeigen wird. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Kassen leer sind und die Partei nur noch über wenig Reserven verfügt. Aber auch der Gegner ist abgekämpft;
-197-

er kann keinen großen Angriff mehr wagen, wenn er nicht Gefahr laufen will, vom Volkszorn weggefegt zu werden. Die Partie scheint gleich zu gleich zu stehen. Wer jetzt das letzte Bataillon auf

das Schlachtfeld wirft, der hat gewonnen, dem wird das Schicksal die Macht geben, und zwar für immer.
Der Jahreswechsel 1932/33 zeigt eine noch vollkommen ungeklärte Lage. Nur wer die Kraft besitzt, in die Zukunft zu schauen, und aus den Elementen des Heute das Morgen zu bestimmen, ahnt und fühlt, daß die Zeit reif ist. Die eigentliche Entscheidung fällt dann auf einem ganz engen und begrenzten Teilgebiet, dessen Größe in gar keinem Verhältnis zu der Weite der geschichtlichen Auseinandersetzung zu stehen scheint: In Lippe wird gewählt.
Die Partei besitzt nicht mehr so viel Geld, um den Wahlkampf, wenn auch notdürftig, überhaupt vorzubereiten. Ein Pump von ganzen 20.000 Mark gibt wenigstens die Möglichkeit zum Start. Während die Weisen der Republik in Berlin zusammenhocken und überlegen, was zu tun sei, geht die Partei, wie sie sagen, aufs Land. Redner, die gewohnt sind, in rauschenden Massenversammlungen vor 30.000 und mehr Menschen zu sprechen, stehen nun auf den Bühnen verräucherter Dorfkneipen und richten ihren Appell an 50, 60, 70 Menschen. Drei-, viermal wird allabendlich gesprochen, der Führer selbst, wie immer, an der Spitze, und hinter ihm sein gesamtes Führerkorps. Niemals vorher und niemals nachher hatte ein kleines Land eine solche Gelegenheit, die nationalsozialistische Rednerelite so bequem zu sehen und zu hören. In Berlin spottet man über den angeblichen Abstieg der Partei. "Nur Bauern hören noch zu", höhnt der "Vorwärts". Man hat in den Kreisen der Republik gar kein Gefühl dafür, daß hier auf kleinstem Raum die Entscheidung fallt, daß jetzt der berühmte letzte Tropfen das Faß zum Überlaufen bringen wird. Langsam neigt sich die Waage des Erfolges. Die Göttin der Geschichte hält sie mit eigener Hand. Zuerst gerät sie leicht ins Schwanken, schlägt einmal noch nach


dieser, das andere Mal nach jener Seite aus, um dann endgültig und für immer zu unseren Gunsten niederzusinken.
Der 15. Januar bringt einen vollen Sieg der nationalsozialistischen Bewegung in Lippe. Damit ist der Beweis erbracht, daß sie ihre Krise überwunden hat. Würde man sie jetzt erneut zu einer Reichstagswahl zwingen, sie würde mit ihrer alten Mandatszahl vom 31. Juli 1932, wenn nicht mit mehr zurückkehren. Triumph der Zähigkeit! Die letzte Probe ist bestanden. Noch einmal wird sie auf das Exempel gemacht, als an demselben 15. Januar die Berliner SA. auf dem Bülowplatz aufmarschiert: "Front Karl-Liebknecht-Haus!" Die Kommunisten drohen mit Straßenkämpfen, und die Regierung ist schon im Begriff, weich zu werden. Aber die Partei ist wieder im Besitz ihrer alten Kampfkraft. Sie erklärt, daß der Aufmarsch auf jeden Fall stattfinden werde, ob mit oder ohne Erlaubnis der Regierung, und vor ihrem festen und entschlossenen Auftreten weicht der reaktionäre Klüngel zurück. Damit ist die Hauptstadt praktisch in unserem Besitz.
Was jetzt noch kommt, ist Begleitmusik. Die Entscheidung ist bereits gefallen. Sie findet am 30. Januar ihre formelle Bestätigung, als der Führer die Kanzlerschaft des Deutschen Reiches übernimmt. In einem Vorbeimarsch von über einer Million Menschen an der Reichskanzlei drückt nun auch das Volk sein Siegel unter die Akte des Umsturzes. Und nun ist mit einem Male alles anders. Keiner will mehr am Siege gezweifelt haben. Mit der Laterne kann man die zwei Millionen Wähler suchen, die uns am 7. November 1932 im Stich gelassen haben. Wer spricht noch von der Ebbe in unseren Kassen, die uns vor ein paar Tagen noch so viel Sorgen bereitet hat? Wo sind die Meckerer und Miesmacher, die längst schon die Flinte ins Korn geworfen hatten? Wo die Leitartikler der großen Berliner Blätter, die Hitler für eine Größe von gestern erklärten, wo die gelehrten Nationalökonomen, die mit viel Fleiß und Sachkunde das nationalsozialistische Wirtschaftsprogramm widerlegten, wo die

Staatsphilosophen, die als Behelf gegen uns eine konservative Verfassung auf dem Papier erfänden, wo die Richter und Staatsanwälte, die uns mit dicken Aktenbänden Hoch- und Landesverrat nachwiesen, wo die Juden, die uns verlachten, wo die Sozen, die uns verhöhnten, wo die Kommunisten, die uns Tod und Verderben zugeschworen hatten? Alles das versinkt im Rausch des Sieges, der wie eine Sturmflut über das ganze deutsche Volk hereinbricht. Die vor ein paar Tagen noch mit viel Aufwand an Stimme und Verstand den unwiderleglichen Beweis führten, daß der Nationalsozialismus nicht siegen werde, weil er nicht siegen könne und deshalb auch nicht siegen dürfe, schweigen plötzlich ganz verdutzt, überlegen einen Augenblick und tun dann das Beste, was sie überhaupt tun können: Sie schwenken die Tücher und rufen Hurra. Man kann weit und breit niemanden entdecken, der je auch nur eine Sekunde daran gezweifelt hat, daß Hitler siegen werde und siegen müsse. Mit einem Schlage sind alle Widerstände überwunden. Das Schicksal hat entschieden, und jeder beugt sich seinem Entscheid.
Siege von Format werden nur auf solche Weise errungen. Kein großes Ziel ist ohne Mühe, ohne Schweiß, ohne Opfer und ohne Blut zu erreichen. Immer kommt vor dem Siege noch einmal die Zeit der Herzbeklemmung, in der das Schicksal die kämpfende Generation vor die letzte Zerreißprobe stellt. Ist die bestanden, dann ist alles bestanden. Verweigert man und nimmt die gefährliche Hürde nicht, dann ist aber auch ebenso alles verloren. Es wird immer Menschen geben, die kurz vor dem letzten Sprung die Schwierigkeiten überschätzen und zurücklaufen wollen. Das ist der schwerste Fehler, den man überhaupt machen kann. Hier zeigt es sich auch, ob einer ein starkes Herz besitzt oder nicht, und das ist in kritischen Stunden wertvoller als nur Verstand und Intellektualität. Hier gibt es nur eine Sünde, und das ist die Feigheit. Das Schicksal ist immer gerecht. Es stellt sich nur auf die Seite der-
-200-

jenigen, die das verdienen. Und verdienen kann man sich seine Gunst allein durch Beharrlichkeit und Beständigkeit.
Was sich Ende des Jahres 1932 und Anfang des Jahres 1933 abspielte, war gewiß nur klein und bescheiden dem heutigen Geschehen gegenüber, wenn man nur die Weite und die Dimensionen der historischen Auseinandersetzung in Betracht zieht. Die Tugenden, die es dabei zu bewahren galt und gilt, sind die gleichen. Auch damals ging es um dasselbe, um das es heute geht und um das es immer gehen wird, wenn die Göttin der Geschichte ihre Waage hält und alle sich mit bangem Zweifel fragen, nach welcher Seite sie ausschlagen wird:
Um die Tapferkeit des Herzens, die Tugend der Männer.
-201-

* * * * *

# Vom Vertrauen in die eigene Kraft

**8. Februar 1942**

Wir Deutschen sind ein noch junges Volk. Als solches haben wir in unserem politischen Schicksalskampf unseren Feinden gegenüber eine Reihe von Vorteilen, aber auch eine Reihe von Nachteilen. Vorteilhaft auf unserer Seite ist die Tatsache, daß die deutsche Nation an die Gegenwartsaufgaben mit einem gesunden Realismus herantritt, ohne dabei allzu stark von traditionellen Vorurteilen belastet zu sein. Die deutsche Staats- und Kriegführung trägt keine Perücke. Sie steht mit beiden Beinen auf der Erde und sieht die Dinge so an, wie sie das verdienen und wie das nach Lage und Umständen notwendig und zweckmäßig erscheint. Wir arbeiten schnell und präzise und stolpern nicht über Zwirnsfäden. Bei uns regiert nicht der Amtsschimmel, sondern der gesunde Menschenverstand.
Die Männer, die heute in Deutschland zu sagen haben, stammen in der Hauptsache aus den breiten Massen des Volkes. Sie wissen deshalb auch am besten, wo das Volk der Schuh drückt. Entwick-

lungsprozesse, die in den überlebten Demokratien manchmal Jahre dauern, werden bei uns in Wochen oder sogar in Tagen abgemacht. Der Vorteil einer so arbeitenden Staatsmaschinerie kann überhaupt nicht hoch genug veranschlagt werden. Wo bei uns die Systematik nicht zum Ziele führt, da behelfen wir uns mit großzügig hingeworfenen Improvisationen. Wir haben das früher im Kampfe um die Macht in der Partei gelernt und gottlob bis heute noch nicht verlernt. Unsere Jugend im Regieren ist unsere Chance und unser Vorteil.
-202-

Aber auf der anderen Seite haben wir dafür auch Nachteile in Kauf zu nehmen. Sie fallen dem Vorteil gegenüber zwar kaum ernsthaft ins Gewicht, verdienen aber doch unsere Beachtung, weil wir uns ständig damit befassen und sie nach Möglichkeit zu überwinden versuchen müssen. Unser besonderer Nachteil ist die Tatsache unserer erst jungen nationalen Einheit, die deshalb mehr als anderswo Prüfungen und Versuchungen ausgesetzt sein mag. Völker, die ihren nationalen Einigungsprozeß schon zwei oder drei Jahrhunderte hinter sich haben, tun sich da leichter als wir. Bei ihnen ist der nationale Instinkt eine Selbstverständlichkeit, die gar keiner Diskussion mehr bedarf. Sie handeln politisch, weil ihr ganzer Charakter politisch ist. Ohne viel zu politisieren, tun sie das, was nach Lage der Dinge zweckmäßig erscheint. Ihre Regierungen brauchen ihnen das gar nicht immer zu erklären, sie handeln von selbst so. Ihr größter Vorteil ist ihr Vertrauen in die eigene Kraft.
Wir Deutschen müssen dazu oft wieder ermahnt werden. Wir fühlen uns auf dem Felde der politischen Entscheidungen noch nicht so ganz sicher. Das kommt daher, daß wir leider nicht über einen reichen Schatz von Erfahrungen verfügen. Wir haben in unserer Geschichte viele Kriege geführt, selten jedoch einen, der unsere vitalsten Lebensinteressen betraf. Es fehlte uns niemals an der nötigen Tapferkeit und Stärke des Herzens, um nationale Proben zu bestehen, oft aber an dem ebenso nötigen politischen Instinkt, um in die richtige Bahn einer zweckmäßigen und erfolgreichen geschichtlichen Entwicklung vorzustoßen. Auf dem Schlachtfeld waren wir Deutschen immer ganz groß, versagten dann aber vielfach auf dem Felde der Politik. Deshalb konnte sich bei uns auch nur schwer eine politische Führungsschicht herausbilden. Sie fand keine rechte Betätigungsmöglichkeit. Nach vielen Rückschlägen begannen wir dann allmählich müde zu werden und zu resignieren. Der Versuch des deutschen Parlamentarismus der Nachweltkriegszeit war eine einzige Farce. Man hatte manchmal
-203-

den Eindruck, als habe man einem Kind einen Federhalter in die Hand gegeben, ohne daß es schreiben gelernt hatte.
Der Nationalsozialismus war von Anfang an eine ausgesprochen politische Bewegung. Er hat die breiten Massen unseres Volkes in Bewegung gesetzt, weil er an einen Instinkt appellierte, der trotz aller Verkümmerung in der Vergangenheit doch noch in einer ungeahnten Stärke vorhanden war. Darauf auch ist es zurückzuführen, daß wir unter seiner Führung unseren nationalen Einigungsprozeß in so relativ kurzer Zeit vollzogen und dabei kaum nennenswerte Reibungen zu überwinden hatten. Die Wunden unserer ehemaligen inneren Zerrissenheit heilten schnell. Aber sie sind erst vernarbt. Es wird geraume Zeit dauern, bis darüber wieder glatte Haut gewachsen ist, auf der man keinen Riß mehr entdecken kann. Daß wir heute ein Volk sind und unseren entscheidenden Schicksalskampf nicht mehr als Preußen oder Bayern, nicht mehr als Protestanten oder Katholiken und auch nicht mehr als Nationalisten oder Sozialisten, sondern als geschlossene deutsche Gemeinschaft führen, das ist unser größter Vorteil früheren Kriegen gegenüber. Und da hierin die eigentliche Chance unseres Sieges begründet liegt, ist das auch der Grund, warum unsere Feinde gerade diese Tatsache immer wieder zum Gegenstand ihrer wütenden Angriffe machen. Mr. Churchill sagte bereits im Jahre 1936, daß das

deutsche Volk ihm zu stark werde. Er konnte damit kaum unsere Aufrüstung meinen, die damals noch in den Kinderschuhen steckte. Er meinte damit unsere nationale Einheit, die die Wurzel auch unserer daraus sich ergebenden militärischen Kraftentfaltung war.
Wenn man einen Kettenraucher mühsam des Nikotingenusses entwöhnt hat, dann tut man gut daran, ihm nicht dauernd Zigarettenqualm unter die Nase zu blasen. Ein Volk, das jahrhundertelang von der nationalen Zwietracht lebte und sich damit in der Welt trotz all seiner sonstigen hervorragenden Tugenden einen
-204-

traurigen Ruhm erwarb, hat mehr für seine nationale Einheit zu tun als andere Völker, die das auf Grund ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht nötig haben. Das ist kein Vorwurf, sondern nur eine Feststellung. Wir müssen geradezu eifersüchtig über unsere Gemeinschaft wachen. Wer sie angreift oder auch nur in Frage stellt, ist unser Feind. Er bedroht uns in unserer sicheren Chance zum Sieg. Es ist dabei ganz gleichgültig, welche Motive er dabei ins Feld führt. Man kann das schon daraus ersehen, daß die Engländer bei der Zersetzungspropaganda gegen das deutsche Volk in der Auswahl ihrer Argumente alles andere als wählerisch sind. Sie wenden sich an die Arbeiter, als wären sie die waschechtesten Sozialisten; aber ebenso wenden sie sich an die bessergestellten Kreise, als bildeten sie den einzigen Schutzwall gegen eine wenn auch noch so geringfügige Verschiebung der Eigentumsverhältnisse. Das ist natürlich alles nur purer Schwindel. Sie sind weder das eine noch das andere; sie sind vielmehr Engländer, die unsere nationale Einheit angreifen, um uns damit zu Fall zu bringen.
Hier liegt ihre einzige Chance. Sie können uns weder militärisch noch wirtschaftlich besiegen. Sie hätten das auch im ersten Weltkrieg nicht gekonnt. Unser militärischer und wirtschaftlicher Zusammenbruch von damals war eine Folge unseres moralischen Zusammenbruchs. Als das deutsche Volk in die berühmte letzte Viertelstunde eintrat und als entscheidendes Gewicht das starke Herz in die Waagschale hineingeworfen werden sollte, versagte seine Führung und als logische Folge davon auch es selbst. Wir ließen uns von unseren Feinden beschwatzen, hörten mehr auf ihre verlogenen und heuchlerischen Phrasen als auf die Stimme der Vernunft in uns und verloren damit das Vertrauen in die eigene Kraft. Das aber ist immer eine elementare Voraussetzung des Sieges.
Auch in diesem Kriege gibt es Perioden, in denen die Späne fliegen. Das kommt daher, daß gehobelt wird. Clausewitz sagt
-805-

einmal, daß eine Schlacht ohne Krise keine Schlacht sei, sondern ein Gefecht. Unsere Soldaten wissen davon zu berichten, daß vor dem Gelingen jedes Durchbruchs, vor dem entscheidenden Erfolg jeder Einkesselung eine Stunde oder auch ein Tag oder auch eine Woche höchster körperlicher und seelischer Anspannung kommt, in der sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten auftürmen und kleinmütige und verzagte Geister allzu leicht geneigt sind, fast nur noch diese Schwierigkeiten und kaum noch die Chance zu sehen. Sie begehen damit den schwersten Fehler: sie mißtrauen ihrer eigenen Kraft. Erhalten sie die Mehrheit, dann geht die Chance vorbei. Werden sie von der Unerschütterlichkeit der starken Herzen zugedeckt, dann wandelt sie sich manchmal über Nacht zum geschichtlichen Sieg.
USA.-Blätter schrieben vor einigen Tagen mit Resignation, daß man die Hoffnung auf einen Zusammenbruch der deutschen Moral endgültig begraben müsse. Das deutsche Volk befinde sich in einer guten Verfassung, und man solle sich darüber klar sein, daß es die Proben seelischer Art, denen es in diesem Kriege unterworfen sei, erfolgreich bestehen werde. Wir geben zwar sonst nicht viel auf das Urteil unserer Gegner und wollen auch aus diesem keine allzu weiten Schlüsse ziehen; aber es ist doch ein erfreuliches Zeichen, daß man das allmählich im Lager unserer Feinde einzusehen beginnt.

Wir finden das deutsche Volk heute viel bewundernswerter als beispielsweise während der Frankreich-Offensive. Wenn der Rundfunk alle drei Stunden eine neue Sondermeldung bringt, dann ist es keine Kunst, fest an den Sieg zu glauben. Dasselbe aber zu tun, wenn das gewonnene Gebiet mit zäher Tapferkeit verteidigt werden muß und die Staats- und Kriegführung täglich neuen Schwierigkeiten gegenübersteht, das erfordert Haltung; und diese Haltung zeigen wir Deutschen heute.
Sie wird gar nicht dadurch beeinträchtigt, daß jeder von uns hin und wieder das Bedürfnis bat, sich einmal nach allen Regeln
-206-

der Kunst auszuschimpfen. Die Gründe dazu mögen dieser oder jener Art sein. Der eine meckert über die Kälte, der andere über den Kartoffel- oder den Kohlenmangel, der dritte über die überfüllten Züge, der vierte über die Ostfront und der fünfte über den Krieg in Nordafrika. Das ist nicht so schlimm; denn wir sind alle überarbeitet und deshalb etwas reizbar. Frag tausend Deutsche, ob sie lieber Frieden als Krieg haben, und sie werden dir einstimmig antworten: Frieden! Frag sie dann weiter, ob sie lieber Krieg führen oder nachgeben wollen, und sie werden dir ebenso einstimmig antworten: Krieg führen, so lange es dauern mag.
Das ist der Unterschied gegen 1917. Damals schon wollten große Teile des deutschen Volkes Frieden um jeden Preis. Heute will das deutsche Volk in seiner Gesamtheit Frieden nur und ausschließlich durch den Sieg. Jeder Engländer und Amerikaner, der etwas anderes glaubt, gibt sich einem gefährlichen Irrtum hin, den er eines Tages wird verabschieden müssen. Zu einer erfolgreichen Kriegführung bedarf man gar nicht der Liebe des Volkes zum Krieg, wohl aber seines Glaubens an den Sieg. Und den besitzen wir Deutschen heute in vollstem Maße. Er ist gänzlich unerschütterlich. Die gegen unsere innere Einheit und nationale Moral gerichtete feindliche Zersetzungspropaganda kann uns nicht einmal an der Haut ritzen, geschweige ins Herz treffen. Wir sind dagegen vollkommen immun geworden. Die Engländer täten gut daran, das dafür aufgewandte Geld in Panzern oder Flugzeugen, die sie in Nordafrika und in Ostasien so dringend nötig haben, anzulegen. An uns ist es nur verschwendet. Unsere nationale Einheit ist zwar noch nicht Selbstverständlich, das ist unser Nachteil; aber sie ist bewußt, und das ist unser Vorteil. Wir sind uns alle klar darüber, daß sie die Voraussetzung unseres Sieges ist. Und siegen will das ganze Volk.
Nicht alle wissen, wie wir im einzelnen siegen werden. Aber wie wir verlieren würden, das wissen wir alle. Darum treten wir
-207-

den Problemen dieser schweren Wintermonate mit souveräner Sicherheit entgegen. Sie werden uns nicht umwerfen, sondern nur stärker machen. Denn im Gegensatz zu früher haben wir Deutschen in diesem Kriege eine Tugend gelernt, die uns unüberwindlich macht:
das Vertrauen in die eigene Kraft.
-208-

* * * * *

# Blick über die Weltlage

**15. Februar 1942**

Wir können uns heute eine ungefähre Vorstellung davon machen, wie die Churchill, Roosevelt, Stalin und ihre Spießgesellen sich bei Beginn dieses Winters die weitere Entwicklung der Dinge gedacht haben: zuerst einmal glaubten sie, unseren Truppen im Osten durch ständig sich wiederholende, auf Menschen- und Materialverluste keinerlei Rücksicht nehmende Vorstöße derartige Schwierigkeiten bereiten zu können, daß allmählich die ganze Front gegen die Sowjetunion ins Wanken käme. Sie

haben das ja auch in ihren Nachrichten- und Propagandadiensten ganz offen zum Ausdruck gebracht. Dann hofften sie, Finnland angesichts der Last einer so ins Unendliche sich ausweitenden und erschwerten Kriegführung aus der Front unserer Verbündeten herausbrechen zu können.
Unter dem Druck dieses Vorgangs sollte das gesamte Ostland zusammenfallen. Danach konnte vielleicht von England aus eine Invasion in Norwegen versucht werden. Die Stellungnahme des norwegischen Volkes zu diesem Versuch sollte darüber entscheiden, ob man gleiche oder ähnliche in den anderen besetzten Gebieten unternehmen könnte. Da dann, wie man glaubte, alle irgendwie nur verfügbaren deutschen Truppen an die Ostfront geworfen waren, wären solche Versuche nicht mit allzu großen Gefahren und Risiken verbunden. Ein allgemeiner europäischer Volksaufstand sollte die Achsenmächte in kaum noch zu überwindende Schwierigkeiten stürzen. Europa beugte sich wieder dem englischen Joch.
- 209-

Unterdes sollte General Auchinleck seine britisch-australisch-indischen Truppen in Nordafrika über Tripolis hinaus nach Tunis weitertreiben. Damit hatte man die ideale Basis für eine breit angelegte Luftoffensive gegen Italien. Man hoffte, daß die Moral des italienischen Volkes unter der Wucht dieser Offensive zusammenbrechen würde. Eine Invasion nach Italien wäre dann, so meinte man, nur noch eine Frage der Zeit. Von hier aus glaubte man weiter in den europäischen Kontinent vorstoßen zu können. Japan würde sich angesichts dieser Entwicklung hüten, aktiv in den Konflikt einzugreifen, und alle erpresserischen Forderungen der britisch-amerikanisch-bolschewistischen Allianz schlucken. Eine ins Gigantische gesteigerte Flugzeugproduktion sollte die Feindseite in die Lage versetzen, mit massiven Luftbombardements auf das Reichsgebiet den Angriff auf die deutsche Moral einzuleiten. Stalin stieß vom Osten aus weiter vor, und dann war es wieder einmal so weit.
Wie gesagt, so ungefähr mag Mr. Churchill sich das in seinem bemitleidenswerten Dilettantismus vorgestellt haben; und es kann auch wohl kaum bezweifelt werden, daß er solche und ähnliche Prognosen in den Geheimsitzungen des englischen Unterhauses und in den maßgebenden politischen Kreisen Londons verbreitet hat. Wie sollte man sich sonst den geradezu sträflichen Leichtsinn erklären, mit dem die britische Presse noch im November und Dezember des vergangenen Jahres dem nun in wenigen Wochen allmählich zur Neige gehenden Winter das Horoskop stellte? Man hat also wieder einmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wieder einmal hat man sowohl in London wie in Washington und Moskau Wünsche und Hoffnungen mit Tatsachen und Realitäten verwechselt. Und nun beginnt auf der Gegenseite langsam der Katzenjammer wie eine allgemeine Infektion die Gemüter zu ergreifen.
Das fing mit dem Eintritt Japans in den Krieg an. Die Schläge,
210
die das tapfere japanische Soldatenvolk gleich zu Beginn des Konflikts den britisch-amerikanischen Positionen in Ostasien versetzte, waren auch schon betäubend. Der Verlust Hongkongs ließ London zum ersten Male bedenklich werden. Und nun taumeln die Feindmächte in den fernöstlichen Gewässern von einer zerschmetternden Niederlage in die andere. Mr. Knox, der Lautsprecher des amerikanischen Präsidenten, der noch ein paar Tage vor Ausbruch des ostasiatischen Konflikts laut und vernehmlich kund und zu wissen tat, daß ein Krieg gegen Japan für die amerikanische Flotte nur eine Art von Seespaziergang wäre und die radikale Vernichtung des Feindes höchstens eine Sache von drei Monaten sein könnte, mußte vor einigen Tagen ganz kleinlaut gestehen, daß die USA.-Flotte kaum für einen, geschweige denn für zwei Ozeane ausreiche und demgemäß dem amerikanischen Bürger nichts anderes übrigbleibe, als zu warten und sich in Geduld zu fassen.

Auch um die hunderttausend Jagdflugzeuge, die Mr. Roosevelt sich sozusagen aus der flachen Hand wachsen lassen wollte, ist es merkwürdig still geworden. Mr. Knox muß öffentlich bekennen, daß es an den nötigen Arbeitskräften fehle. Es halte sehr schwer, die Techniker und Monteure, diese Racker, zur Nachtarbeit heranzuziehen. Flugzeugrümpfe habe man genug, es fehlten nur die Motoren. Das klingt genau so, als wenn wir behaupten wollten, unsere Textilversorgung sei in bester Ordnung; an Knöpfen hätten wir keinen Mangel, um jedem Deutschen beliebig viel neue Anzüge zu liefern, leider hapere es an Stoffen.
Die amerikanischen Blätter rufen verzweifelt nach der USA.-Pazifikflotte. Mr. Roosevelt hat nämlich seinem Volke im Zeichen der offenen und freimütigen demokratischen Nachrichtenpolitik, die bekanntlich sein Regime sichtbar vor dem unseren auszeichnet, bis zur Stunde verschwiegen, daß ein bedeutender Teil von ihr schon in der Stunde, da der japanisch-amerikanische Krieg begann, dem sicheren Grunde des Meeres anvertraut wurde; und so behilft


er sich denn mangels echter Siege, die er dem USA.-Volk vor Ausbruch des Krieges in rauhen Mengen versprochen hat, mit kleinen Notlügen und faulen Ausreden. Fast jeder amerikanische Kriegsbericht fängt mit den Worten an: "Man vermutet" oder "Man glaubt zu wissen" oder "Gerüchte besagen". Und im übrigen verschanzt sich dieser Edelknabe hinter dem militärischen Geheimnis. Damit kann man natürlich auf die Dauer keinen Krieg führen, und wir sehen mit ziemlicher Gewißheit den Augenblick herannahen, in dem die USA-Öffentlichkeit auf den Tisch schlagen und statt Redensarten Tatsachen verlangen wird. Da wird es dann aus sein mit dem Chorälesingen.
Auch in Mr. Churchills Haut möchten wir nicht stecken. Das britische Volk ist zwar langmütig und schafsgeduldig, aber irgendwo gehen ja auch Langmut und Schafsgeduld einmal zu Ende. Die Lage Englands in Ostasien ist bekannt. Sie war in den letzten Wochen so schweren Erschütterungen ausgesetzt, daß man zum erstenmal den Eindruck hatte, als sei das britische Weltreich leicht ins Wanken gekommen. In diesem Punkte sind die Herren Engländer bekanntlich außerordentlich empfindlich. Mr. Churchill kann sich auch nicht mehr damit herausreden, daß er das eigentlich für Ostasien benötigte Material auf anderen Kriegsschauplätzen dringend gebraucht habe. Er soll uns doch diese Kriegsschauplätze nennen! Etwa Nordafrika? Dort ist aus der von ihm höchstpersönlich mit einem riesigen Stimmaufwand angekündigten Großoffensive, die die Engländer bis nach Tunis führen sollte, wiederum einer der bekannten glänzenden britischen Rückzüge geworden. Die Londoner Presse erklärte zwar, daß Auchinlecks Truppen dir Achsenstreitkräfte zu zwei Drittem vernichtet hätten — es erübrigt sich, auf die Borniertheit einer solchen Tendenzmeldung überhaupt einzugehen —, aber immerhin hat das übrigbleibende Drittel genügt, die britischen Truppen in einem Tempo durch die Wüste zu jagen, daß Radio London mit stiller Bewunderung


feststellte, die Engländer hätten pro Tag bis zu 40 km zurückgelegt. Allerdings, wie wir hinzufügen möchten, auf der Flucht.
Damit kann man natürlich keine Lorbeeren ernten. Mr. Churchill wird also vermutlich nicht um die peinliche Pflicht herumkommen, eines Tages zu berichten, daß seine Prognosen nicht gestimmt haben: Japan hat nicht gewartet, bis London und Washington ihm die Kehle zudrückten, sondern zu kraftvollen und zum Teil betäubenden Schlägen ausgeholt. Die riesigen Waffen- und Munitionsvorräte, mit denen England und die USA. die Achsenmächte ersticken wollten, müssen erst noch produziert werden; und wie schwer das ist und wieviel Zeit das erfordert, das wissen wir am allerbesten aus unserer eigenen Erfahrung. Man steht in Nordafrika nicht, wie geplant, in Tunis, sondern ganz auf der

entgegengesetzten Seite. Von einer großangelegten Luftoffensive gegen Italien ist nicht mehr die Rede, ganz zu schweigen von einer Invasion. Weder die italienische noch die deutsche Moral ist auch nur im geringsten erschüttert; aber in London zeigen sich beachtliche Krisenerscheinungen.
Bliebe als letzte Hoffnung die Sowjetunion. Es ist bekannt, daß Mr. Eden bei seinem letzten Besuch in Moskau Stalin die Fürsorge, d. h. die Bolschewisierung Europas vertrauensvoll in die Hand gelegt hat. Aber auch die Nürnberger henkten bekanntlich keinen, es sei denn, sie hatten ihn. Der bolschewistische Marsch nach Berlin ist in den Schnee- und Eisfeldern des weiten Ostens zu Grabe getragen worden. Selbst englische Zeitungen müssen jetzt ganz kleinlaut zugeben, der deutsche Widerstand an der Ostfront sei so hart, daß mit operativen Erfolgen der Bolschewisten in absehbarer Zeit nicht mehr gerechnet werden könne. Der Triumph über angeblich errungene sowjetische Siege ist in London der Angst vor der kommenden deutschen Offensive gewichen. Man sieht mit Bangen und Grauen den nächsten Monaten entgegen. Wenn General Winter, sonst ja doch der erklärte Alliierte der Engländer
-213-

und Bolschewisten, so schlechte Arbeit geleistet hat, was soll man da erst von Frühling und Sommer erwarten, die bekanntlich mehr achsenfreundlich gesinnt sind?
Wir können bei diesem Überblick über die Weltlage außerordentlich zufrieden sein. Das Schlimmste vom Winter haben wir hinter uns. Er kann uns zwar noch ein paar Wochen peinigen und quälen, aber in keiner Weise mehr ernsthaft in Gefahr bringen. Im übrigen wirkt seine Kälte Mitte Februar selbst bei gleichen Temperaturen nicht mehr so beängstigend wie im Dezember, weil man den Frühling schon greifbar nahe vor Augen hat. Er hat uns, das können wir ruhig eingestehen, einige Sorgen bereitet. Aber wir sind zum großen Teil schon damit fertig geworden, und mit dem Rest werden wir auch noch fertig werden. Er hat uns nicht umgeworfen; im Gegenteil, wir haben an ihm nur unsere Widerstandskraft erprobt und gestärkt. Er wird später einmal eine der heroischsten Erinnerungen in unserer Geschichte sein. Es ist sehr die Frage, ob die Engländer dasselbe von sich behaupten können. Sie haben nur gewartet, Schläge und Niederlagen eingesteckt, wichtigste Schlüsselstellungen ihrer Weltherrschaft verloren und dafür leere Redensarten und faule Ausflüchte ihres Premiers eingetauscht. Wenn wir die Position der Achsenmächte vom November 1941 mit der von heute vergleichen, so werden wir zu dem Ergebnis kommen müssen, daß nicht nur die hier und da gehegten Befürchtungen nicht eingetroffen sind, sondern die Stellung der Achsenmächte in der Welt eine Stärkung erfahren hat, die sie für die kommenden Frühjahrs- und Sommermonate zu allen Hoffnungen berechtigt,
Auch der Winterpfad wäre damit in seinem gefährlichsten Engpaß zum großen Teil durchschritten. Wir haben noch ein kleines Stück Unwegsamkeit vor uns, und dann wird es wieder bergauf gehen. Also wollen wir noch einmal die Zähne zusammenbeißen und mutig Tritt fassen. Auf dem Gipfel lockt das große Ziel
-214-

* * * * *

# Schatten über dem Empire

**22. Februar 1942**

Mr. Cripps, der sich nach seiner amtlichen Tätigkeit in der Sowjetunion aus einem englischen Botschafter in Moskau in einen Abgesandten Stalins in London verwandelt hat und damit dem gegenwärtig dort gesteuerten Churchillkurs weitestgehend entgegenkommt, traf kürzlich in einer Rundfunkrede, die wegen ihrer zynischen, gegen Europa und seine neue Ordnung gerichteten Tendenz in der ganzen Welt und auch in Großbritannien erhebliches Aufsehen erregte, die erstaunliche

Feststellung, daß das englische Volk sich in keiner Weise des Ernstes und der Notwendigkeit der Situation, in der es zur Zeit lebe, klar sei und einen Optimismus pflege, der in der Lage selbst keinerlei Rechtfertigung finde. Uns kann das nicht verwundern. Seit Mr. Churchill den uneingeschränkten Diktator über England spielt, hat sich in London eine Taktik der Nachrichtenpolitik herausgebildet, die weniger die schweren Verluste, von denen das britische Weltreich seit Beginn dieses Krieges in ununterbrochener Folge betroffen wurde, verschweigt, als sie vielmehr in ihrem Wert und in ihren Auswirkungsmöglichkeiten planmäßig zu verniedlichen und zu bagatellisieren versucht. Das mag für die moralische Haltung des englischen Volkes in diesem Kriege gewiß nicht ganz ohne Sinn und Erfolg sein, züchtet aber andererseits eine Art von Zweckoptimismus, der auf die Dauer den nüchternen Blick für die Tatsachen vollkommen trübt und damit eine Entwicklung heraufbeschwört, die über kurz oder lang zur schwersten Krise des britischen Weltreichs führen muß.
-215-

Auch anderwärts ist man vielfach geneigt, einer solchen Beweisführung Gehör zu schenken. Man tritt den nicht mehr bestreitbaren militärischen Erfolgen der Achsenmächte, die nun allmählich anfangen, das britische Empire in seinen Grundfesten zu erschüttern, mit bequemen, weil altgewohnten Entschuldigungen entgegen etwa der Art, daß Großbritannien noch niemals in einem Kriege unterlegen sei, daß seine wirtschaftliche Kraft und seine weltweiten Möglichkeiten unerschöpflich sind, daß es immer die erste Partie verliere, um dann bei der zweiten richtig auszuholen, und ähnliches. Ganz abgesehen davon, daß das im einzelnen gar nicht stimmt und England in seiner Geschichte fast ebenso viele Kriege verloren wie gewonnen hat, darf andererseits auch nicht übersehen werden, daß der Bestand des britischen Weltreichs dann im Ernst als gefährdet gelten muß, wenn es an seinen Wurzeln getroffen wird und seine über den ganzen Erdball verstreuten Teile aus dem Mutterlande nicht mehr die Kraftströme in Empfang nehmen können, die sie zur Aufrechterhaltung ihrer imperialen Funktion nötig haben. Auch das britische Weltreich ist nicht für die Ewigkeit bestimmt. Die Geschichte der Menschheit kennt eine ganze Reihe ähnlicher Bildungen, die aber immer dann zerfielen; wenn die Energien, die sie begründet hatten, nicht mehr auch zu ihrer Verteidigung zur Verfügung standen. Und wieweit das noch der Fall ist, das kann man am leichtesten daran erkennen, ob ihre Vertreter und Repräsentanten sich über lebenswichtige Verluste mit Illusionen hinwegzutrösten versuchen und Grundlagen ihres Bestandes, die Resultate der Tapferkeit waren, auch als Ergebnisse einer feigen und lässigen Nachgiebigkeit wahrhaben möchten.
Man wolle uns nicht mißverstehen: auch der Fall von Singapur beispielsweise, der die englische Öffentlichkeit in die tiefste Bestürzung versetzt hat, bedeutet natürlich noch nicht das Ende des britischen Weltreichs. Aber er ist eine Etappe auf diesem Wege. Und der Verlust dieser Inselfestung, von der man in London
-216-

noch bis zur letzten Stunde glaubte, daß sie uneinnehmbar sei, ist ja nicht der einzige, den England in diesem Kriege erlitten hat. Er stellt nur ein Glied dar in der langen Kette aufeinanderfolgender Rückschläge, für die Mr. Churchill in seinem für die britischen Interessen geradezu verbrecherischen Dilettantismus den technischen Ausdruck der "glänzenden Rückzüge" geprägt hat; und in ihrer Gesamtheit gesehen, können sie schon auch dem empiregläubigsten Engländer einiges Grauen verursachen.
Es ist immer sehr dienlich, bei politischen Betrachtungen, die einen größeren Komplex oder eine umfassendere Entwicklung betreffen, hin und wieder wie ein Maler bei seiner Arbeit einige Schritte

vom Bild zurückzutreten und die Gesamtlage mit halbgeschlossenen Augen einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

Selbstverständlich hat Mr. Churchill recht, wenn er erklärt, daß England nicht heute untergehen werde, weil es gestern Singapur verloren hat. Aber das behauptet ja auch niemand, und darum geht es auch gar nicht. Es wird vielmehr von uns die These vertreten, daß das britische Weltreich sich während des ganzen Krieges trotz aller Churchillschen Beschönigungsversuche auf der abschüssigen Bahn eines dauernden Rückzuges befindet, daß es eine wichtige Machtposition seines imperialen Lebens nach der anderen aufgibt und man mit einiger Gewißheit prophezeien kann, daß eines Tages der Augenblick eintreten wird, in dem es eine unerläßlich notwendige Voraussetzung seines Bestandes verliert und ihm daran der Atem ausgeht. Es kann auch in keiner Weise die Tatsache als Beweis dagegen angesehen werden, daß das verhältnismäßig lange dauert. Weltreiche stürzen weder in Tagen noch in Wochen oder in Monaten. Sie leben manchmal aus der Beharrungskraft heraus noch eine geraume Zeit, wenn sie geschichtlich gesehen bereits abgedankt haben. Und das erscheint uns heute in gewissem Umfange bei England der Fall zu sein.

Man vergegenwärtige sich nur einmal, für welche Ziele Groß-
-217-

britannien im September 1939 dem Reich den Krieg erklärt hat, und vergleiche damit, für welche Ziele es heute zu kämpfen gezwungen ist, und man wird verstehen, was wir meinen. Damals wollte es verhindern, daß Danzig zu Deutschland kam und das Reich durch eine Autobahn über den Korridor eine Verbindung mit seiner abgeschnittenen Provinz Ostpreußen erhielt. Es wäre in jenen spannungsreichen Tagen geradezu absurd gewesen, sich vorzustellen, daß Großbritannien nach zweieinhalb Jahren Krieg um Indien zittern müßte. Das meiste von dem, was England im September 1939 als Voraussetzung seiner nationalen Sicherheit empfand, hat es unterdes längst verloren. Unsere gefährdete Flanke im Norden ist abgedeckt. Die Niederlande und Belgien fallen als Aufmarschglacis gegen den europäischen Kontinent weg. Der britische Festlandsdegen Frankreich ist zerbrochen, die Bedrohung der Achsenmächte aus dem Südosten endgültig ausgeschaltet. Die Sowjetunion besitzt nicht mehr die Kraft, das Kriegsglück für die Feindseite zu wenden. Englands Transportwege sind auf allen Weltmeeren gefährdet. Die Vereinigten Staaten ringen in Ostasien um ihre Überseepositionen, und das britische Weltreich verliert dortselbst Stützpunkte, die ja doch seit jeher nicht nur von uns, sondern auch und gerade von England selbst als die elementarsten Voraussetzungen der britischen Macht und des britischen Reichtums angesehen wurden. Großbritannien lebt augenblicklich von der Substanz seines in mehreren Jahrhunderten erworbenen nationalen Prestiges, und sein Weltreich steht zum Teil, so absurd das auch klingen mag, nur noch auf dem Papier.

Wie will England angesichts dieser Lage den Krieg nicht verlieren? Ein Hinweis auf seine angeblich unerschöpflichen Hilfsquellen imponiert uns nicht mehr, denn wir wissen wahrscheinlich besser als die meisten Engländer, daß London im gegenwärtigen Stadium der Dinge nur zu einem gewissen Teil überhaupt in der Lage ist, diese Hilfsquellen zu mobilisieren und auszuschöpfen.
-218-

Und es ist ja auch kein Anzeichen dafür zu bemerken, daß die für England auf der ganzen Linie rückläufige Tendenz in absehbarer Zeit umschlagen würde. Im Gegenteil, alles spricht dafür, daß die Zeit, die Mr.. Churchill immer schon als Bundesgenossen für Großbritannien reklamierte, nun langsam anfängt, ins Lager der Achsenmächte abzuschwenken.

Auch der blindgläubigste Anhänger des gegenwärtigen politischen und militärischen Kurses in London wird uns unter vier Augen zugeben müssen, daß der größte Teil der Machtpositionen, die England

augenblicklich verliert, von ihm niemals mehr zurückgewonnen werden kann. Denn das britische Volk hat sie ja, als es sie eroberte, nicht im gleichen Kampf den Großmächten abgetrotzt, die sie heute in Besitz nehmen, sondern ohne viel Lärm in die Tasche gesteckt, als Japan noch schlief und Deutschland und Italien durch ihren innerpolitischen Einigungsprozeß so in Anspruch genommen waren, daß ihnen nur wenig Zeit übrig blieb, sich um ihre Weltinteressen zu bekümmern. Das ist heute anders. England steht drei Großmächten gegenüber, die bis an die Zähne bewaffnet sind und deren Führungen und Völker genau wissen, daß sie um ihr Leben kämpfen. Wenn Großbritannien nicht die Kraft besitzt, ihnen gegenüber seine ausschlaggebenden Machtpositionen zu verteidigen, woher will es die Kraft nehmen, sie ihnen, wenn es sie einmal an sie verloren hat, wieder zu entreißen?
Wir gehören nicht zu jener Sorte von Opportunisten, die in jedem Sieg gleich die vollkommene Niederlage des Feindes erblicken und bei einem gelegentlichen Rückschlag auch ebenso schnell bereit sind, die Flinte ins Korn zu werfen. Im ewigen Auf und Ab der politischen Entwicklung der letzten zwanzig Jahre haben wir es uns angewöhnt, den Entscheidungen der Zeit mit einem kühlen Realismus gegenüberzutreten, der uns allerdings auch nicht daran hindert, aus ihnen selbst auch wieder ihre Tendenz und die Gesetze ihres Werdens herauszuspüren. Es liegt uns auch


nicht ob, den Engländern gute Ratschläge zu erteilen oder ihre Sorgen um ihr Weltreich zu den unseren zu machen.
Es hat eine Zeit gegeben, in der wir den Bestand des britischen Empires nicht für ein Hindernis der deutschen Weltgeltung ansahen. Diese Zeit ist längst vorbei. Mr. Churchill hat die Chance, die England damit in Europa und in der Welt besaß, endgültig verscherzt. Wir stehen dem Prozeß der allmählichen Aushöhlung des britischen Weltreichs mit der kühlen Gelassenheit eines Geschichtskritikers gegenüber, abgesehen natürlich davon, daß, solange in London Mr. Churchill und seinesgleichen am Ruder sind, sein Zerfall die Voraussetzung unseres Sieges ist. Aber wären wir heute Bürger des Empires, dann würden wir in der augenblicklichen Weltlage Symptome einer zunehmenden englischen Krankheit in Menge feststellen, die uns mit tiefster Besorgnis erfüllen müßten. Wir haben schon öfter dargelegt, daß das englische Volk einmal allen Grund haben wird, Mr. Churchill und seine für das britische Weltreich geradezu verbrecherische Politik mit allen nur erdenklichen Flüchen zu bedenken und zu verabschieden. Wenn das Empire einmal infolge allzu starker Belastungen seiner Lebens- und Atmungsorgane zusammenbricht, dann wird sein augenblicklicher Premierminister den zweifelhaften Ruhm für sich in Anspruch nehmen können, ihm den Tod bereitet zu haben.
Wir sind uns keinen Augenblick im unklaren darüber, daß er auch nach dem Verlust von Singapur bald wieder — und das ist heute bereits im gewissen Umfange der Fall — Oberwasser haben wird. Seine käufliche Presse ist schon dabei, dem englischen Publikum klarzumachen, daß Singapur nur einen Wert besitze, wenn dort eine Flotte stationiert sei, und da man in den ostasiatischen Gewässern nach dem Verlust der "Prince of Wales" und der "Repulse" nicht mehr über eine nennenswerte Flotte verfüge, wozu brauche man einen Flottenstützpunkt? Mit einer so verlogenen Argumentation kann man natürlich auch einen Toten wieder


lebendig machen; aber trotzdem steht er nicht auf, sondern bleibt tot.
Wir brauchen nach alledem kaum zu übertreiben, wenn wir mit der gebotenen Sachlichkeit feststellen, daß über dem britischen Empire dunkle Schatten stehen. Eine schwindelerregende geschichtliche Entwicklung bricht sich Bahn. Sie dauert ihre Zeit, aber sie ist unaufhaltsam. Weltreiche stürzen, Weltreiche sind im Werden.

Danken wir Gott, daß wir kommen, während die anderen sinken.
-221-

* * * * *

# Churchills Trick

**1. März 1942**

Es ist in den letzten Tagen besonders im neutralen Ausland vielfach die Frage aufgeworfen worden, worauf eigentlich die Wirkung Mr. Churchills auf das englische Publikum und die britische öffentliche Meinung beruhe, die sich auch nach den härtesten Rückschlägen und demütigendsten Niederlagen trotz allen anfänglichen Widerstrebens am Ende immer wieder von diesem gerissenen Wortverdreher einfangen und vor den Karren seiner offenbar doch vollkommen dilettantischen Politik und Kriegführung spannen lassen. Diese Frage ist ebenso leicht wie schwer zu beantworten. Die Lösung des vermeintlichen Geheimnisses ist wohl in der Tatsache zu suchen, daß Mr. Churchill, dem jede größere strategische wie operative Begabung sowohl in der politischen wie in der militärischen Kriegführung mangelt, ein außerordentlich geschickter Taktiker ist, der das Einmaleins der demokratischen Partei- und Presselenkung mit einer gewissen Virtuosität beherrscht und damit unter den gegenwärtigen englischen Politikern, die sich ja bekanntlich nicht durch übermäßige Intelligenz aufzudrängen pflegen, sozusagen ein weißer Rabe ist. Dabei ist sein Erfolgssystem denkbar primitiv. Er ist nicht einmal originell in seinen Einfällen, und man kann deshalb auch meistens in dem oder jenem Falle mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, was er reden oder was er tuen wird. Es ist bei ihm immer wieder die alte Masche.

Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit als britischer Premierminister hat er eine Parole für seine Kriegführung ausgegeben, die ihn bei allen Wechselfällen des politischen oder militärischen Geschehens,
-222-

bei Rückschlägen und allen auch nur erdenkbaren Niederlagen auf das wirksamste gegen Kritik abschirmt: "Blut, Schweiß und Tränen." Damit kann man einen Krieg bis zur Selbstvernichtung führen und durchhalten, ohne Gefahr zu laufen, je von ihm widerlegt zu werden. Bei Siegen wird ihn sein Volk nie an diese Parole erinnern und etwa auf ihre Einlösung drängen; bei Niederlagen kann er immer in der Pose eines überlegenen und weitschauenden Propheten darauf verweisen. Mr. Churchill gleicht dabei einem Arzt, dessen Trick darin besteht, an das Bett eines Schwerkranken grundsätzlich mit der Prognose heranzutreten: "Er wird sterben!" Verschlechtert sich der Gesundheitszustand des Kranken oder stirbt er tatsächlich, dann hat er auf jeden Fall recht behalten und wird nicht verfehlen, gebührend daran zu erinnern und die Genauigkeit seiner Diagnose lobend hervorzuheben. Bessert sich dagegen der Gesundheitszustand und wird der Kranke am Ende sogar genesen, will man dem Arzt einen Vorwurf daraus machen, daß er ihn trotz der schlechtesten Aussichten doch noch geheilt hat?

Man wird nicht behaupten wollen, daß eine solche Praxis besonders genial oder auch nur originell sei. Aber sie findet doch immer noch ihr Publikum. Bis zur Stunde jedenfalls hat Mr. Churchill es verstanden, sich damit durchzuwursteln. Man brauchte also gar kein Prophet zu sein, sondern nur seinen Trick zu kennen, um auch angesichts der furchtbaren Rückschläge und Niederlagen, die das britische Empire in den letzten vier Wochen erlitten hat, vorauszusagen, daß er bei einem Appell an die englische Öffentlichkeit darauf verweisen würde, das gerade und nichts anderes habe er erwartet und auch prophezeit. Man stehe still, um seine Weitsicht zu bewundern.

Wir tuen gut daran, Mr. Churchills Reden, die er in etwa zwei Monaten halten wird, vorherzuberechnen, um zu wissen, was er heute sagen will und sagen müßte. Denn es gehört zu seiner Taktik,
-223-

die Vergangenheit schwarz in schwarz zu sehen, um dann auch am dunkelsten Horizont der Gegenwart doch noch einen Silberstreifen zu entdecken. Niemand wird eine Rede von ihm, gehalten etwa im August des vergangenen Jahres, ausfindig machen, in der er die damalige Lage grau in grau geschildert hätte. Wie trübselig er allerdings zu dieser Zeit die Situation sah, das kann man erst feststellen, wenn er die heutige damit vergleicht. Er verfolgt also hier die Methode, die Vergangenheit dunkler zu malen, als sie war, um damit die Gegenwart heller erscheinen zu lassen, als sie ist. Er gesteht ein: es geht uns schlecht!, fügt aber hinzu: es ging uns noch schlechter! Das stimmt zwar nicht, aber er rechnet hier mit der Vergeßlichkeit seines Publikums, das sich natürlich gar nicht die Mühe machen kann und will, nachzulesen, was er tatsächlich im August vorigen Jahres gesagt hat, und es mit dem zu vergleichen, was er heute sagt.
Daneben reklamiert er die Zeit als traditionellen Bundesgenossen der Feindseite. Niemand wird bestreiten wollen, daß die Zeit sich im Laufe der zweieinhalb Kriegsjahre in Wirklichkeit als ein sehr ungetreuer und denkbar unzuverlässiger Alliierter vor allem der Engländer erwiesen hat, deren Lage im Jahre 1942 ungleich viel prekärer ist, als sie im Jahre 1939 oder 1940 war. Es ist auch nicht zu ersehen, warum die Zeit in Zukunft erfolgreicher für England arbeiten würde, als sie das in der Vergangenheit getan hat. Jeden Monat, ja man kann sagen fast jede Woche verliert Großbritannien eine der wichtigen Positionen seines Machtbereichs, und man muß schon eine gute Portion Leichtfertigkeit sein eigen nennen, wenn man annehmen wollte, daß England irgendwann während des Krieges oder auch nach dem Kriege die Macht besitzen werde, die verlorengegangenen Positionen zurückzuerobern.
Im Jahre 1939 verwies Mr. Churchill auf das Jahr 1940, im Jahre 1940 auf das Jahr 1942, im Jahre 1942 verweist er bereits auf das Jahr 1945, in dem England endgültig antreten werde. Man
-224-

beachte dabei die ständig wachsenden Differenzen der Zeitbestimmung und Terminfestsetzung, die aus der klaren Erkenntnis des britischen Premierministers stammen, daß das englische Weltreich an Händen und Füßen gefesselt ist und nicht mehr durch Machtentfaltung, sondern nur noch durch ein Wunder gerettet werden kann.
Es war in diesem Zusammenhang außerordentlich charakteristisch, daß Mr. Churchill in seiner letzten Rundfunkansprache nicht mehr in der Lage war, auch nur noch ein einziges Argument anzuführen, das aus britischem Machtbereich stammte. Er verwies auf die Vereinigten Staaten, auf die Sowjetunion und auf Tschiangkaischek. Von Großbritannien war kaum die Rede. Das Empire ist also offenbar nicht mehr fähig, selbst einen wesentlichen Beitrag zu seinem eigenen Schutz beizusteuern, und zwar in einem Kriege, der um seinen Bestand geht und den sein jetziger Premier ohne jeden ersichtlichen Anlaß und Grund und trotz ungenügendster Vorbereitung provoziert hat. Demgemäß ist auch der Einsatz zu bewerten, den London in diesem Kriege tätigt, und zwar sowohl an Blut wie an Arbeitskraft. Die Empörung unter den Bundesgenossen Englands über den gänzlich unzulänglichen Beitrag, den Großbritannien für die Kriegführung leistet, ist eine allgemeine. Mr. Churchill muß sich gegen die dahingehenden Vorwürfe, die beispielsweise in Australien in aller Öffentlichkeit erhoben werden, mit künstlich zurechtfrisierten Zahlen zur Wehr setzen. Glauben schenkt ihm dabei niemand. Man kann sich nur wundem, mit welcher Leichtfertigkeit, um nicht zu sagen mit welchem Zynismus hier ein Krieg nicht nur begonnen wurde, sondern auch durchgeführt wird.

Uns kann das nur recht sein. Wir polemisieren auch nicht dagegen, um hier etwas zu bessern, sondern nur, um das sogenannte Rätsel Churchill, das in Wirklichkeit kein Rätsel, sondern ein primitiver Roßtäuschertrick ist, zu entschleiern. Wir wissen sehr wohl,
-225-

daß dieser unselige Mann in Englands gegenwärtiger Lage auch die letzte Hoffnung des Empires ist und daß man ihn trotz aller versteckten und offenen Gegnerschaft im ganzen Unterhaus gar nicht stürzen kann, weil man einfach niemanden hat, den man an seine Stelle setzen könnte. Er ist die Verkörperung des Ruches der bösen Tat, die fortzeugend Böses muß gebären. Stürzt er, so stürzt damit ein gut Teil des britischen Widerstandswillens überhaupt. Auch der Mann von der Straße in England hat wohl das dunkle Empfinden, daß dieser Krieg im wahrsten Sinne des Wortes der Krieg Churchills ist, daß er ihn angefangen hat und er ihn deshalb auch, wenn nötig bis zum bittersten Ende für das Empire, weiterführen muß. Deshalb auch immer wieder sein Appell an die nationale Einigkeit. Er handhabt dabei das Mittel des parlamentarischen Vertrauensvotums wie eine Waffe der Notwehr, die er immer dann hervorzieht, wenn es ihm ans Leben zu gehen droht.
Er hat sich dafür ein außerordentlich raffiniertes System ausgedacht, den öffentlichen Unmut gegen seine Person wie gegen seine Politik und Kriegführung durch eine Art von Scheinkritik sich abreagieren zu lassen. Wird das Empire von einem betäubenden Schlag getroffen, dann tritt er jedesmal schlau eine Zeitlang in den Hintergrund, um der Straße das Wort zu erteilen. Er öffnet sozusagen die Sicherheitsventile, und der aufgestaute Dampf des Volkszorns kann zischend entweichen.
Man glaube nicht, daß das nur gegen seinen Willen geschieht;
es ist zum großen Teil ein Spiel mit verteilten Rollen. Er rechnet damit, daß auch die lautesten Kehlen sich einmal heiser schreien werden. Steht die sogenannte Churchill-Krise auf dem Höhepunkt, dann erscheint er auf dem Plan, ein deus ex machina. Er glättet die Wogen, gießt Wasser in den Wein, bagatellisiert und verniedlicht die Niederlagen, erklärt, er habe das alles vorausgesehen und vorausgesagt, mehr noch, er habe Schlimmeres erwartet, das nun dem Himmel sei Dank mit Gottes Hilfe doch nicht
-226-

eingetreten sei. Man könne nur froh sein, daß es nicht gehagelt, sondern nur geregnet habe. Man habe zwar Singapur verloren, er aber habe schon mit dem Verlust Indiens gerechnet. Daß die deutschen Seestreitkräfte in voller Majestät den Kanal passiert hätten, sei eher als Vorteil denn als Nachteil für England anzusehen. Er strotzt so von Lügenhaftigkeit, daß der Gutgläubige fast geneigt wäre anzunehmen, die Royal Air Force sei, wie London behauptet, mit 600 Flugzeugen auf unsere Kriegsschiffe losgebraust und habe 49 dabei verloren, um sie mit Gewalt in die deutschen Häfen hineinzutreiben. Und im übrigen, wenn es in Ostasien schlecht stehe, was nicht bestritten werden solle, so stehe es im Osten gut. Das Jahr 1942 sei eben, wie er vorausgesagt habe — er hat es natürlich keineswegs vorausgesagt, sondern das Gegenteil behauptet! —schwierig; Rettung bringe vielleicht das Jahr 1943 oder wahrscheinlich auch erst das Jahr 1945. Im übrigen gelte es jetzt, nationale Einigkeit zu wahren, der Garant der nationalen Einigkeit sei er höchstpersönlich, und wer sich an ihm vergreife, der beweise damit nur, daß er kein Engländer sei.
In jedem anderen Lande wäre ein solches Verfahren undenkbar. Ein Premier mit so viel Mißerfolgen, mit so viel falschen Prognosen und windigen Versprechungen, von denen keine in Erfüllung geht, würde überall anderswo in der Welt ausgepfiffen werden. Das englische Volk läßt sich Churchill gefallen. Er ist sein Fluch, sein böser Geist, ein Mann, der alles Zeug dazu hat, bei der Katastrophe Großbritanniens den Totengräber zu spielen.

Wir möchten uns keinen besseren wünschen. Wenn die Achsenmächte nicht anders zum Siege kommen können als über den Zusammenbruch des britischen Empires, dann ist uns Mr. Churchill dabei gerade recht. Dieser Krieg hat nicht in der ersten Runde mit einem plötzlichen k.o.-Hieb geendet; er muß in mehreren Runden durchgefochten werden. Dabei kommt es vor allem darauf an, den Gegner durch gefährliche Hiebe langsam, aber sicher
-227-

groggy zu schlagen. Hin und wieder wird er, eben im Begriff zu sinken, noch einmal durch den Gong gerettet; dann muß eine neue Runde begonnen werden. Es wird die entscheidende Sekunde kommen, wo er wie vom Blitz getroffen zu Boden geht. Wir wissen nicht, wann das geschieht, wir wissen aber, daß es geschieht. Ein Premier, der ein Weltreich in solche Gefahr führt, ist für seine Gegner ein gar nicht auszurechnender Gewinn.

Wir können uns zu diesem Churchill nur gratulieren. Man darf ihn nicht wegwünschen, man muß ihn in Watte packen, denn er ist der Bahnbrecher unseres totalen und radikalen Sieges.
-228-

* * * * *

# Der treue Helfer

**1. März 1942**

Wir wenden uns heute wiederum an die ungezählten Hörer des deutschen Rundfunks an der Front und in der Heimat oder, besser gesagt, an das ganze deutsche Volk, da es im Kriege wohl kaum jemanden gibt, der ohne Rundfunk auszukommen versucht. Nicht, als wenn dazu ein dringender aktueller Anlaß vorläge, sondern einfach aus der Überzeugung heraus, daß es hin und wieder notwendig ist, die Grundlinien und bestimmenden Tendenzen unseres Rundfunkprogramms einer breiteren Öffentlichkeit mit allem Freimut darzulegen. Unsere ausgedehnte Beschäftigung mit den Problemen des Rundfunks schon vor und in vermehrtem Umfange nach der Machtübernahme haben uns dahin belehrt, daß das Rundfunkprogramme weniger eine Sache der wenn auch noch so gut gemeinten Theorie als vielmehr eine Sache der Praxis ist und daß es kein Rundfunkprogramm gibt, das alle zufriedenstellt. Die Vorschläge, die bei uns seit Jahren aus weitesten Kreisen des Volkes zum Rundfunkprogramm einlaufen, verlieren schon dadurch viel an Wert, daß sie sich fast immer auf ganz verschiedene Teile des Programms beziehen und dadurch meistens gegenseitig aufheben. Dem einen wird zuviel ernste, dem anderen zuviel heitere und entspannende Musik gesendet, der dritte will mehr, der vierte dagegen überhaupt keine Wortsendungen, der fünfte möchte abends um 10 Uhr Schluß machen, der sechste abends um 10 Uhr erst richtig anfangen. Allen kann man es also gar nicht recht machen.

Wesentlich einfacher wäre die Lösung dieses komplizierten
-229-

Problems, wenn wir wie im Frieden zwölf oder vierzehn Sender zur Verfügung hätten und die verschiedenen Aufgaben des Rundfunkprogramms darauf verteilen könnten. Aber heute macht es schon große Schwierigkeiten, einen einzigen Sendebetrieb voll aufrechtzuerhalten. Wir wissen ganz genau, daß viele Hörer mißmutig aufseufzen, wenn abends das schönste Unterhaltungsprogramm durch unseren Nachrichtendienst in englischer Sprache unterbrochen wird. Aber daran können auch wir nichts ändern. Im Kriege gehen mehr noch als in normalen Zeiten die Interessen unserer Politik den wenn auch noch so berechtigten Interessen des privaten Lebens voran. Temperamentvolle Briefe und Eingaben von Liebhabern ernster Musik belehren uns dahin, daß ihnen, wie sie schildern;
die leichte und mehr unterhaltsame Musik allmählich zuviel werde. Einige sehen darin sogar Anzeichen eines allgemeinen Kulturverfalls, dem mit aller Macht gesteuert werden müsse. Soldaten

von der Front dagegen berichten uns, wie wohl es ihnen getan habe, nach einem schweren und harten Tageseinsatz abends im kalten und unwirtlichen Quartier wenigstens vom Deutschlandsender etwas, wie sie sagen, anständige, d. h. unterhaltsame und leichte Musik zu hören

Wer hat hier recht, wer unrecht? Zweifellos jeder auf seine Art! Aber es ist nicht zu bestreiten, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl unseres Volkes, und zwar an der Front wie in der Heimat. heute durch den Krieg so hergenommen wird, daß sie abend» einfach nicht mehr die Konzentrationsfähigkeit besitzt, zwei Stunden und mehr ein anspruchsvolles Programm aufzunehmen. Man wende nicht ein, daß wir uns damit am Ernst des Krieges vorbeizudrücken versuchten. Wir brauchen im Rundfunk-Unterhaltungsprogramm gar nicht auf die Suche nach dem Ernst des Krieges zu gehen; er findet uns sowieso, und zwar mehr als uns lieb ist. Wenn man auch als geistiger Arbeiter am Tage 12 oder 14 Stunden oder noch mehr sich abgerackert hat und zur Nacht

-230-

todmüde noch etwas in einem Buch oder in einer Denkschrift herumblättert, dann will man überhaupt keine Musik oder, wenn schon, eine solche hören, bei der man nicht aufzustehen braucht, d. h.» die zu nichts verpflichtet. Man tut damit weder Beethoven noch Bruckner ein Unrecht an, die man nur dadurch beleidigen könnte, daß man sich ihnen gähnend widmete. Unseren Soldaten und Arbeitern wird es bestimmt nicht viel anders gehen. Man rede also hier nicht von Kulturverfall. Den höchsten Dienst tun wir der deutschen und abendländischen Kultur heute dadurch, daß wir den Krieg gewinnen. Und bei den schweren Belastungen, denen wir alle täglich durch ihn ausgesetzt sind, wirkt eine kleine, nette Aufmunterung, sie mag kommen woher auch immer, wie Balsam auf die Wunden, die der Alltag uns schlägt.

Wir möchten uns in diesem Zusammenhang auch ganz freimütig über die Frage äußern, ob der deutsche Rundfunk sogenannte Jazzmusik senden soll. Wenn man unter Jazzmusik eine Musik versteht, die unter gänzlicher Vernachlässigung oder gar Verhöhnung des Melodischen nur auf Rhythmus ausgeht und bei der auch der Rhythmus sich vornehmlich durch ein übeltönendes Instrumentengequieke kundtut, das die Ohren beleidigt, dann können wir diese Frage nur rundweg verneinen. Diese sogenannte Musik ist hassenswert, weil sie in Wirklichkeit gar keine Musik ist, sondern nur eine talent- und einfallslose Spielerei mit Tönen. Andererseits darf aber auch nicht die Forderung erhoben werden, daß der Walzer unserer Großväter und Großmütter das Ende der musikalischen Entwicklung sein solle und alles, was darüber hinausgeht, vom Bösen ist. Auch der Rhythmus ist ein Grundelement der Musik. Wir leben nicht in der Biedermeierzeit, sondern in einem Jahrhundert, dessen Melodie vom tausendfältigen Surren der Maschinen und Dröhnen der Motoren bestimmt wird. Auch unsere Kriegslieder von heute sind von einem anderen Tempo bestimmt als selbst die des Weltkrieges. Der Rundfunk muß auf diese Tatsache

-231-

gebührend Rücksicht nehmen, wenn er nicht Gefahr laufen will, beim Bratenrock stehenzubleiben. Wir wollen mit diesen Feststellungen niemandem zu nahe treten, fühlen uns aber andererseits verpflichtet, den berechtigten Forderungen unseres kämpfenden und arbeitenden Volkes auch in dieser Beziehung Rechnung zu tragen.

Selbstverständlich kommen überall gelegentliche Entgleisungen vor. Der deutsche Rundfunk muß von morgens in der Frühe bis in die Nacht hinein zum Volke sprechen. Der normale Mensch redet am Tage insgesamt vielleicht zwei oder drei Stunden, und auch da ist es nicht lauter Weisheit, was er von sich gibt. Er hat nur den Vorteil, daß ihm meistens nur wenige zuhören, seine Frau oder ein paar Kollegen. Der Rundfunk aber spricht immer zur breitesten Öffentlichkeit. Rutscht einem Sprecher oder einem

Ansager auch nur einmal eine etwas unglückliche Redewendung heraus, dann regnet es gleich Telephonanrufe oder Beschwerdebriefe. Unser Schreibtisch steht sozusagen auf dem Wilhelmplatz, und jeder hat das Recht, uns bei der Arbeit über die Schultern zu schauen. Nicht, als wenn wir das scheuten; im Gegenteil, wir fühlen uns nur glücklich, so vor den Augen des ganzen Volkes schaffen zu dürfen. Der Herr Publikus aber soll nicht vergessen, daß auch der Rundfunk wie jedes andere Institut, das nicht so wie er vor der breitesten Öffentlichkeit steht, das Recht hat, gelegentlich einmal einen Fehler zu machen.

Es ist uns nun nach vielen Vorarbeiten gelungen, in den Hauptsendestunden wieder zwei Programmfolgen auszustrahlen. Wir verzichten darauf, im einzelnen darzulegen, wieviel Mühe das gekostet hat. Wir sind also wieder in der glücklichen Lage, der einen und der anderen Seite etwas mehr gerecht zu werden. Der Deutschlandsender wird sich in Zukunft hauptsächlich der ernsten, gehobenen und klassischen Musik widmen, während die anderen Reichssender vor allem in den Abendstunden die leichtere Unter-

-232-

haltung pflegen sollen. Wir haben es ermöglicht, eine ganze Reihe maßgebender Musiker für die Durchführung dieser Aufgabe zu gewinnen. Zum Teil geben diese ihre bisherige eigenschöpferische Arbeit in großem Umfange auf, um sich fast ausschließlich der Betreuung des Rundfunkprogramms zu widmen. Sie sind dafür mit genauen Richtlinien versehen worden, und zwar sind diese dergestalt, daß allen berechtigten Wünschen nach Möglichkeit Rechnung getragen wird. Die Hörer des deutschen Rundfunks können davon überzeugt sein, daß wir genau wissen, worauf sie in dieser Zeit Anspruch erheben. Sie teilen uns das ja, Gott sei Dank! immer sehr freimütig mit, was wir ihnen nicht etwa übelnehmen, wofür wir uns im Gegenteil nur bei ihnen bedanken können.

Wir stehen den Sorgen des Volkes nicht so fern, als daß wir nicht wüßten, wo uns alle der Schuh drückt. Und auch unsere Soldaten nehmen ja kein Blatt vor den Mund, sondern schreiben uns in ihren Feldpostbriefen oder erzählen uns bei ihren Besuchen genau, was sie wollen und was sie nicht wollen. Wir versuchen das alles in die Tat umzusetzen. Es werden dabei keine Mühe, kein Mittel und kein Geld gescheut. Auch die gute Laune ist kriegswichtig. Sie zu erhalten, und zwar gerade dann, wenn wir besonders schwere Belastungen zu ertragen haben, ist ein dringendes Erfordernis einer erfolgreichen Kriegführung an der Front und in der Heimat.

Einige gehen aber auch in ihren Wünschen zu weit. Kürzlich empörte sich z. B. ein Hörer des deutschen Rundfunks in einem Brief an uns darüber, daß in einem Rundfunkvortrag ein Offizier von der Nordfront einen gewissen Ausdruck aus dem "Götz von Berlichingen" gebraucht habe. Schreiber sei, wie er wörtlich darlegt, in der schauderhaften Lage gewesen, mit seiner Frau zusammen diesen Ausdruck zu vernehmen. "Daß ein Goethe", so fährt diese Zuschrift fort, "dieser in vieler Hinsicht zweifelhafte Charakter, in

-233-

eitler kokettierender Voreingenommenheit ihn in sein Stück aufgenommen hat, macht ihn in meinen Augen nicht einwandfrei. Ich möchte wohl wissen, welche Genugtuung das OKW. oder das Propagandaministerium denen zu geben gedenken, die unvorbereitet Hörer dieser gemeinen, zweifellos charakteristischen Entgleisung vor der Öffentlichkeit in einem regierungsseitig überwachten Institut geworden sind."

Auch solche Briefe laufen 'bei uns ein. Ihnen können wir leider keine Folge geben. Sollen wir etwa General Dietl bitten, seine verdienten Offiziere zur Überholung ihrer in der Wüstenei der Nordfront etwas barscher gewordenen Soldatensprache für einige Zeit in ein Institut für guten Ton zu schicken?

Er würde uns wahrscheinlich auslachen, und das mit Recht. Im Gegenteil, wir hören uns persönlich einen Bericht dieses großartigen Offiziers eine Stunde an und vernehmen dabei mit Stolz und Genugtuung, daß unsere Soldaten an der Nordfront trotz Schnee und Eis und ewiger Nacht tapfer und treu ihre Pflicht und mehr als das tun; und wenn er uns sagt, daß ihre einzige Verbindung mit der Heimat, von der sie seit vielen Monaten so viele tausend Kilometer getrennt leben und kämpfen, der deutsche Rundfunk sei, dann bestärkt uns das in dem Bestreben, noch mehr als bisher über die Ätherwellen das zu senden, was unsere Soldaten erfreut, was sie aufrichtet, was ihnen gelegentlichen Mißmut vertreibt und die gute Laune hebt.
Der Krieg ist eine rauhe Angelegenheit. Und wenn unsere Soldaten in diesem Winter nicht standgehalten hätten, dann wäre vermutlich der Schreiber genannten Briefes mitsamt seiner Frau unvorbereitet nicht nur Hörer, sondern auch Zuschauer und Objekt ganz anderer Dinge geworden, als er sie hier schildert.
Bleibt also als Nutzanwendung: Allen kann es der deutsche Rundfunk leider nicht recht machen. Aber er soll es möglichst vielen recht machen, und zwar vor allem denen, die am meisten Anspruch darauf haben, das heißt unseren Soldaten und allen, die
-234-

schwer arbeiten müssen und dabei ihre ganze Kraft im Dienste des Vaterlandes verbrauchen. Sie sind dankbar für jede seiner genußreichen, unterhaltsamen Stunden. Ihnen ist er Freudenspender, ein guter Freund und Kamerad in diesen schweren Zeiten, eine Aufmunterung und ein Ansporn, ein ständiger Begleiter durch die Fährnisse des Krieges. Belehrend und aufklärend soll er wirken in den großen Fragen der Zeit. Wenn die Stunde da ist, soll er die Herzen erheben und die Gewissen aufrütteln. Er soll den Feind attackieren, wo er sich zeigt. Er soll die Interessen des Vaterlandes verteidigen, wenn das notwendig erscheint. Den Ernst soll er ernst und die Heiterkeit heiter nehmen. Man kann nicht immer in Hochstimmung sein. Was wir nötig haben, das ist Vaterlandsliebe, Begeisterung und Pflichteifer für den Hausgebrauch. Die großen Stunden unserer Zeit melden sich schon von selbst, wir brauchen sie nicht ununterbrochen aufs neue zu beschwören. Daneben aber müssen wir auch den Alltag, der manchmal grau und alles andere
als schön ist, gestalten.
Und dabei soll uns der deutsche Rundfunk ein treuer Helfer
sein.
-235-

* * * * *

# Ein Wort an alle

**8. März 1942**

Das deutsche Volk führt heute einen totalen Krieg. In diesem Krieg geht es um unser nationales und auch in den meisten Fällen um unser individuelles Leben im weitesten Sinne des Wortes. Niemand unter uns ist sich mehr im Zweifel darüber, daß ebenso, wie der Sieg alle unsere nationalen Wünsche und Hoffnungen befriedigen wird, ein Verlust des Krieges das Ende unseres Reiches mit all den daraus sich ergebenden politischen, militärischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Folgen bedeuten würde. Es ist gut so, daß alle das wissen, das stärkt unsere Kraft, unser nationales Selbstbewußtsein, aber auch unsere Entschlossenheit. Wir haben diesen Krieg nicht gewollt, wir sind zu ihm gezwungen worden. Nun er da ist, muß jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau von dem Willen beseelt sein, aus ihm die große Chance unserer nationalen Geschichte zu machen.
Er ist ein Krieg des Volkes; das heißt, so wie er von der Gegenseite gegen das deutsche Volk geführt wird, so müssen wir ihn nicht nur für das ganze Volk, sondern auch mit dem ganzen Volk führen. Wie

wir alle einmal in den Genuß des Sieges kommen werden, so stehen wir heute auch alle unter dem Gesetz des Krieges und haben ihn jeder an seinem Platz durchzufechten, als wenn er unsere eigenste und persönlichste Angelegenheit wäre. Es gibt nichts, was über ihn hinaus noch von wesentlicher Bedeutung sein könnte.

Es ist deshalb auch grundfalsch, ihm gegenüber einen Standpunkt einzunehmen, nach dem die Front die Lasten des Kampfes
-236-

zu tragen hat, ein kleiner Teil der Heimat aber im Gegensatz dazu das Recht hätte, auf den Zuschauertribünen zu sitzen. Auch die Heimat muß in ihrer Gesamtheit Krieg führen, nur auf eine andere Weise als die Front. Daß Krieg ist, braucht man der Front kaum je in Erinnerung zu bringen, denn sie ist ja täglich und stündlich von ihm in seiner härtesten Form umgeben. Der Heimat aber muß man das immer wieder sagen und vor Augen halten. Denn es ist nicht damit getan, daß sie ihre Pflicht erfüllt; sie muß mehr tun als das. Wie das im einzelnen zu geschehen hat, das kann man nicht in Gesetze und Verordnungen fassen, das ist eine Sache des kategorischen Imperativs, dessen Forderungen jeder aus seinem eigenen Gewissen zu bestimmen hat. Jedenfalls gibt es heute keinen Deutschen, der für die Erringung des Sieges nicht mitverantwortlich wäre.

Je länger dieser Krieg dauert, desto entscheidender wird für seinen Ausgang der zweckmäßige und rationelle Einsatz der Arbeitskraft des Volkes. Unsere Feinde tun sich viel darauf zugute, daß sie die größeren Menschenmassen zur Verfügung haben. Aber abgesehen davon, daß auch hier zuletzt nicht allein die Quantität, sondern auch die Qualität entscheidet, kommt es dabei auch wesentlich auf die Organisation und rationelle Nutzung der angesetzten menschlichen Arbeitskraft an. Wir werden den Gegner überwinden, wenn wir das bessere Arbeitssystem entwickeln, das heißt in weitestem Umfange Leerlauf der Arbeit vermeiden und den Arbeitsprozeß so zweckmäßig gestalten, daß jeder Handgriff seinen Sinn erhält und zum höchstmöglichen Effekt führt. Es wäre Unsinn zu glauben, das sei allein Sache des Gesetzgebers. Die nationale Arbeit zerfallt in so viele einzelne Bestandteile und weist so mannigfaltige Unterschiedlichkeiten auf, daß hier nur die allgemeine Arbeitsdisziplin des ganzen Volkes selbst zum gewünschten Ziel führen kann. Es fehlt uns nicht an Rohstoffen, um unsere Rüstung auf den denkbar höchsten Stand zu bringen. Knapp ist
-237-

bei uns nur, wie überall anderswo, der kostbarste Rohstoff, dessen die Produktion bedarf: die menschliche Arbeitskraft.

Niemand wird den Vorwurf erheben wollen, daß dieser Rohstoff irgendwo bewußt falsch angesetzt oder sinnlos verschleudert würde. Es ist jedoch auch nicht zu bezweifeln, daß wir in mancher Beziehung noch zu stark von Friedensvorstellungen befangen sind, die auf den gegenwärtigen Zustand nicht mehr zutreffen.

Denn wir sind im Kriege, und im Kriege vollzieht sich überall eine Umwertung der Werte, auch auf dem Gebiete des Arbeitsprozesses. Wenn jeder von uns sich in allem Ernst und mit aller Gewissenhaftigkeit die Frage vorlegen wollte, ob seine Arbeitskraft gegenwärtig so angesetzt und ausgenutzt ist, daß daraus auch beim besten Willen kein höherer Effekt zu erzielen wäre, so würden sicherlich viele Menschen zu dem Ergebnis kommen, daß sie mit etwas Mühe wohl noch drei oder fünf oder zehn, einige wenige sogar hundert Prozent mehr zu leisten imstande wären. Was das in der Summe für unsere Kriegswirtschaft bedeuten würde, ist gar nicht abzuschätzen.

Man mißverstehe uns nicht. Wir sind die letzten, die einer seelenlosen Menschenschinderei das Wort reden wollten, die zuletzt doch nur die Substanz der Arbeitskraft verzehren würde. Wir wissen auch,

daß große Berufsstände, wie z. B. der des Bergmanns und des Eisenhüttenmannes, im Kriege eine Leistung vollbringen, die aller Bewunderung wert und kaum noch zu überbieten ist. Wir wissen aber auch, daß es heute immer noch Menschen gibt, die sich den Luxus eines unrationellen Leerlaufs der Arbeit leisten, der vor den Erfordernissen des Krieges gar nicht mehr verantwortet werden kann. Hier gilt es zuzugreifen, und zwar nach dem Grundsatz, ob eine Arbeit kriegswichtig ist oder nicht. Niemand verwehrt einem Volke von hohem Kultur- und Sozialstand die Segnungen eines friedlichen und gesicherten Lebens; aber im Kriege haben sie nur Platz, wenn sie für die Aufrechterhaltung der körperlichen und
-238-

seelischen Widerstands- und Arbeitskraft des Volkes erforderlich sind. Es ist viel zu wenig bekannt, daß wir Deutschen uns im dritten Kriegsjahr noch eines Lebensstandards erfreuen, der weit über dem Friedensstandard der meisten europäischen Völker liegt. Trotz der gewaltigen Einschränkungen, die durch den Krieg bedingt sind, entfallen im Jahre 1941 noch mehr Rauchwaren und Butter beispielsweise auf den Kopf der Bevölkerung als im Jahre 1932. Wir hatten Ende 1932 7 Millionen Arbeitslose. Mit ihren Familienmitgliedern zählten sie rund 20 Millionen. Ein Drittel des Volkes war damals, wie man sich leicht ausrechnen kann, nicht in der Lage, sich das zu kaufen, was heute jedem allein auf Grund seines Kartenanspruchs zusteht, von Miete und ähnlichem ganz zu schweigen.
Das sind Tatsachen, die nicht geleugnet werden können. Wir haben sie nur zu leicht und zu schnell vergessen. Daß wir im Jahre 1938 besser lebten als im Jahre 1932, das war auch eine Errungenschaft der nationalsozialistischen Revolution, und sie muß neben vielem anderen in diesem Kriege verteidigt werden. Wenn die Regierung heute bestrebt ist, den Krieg der Heimat so erträglich wie möglich zu machen, so findet doch dieses Bestreben irgendwo seine natürliche Grenze, nämlich da, wo es sich mit den Erfordernissen des Krieges selbst zu stoßen beginnt. Andere große Völker, z. B. das französische oder die Völkerschaften der Sowjetunion, müssen für den Krieg viel schwerere Opfer bringen als wir, und sie haben ihn obendrein noch verloren oder werden ihn doch verlieren. Es kann deshalb beispielsweise gar nicht darüber diskutiert werden, daß heute niemand das Recht hat oder einen Anspruch darauf erheben kann, sein verdientes Geld in Ware anzulegen. Sie ist einfach nicht da. Sie fehlt, weil statt ihrer Waffen und Munition produziert werden. Die werden produziert, damit unsere Soldaten damit den Krieg gewinnen; und den Krieg wollen wir in der Hauptsache auch deshalb gewinnen, weil wir nicht nur
-239-

unseren Lebensstandard von 1938 oder 1939 wieder erreichen, sondern ihn für das ganze Volk noch um ein Bedeutendes erhöhen wollen.
Wenn der Führer am 30. Januar in seiner Rede im Berliner Sportpalast das deutsche Volk aufrief, zu arbeiten und Waffen und Munition zu produzieren, so hatte das schon seinen tieferen Sinn. Wir alle müssen unsere Leistung trotz allem noch zu steigern versuchen, und nicht nur das, wir müssen darüber hinaus in der denkbar großzügigsten Weise unsere Arbeit und unser Leben vereinfachen. Das geht vor allem die bessergestellten Kreise an. Wir wollen dabei nicht einmal auf das Beispiel unserer Soldaten verweisen, die ohne Unterschied von Person und Rang in der primitivsten Weise zu leben gezwungen sind und dabei noch dem Tod ins Auge schauen. Wir halten es der Heimat nicht für würdig, durch die Front an ihre Kriegspflichten erinnert werden zu müssen. Sie will und muß diese aus eigenem Antrieb erkennen und erfüllen. Sie ist sich das selbst schuldig.
Eine großzügige Verwaltungsvereinfachung, die unseren gesamten Staats- und Behördenapparat auf die reinen Kriegserfordernisse umgestellt hat und noch umstellt, will hier beispielgebend wirken. Wir

konnten uns manches im Frieden leisten, was zwar nützlich und angenehm war, für die Kriegführung aber nicht unumgänglich notwendig erscheint. Es verbraucht Menschen, und Menschen fehlen uns heute an allen Ecken und Enden. Auch hier war es erforderlich geworden, vom Frieden Abschied zu nehmen, und zwar nicht nur für die Verwaltung, sondern auch für das Publikum. Der Papierkrieg hat seinen Sinn verloren, wenn ein Krieg der Kanonen und Panzer um das Leben des Volkes geführt wird. Es muß hier eine Art von Selbsthilfe platzgreifen, die jeden wieder auf seine eigenen Füße stellt und ihn von dem verhängnisvollen Irrtum befreit, als sei der Vater Staat für jeden Übelstand und am Ende sogar für das Wetter verantwortlich. Wir müssen

-240-

uns dabei von der Illusion loslösen, daß alles und) jedes durch ein Gesetz oder durch eine Verordnung geregelt werden könnte und müßte, und unser öffentliches und privates Leben mehr noch als bisher auf den natürlichen Gesetzen der nationalen Disziplin aufbauen, die an der Front selbstverständlich sind und gar keiner langatmigen Diskussion bedürfen.

Das alles bedingt eine noch weitergehende Umstellung unseres ganzen Verhältnisses zum Kriege. Es wird dadurch zwar härter, aber auch klarer werden. Gelingt es uns dabei noch obendrein, etwas mehr Rücksicht und Höflichkeit untereinander obwalten zu lassen, dann haben wir damit eine Stellung zum Kriege bezogen, die gänzlich unangreifbar ist. Wir haben das meiste Verständnis dafür, daß viele unter uns etwas überarbeitet und darum auch mehr als gewöhnlich reizbar sind. Das aber ist für niemanden ein ausreichender Grund, vom frühen Morgen bis zum späten Abend seine üble Laune spazierenzuführen. Ein nettes, freundliches und aufmunterndes Wort am rechten Platz wirkt meistens auch bei einem verärgerten Menschen Wunder, genau so wie ein muffeliges Wesen überall nur Verdrießlichkeit verbreitet. Ein Spaßmacher in einer Kompanie ist mit Gold gar nicht zu bezahlen. Ein Straßenbahnschaffner, der seine Fahrgäste anschnauzt und auf Grund seiner unbeschränkten Vollmachten den kleinen Diktator spielen möchte, hat seinen Beruf verfehlt. Einer dagegen, der sein Amt trotz der Schwere der Kriegszeit mit Höflichkeit oder sogar mit Mutterwitz und guter Laune versieht, ist ein wahres Gottesgeschenk, der Liebling des fahrenden Publikums und ein Sonnenstrahl am grauen Winterhimmel.

Rücksichtnahme und Zuvorkommenheit, kluger. Lebenssinn, Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, Humor und gute Laune sind Kriegsartikel, die nichts kosten, aber doch sehr wichtig sind und eigentlich in beliebiger Menge zur Verfügung stehen könnten. Eine Verkäuferin in einem Schuhladen, die einer Mutter, die schon

-241-

vergebens von Geschäft zu Geschäft gelaufen ist, auf die bescheidene Anfrage. "Ich möchte ein Paar Schuhe für meine Tochter!" zur Antwort gibt: "Ich auch", statt ihr freundlich zu sagen, daß solche im Augenblick nicht auf Lager seien, vielleicht aber in vierzehn Tagen neu hereinkämen, eine solche Verkäuferin ist eine dumme Pute, die gar nicht weiß, welchen Schaden sie anrichtet. Sie muß von ihrem Chef bestandpunktet werden; denn auch sie hat nicht das Recht, auf der Hilfsbedürftigkeit des Publikums herumzutrampeln.

Geben wir uns also alle einen Ruck und fassen wir den festen Entschluß: nach Möglichkeit mehr noch zu leisten als bisher, unsere Arbeit so rationell wie denkbar zu organisieren, alles Überflüssige und Kriegsunwichtige abzustoßen, weniger vom Krieg zu reden und mehr Krieg zu führen, Rücksicht aufeinander zu nehmen, höflich und zuvorkommend zueinander zu sein, uns nach dem Beispiel unserer Soldaten zu richten, gute Haltung in allen Lagen zu wahren, mit Gelassenheit und festem Sinn auch an die Schwierigkeiten des Tages heranzutreten und uns durch nichts aus der Ruhe bringen zu lassen.

Mit einem Wort. auch in der Heimat ein Kriegsvolk zu werden.
-242-

* * * * *

# Die schleichende Krise

**l5. März 1942**

Man bedarf keiner besonderen Sehergabe mehr, um festzustellen, daß Großbritannien sich augenblicklich in einer, um nicht zu sagen in der entscheidenden Krise seines geschichtlichen Bestandes befindet. Und zwar ist diese Krise sowohl nach innen wie nach außen gerichtet, und es beweist gar nichts gegen ihr Vorhandensein oder die in ihr liegenden Gefahren, daß die Engländer sie zur Zeit noch nicht wahrhaben wollen oder daß sie selbst sich in langgezogenen Intervallen abwickelt. Wir haben schon öfter betont, daß Weltreiche, wie sie ihre Zeit zum Aufbau benötigen, auch einer entsprechenden Zeit zum Abbau bedürfen. Das geht weder in Wochen noch in Monaten, und man kann, geschichtlich gesehen, das rasende Tempo eines solchen Niederbruchs nur erkennen, wenn man seine verschiedenen Stadien in Zwischenräumen von Jahren oder gar Jahrzehnten miteinander vergleicht. Daß die davon Betroffenen einen solchen Prozeß nicht sehen wollen, ist eher ein Beweis dafür als dagegen, daß er vorhanden ist. Ihre Ahnungslosigkeit lahmt nur die etwa noch zur Verfügung stehenden Widerstandskräfte und beschleunigt somit eine Entwicklung, die in ihrer unheimlichen historischen Folgerichtigkeit wahrhaft betäubend wirkt.
Man bedenke: Im September 1939 erklärt England Deutschland den Krieg, weil es verhindern will, daß die deutsche Stadt Danzig in den Verband des Mutterlandes zurückkehrt und Polen dem Reich eine Autobahn durch den Korridor zugesteht. Heute muß
-243-

die britische Regierung dem englischen Volke klarmachen, daß Großbritannien in seiner Todesnot Hilfe nur noch von den USA. und der Sowjetunion erwarten dürfe, daß es seine Positionen in Ostasien zwangsläufig aufgeben müsse, daß nach dem Kriege ein britisches Empire, wie es vor dem Kriege existierte, nicht wiederkehren werde, daß man allen Grund habe, um den Besitz Indiens zu zittern, ja, daß irgend etwas, gleichgültig was, geschehen müsse, um dem lähmenden Pessimismus, von dem die britische Öffentlichkeit befallen sei, zu steuern. Vor einigen Tagen schrieb eine Londoner Zeitschrift, die gewissermaßen als ein Barometer der Stimmung in England angesehen werden kann, auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens seien letzt dunkle Tage für Großbritannien angebrochen. Nicht nur, daß es viel zu viel Nachrichten gebe, sondern vor allem, daß die meisten dieser Nachrichten für England auch noch ungünstig seien. Nur mit Philosophie könne man sich noch helfen und mit der Hoffnung, daß die schlechten Zeiten auch einmal ein Ende nähmen. Es habe noch keinen Fall gegeben, in dem es nicht zum Schluß doch aufgehört habe zu regnen.
So denkt heute England. Man wird uns zugeben, daß eine solche Haltung gerade diejenige ist, in der man ein Volk allzu leicht geneigt findet, eine Position seiner Weltmachtstellung nach der anderen aufzugeben und sich mit Philosophie über die erlittenen Verluste hinwegzutrösten. Das ist die Resignation, die zum Verzicht am laufenden Band führt und zum Schluß bei der Katastrophe endet. Wir wiederholen noch einmal, daß man diesen Prozeß nicht mit der Elle messen kann. Aber er vollzieht sich wie alle großen geschichtlichen Niedergangserscheinungen mit einer unheimlichen Konsequenz. Man hört hin und wieder, wie es im Gebälk des einst so stolzen Gebäudes knistert, wie hier oder da ein Stück abbröckelt oder herunterfällt, wie dann wieder eine verhältnismäßig lange Periode scheinbarer Ruhe eintritt, um dann erneut einer Periode bestürzender Einbrüche Platz zu machen.

Die Widerstandskraft eines Lebewesens — und auch ein Staat ist ja ein solches — dauert um so länger an, je mehr Zeit verbraucht worden ist, es auf den Höhepunkt seiner Widerstandskraft zu führen. Aber auch der Zusammenbruch nimmt, hat er einmal begonnen, in sich wieder an Tempo zu. Wenn ein Mensch vom Tode gezeichnet ist, etwa dadurch, daß innere Organe so zerstört sind, daß er nur noch durch künstliche Behelfsmittel am Leben erhalten werden kann, dann braucht er deshalb nicht gleich heute oder morgen zu sterben. Das dauert manchmal noch wochen- oder monatelang. In dieser Zeit erlebt der Beobachter an ihm die mannigfaltigsten Perioden eines ewigen Auf und Ab in seinem Kampf mit dem Tode. Am allerwenigsten aber will der Kranke selbst glauben, daß es für ihn keine Rettung mehr gibt. Er sucht sich mit den albernsten Ausreden über den Ernst seines Zustandes hinwegzutäuschen und glaubt, durch besonders forsches Aufbegehren dem Tode ein Schnippchen schlagen zu können. Vielleicht auch hofft er, wie jene Londoner Zeitschrift, sich mit Philosophie helfen zu müssen, etwa derart, daß auf schlechte Zeiten auch wieder gute folgen werden, und ähnliches. Unterdes aber setzt die Krankheit unerbittlich ihr nagendes Zerstörungswerk fort, und eines Tages kommt dann die bittere Stunde, vor der es kein Entrinnen mehr gibt, in der alle eitlen Hoffnungen und Selbsttäuschungen ein Ende finden und der Todgeweihte seinem erbarmungslosen Schicksal allein und wehrlos gegenübersteht.

Wir sind nicht leichtfertig mit Prophezeiungen und schmeicheln uns, an dieser Stelle während des ganzen Krieges noch nie eine solche aufgestellt zu haben, die durch die Entwicklung widerlegt worden wäre. Auf die Gefahr hin, daß die hier ausgesprochene weder in einigen Wochen noch in einigen Monaten ihre Verwirklichung findet, halten wir an der These fest, daß das englische Weltreich sich heute in einem tödlichen Ringen um seinen Bestand befindet, daß die Dämmerung über dem Empire einer schleichenden

245-

Krise gleicht, die mehr chronischen als akuten Charakters ist, daß diese mehr und mehr zu in immer kürzeren Zwischenräumen auftretenden Ohnmachtsanfällen führen wird, um dann in einer erdbebenhaften Erschütterung ihren katastrophalen Ausbruch zu finden.

Man verfolge die Rückzugsetappen des von den britischen Propagandadiensten zu einem neuen Napoleon hochgelobten Generals Wavell, um die Unglücksstationen des britischen Empires mühelos nachzuzeichnen. Es ist ein weiter Weg von Bengasi nach Kalkutta, und es verschlägt einem fast den Atem, wenn man beobachtet, daß die offizielle öffentliche Meinung in England dem General der ewigen Niederlagen auch noch diesen Weg mit den Blumen der Resignation bestreut. Wie lange wird es noch dauern, so fragt man sich heute vielfach im neutralen Ausland, bis Mr. Churchill seinem Volke klarmachen muß, daß die Lage in Australien oder in Indien zwar ernst, aber nicht hoffnungslos sei, um dann im Unterhaus zu gestehen, man habe das eine oder das andere oder gar beides verloren, aber man hoffe auf das Jahr 1945, um es den Achsenmächten heimzuzahlen. Handelt so nicht auch der Kranke, der sich von Krise zu Krise durchzumogeln versucht, um dann eines Tages sein Haupt zu neigen und zu sterben?

Man macht in London viel Aufhebens davon, daß durch den letzten Kabinettsumbau — der wievielte war es eigentlich, und mit welchen Vorschußlorbeeren hat man nicht jeden bedacht! — frisches Blut in die Regierung gekommen sei. Man werde jetzt offensiv vorgehen und den Feind schlagen, wo man ihn treffe. Vorläufig hat man nur ein reichlich abenteuerliches Fallschirmunternehmen winzigsten Ausmaßes im besetzten Frankreich gewagt, das schon nach zwei Stunden abgebrochen werden mußte,

und den Bürgern von Paris seine Sympathie durch Abwerfen von Bomben bekundet, denen über 600 Franzosen ihr Leben opfern mußten,
-246-

um sich im Tode noch vom zynischen Hohn der ehemaligen Bundesgenossen beschmutzen zu lassen. Für die Kriegführung selbst ist das erklärlicherweise ohne jeden Belang. Aber der Kranke muß Leben und Initiative vortäuschen, damit man nicht den Glauben an seine Widerstandskraft verliert.
In London hat man Mr. Cripps ins Kabinett gerufen. Er soll, wie man sagt, die Tuchfühlung mit den arbeitenden Massen wiederherstellen. Wir Deutschen kennen ein ähnliches Experiment aus dem Weltkrieg, wo man auch bei uns versuchte, die langsam ins Wanken kommende bürgerliche Front durch Hereinnahme marxistisch-bolschewistischer Kräfte zu stützen. Die deutsche Nation hat diesen Versuch sehr teuer bezahlen müssen. Damals befanden wir uns in dieser schleichenden Krise, die langsam aber sicher ihrem tragischen Höhepunkte zueilte, um dann in einer grauenhaften Katastrophe ihren Ausbruch zu finden. Wir beobachten mit einiger Verblüffung, wie Mr. Cripps die revolutionären Elemente in den Slums mobil macht, wie sich die chaotischen Kräfte einer zunehmenden Bolschewisierung hinter seinem Rücken und in seinem Schutz in Reih und Glied aufstellen mit der ausgesprochenen Absicht, eines Tages zu marschieren. Im Kriege geht eine solche Entwicklung meistens viel schneller vor sich als in normalen Zeiten. Der Haß ist auch in der Politik immer nur ein schlechter Ratgeber; und wenn die britische Plutokratie uns den Bolschewismus an den Hals wünscht, weil sie anders keine Möglichkeit sieht, uns zu treffen, so mag sie zusehen, daß sie nicht selbst von dem Gespenst, das sie über uns heraufzubeschwören versucht, gefressen wird.
Es ist nicht unsere Sache, um das britische Empire besorgt zu sein. Aber wären wir heute Engländer, wir würden keine ruhige Minute mehr haben. Nur mit Bestürzung würden wir die dummen und albernen Entschuldigungen zu Gehör nehmen, mit denen Mr. Churchill die niederschmetternden Verluste des Weltreichs
-247-

zu bagatellisieren versucht. Wir würden es in dieser bedrohlichen Situation für angebracht halten, nicht zu schweigen, sondern zu rufen, zu schreien, daß das britische Empire in Todeszuckungen liegt und man wenigstens versuchen müsse, zu retten, was überhaupt noch zu retten ist.
Aber wie gesagt, wir fühlen dazu keine Veranlassung, weil es nicht unseres Amtes ist. Wir stellen nur Tatsachen fest. So tragisch ein solcher Prozeß, geschichtlich gesehen, anmuten mag, er ist notwendig und unvermeidlich. Es wäre ganz zwecklos, ihm entgegenwirken zu wollen. Mr. Churchill hat sich im Namen Englands entschieden, als er trotz günstigster deutscher Angebote dem Reich wegen Danzigs den Krieg erklärte in der Hoffnung, wir würden in uns zusammenbrechen. Er hat sich im Namen Englands entschieden, als er die vom Führer sowohl nach dem Polenfeldzug wie nach der Westoffensive beschwörend ausgestreckte Friedenshand zynisch zurückwies. Da hat er das britische Weltreich, das gar nicht in Frage gestellt war und deshalb vollkommen außerhalb des großen Kräftespiels bleiben konnte, in die Waagschale der Entscheidung geworfen, und nun wird er es verlieren. Das Schicksal, von ihm angerufen, nimmt seinen Lauf.
Wir bemühen uns, von dieser Stelle aus die Dinge von erhöhter Warte zu sehen. Wir beschreiben nicht das, was gestern war oder was morgen kommen wird; wir suchen den Dingen auf den Grund zu gehen und in den erregenden und vielfach auch schmerzvollen Vorgängen unserer Zeit einen tieferen Sinn zu erkennen. Politik und Kriegführung sind werdende Geschichte. Auch historische Epochen haben ihren Anfang und ihren Schluß. Steht man mitten in ihrem Ablauf, dann ist es schwer, festzustellen, wo sie beginnen und wo sie enden werden. Das Schicksal geht nicht nur gerade, sondern auch krumme Wege.

Aber alle führen sie zum Ziel. Im September 1939 haben wir den Marsch in die dunkle Ungewißheit angetreten. Damals wußte noch niemand, wohin die Reise geht.
-248-

Heute sehen wir bereits Licht am Horizont. Die Krankheit unserer Feinde ist unsere eigene Gesundung. Was sie uns zugedacht haben, daran werden sie selbst zugrunde gehen. Große Zeiten liegen hinter uns, größere liegen vor uns.
Nehmen wir unser Herz in beide Hände und schreiten wir der lockenden Zukunft mutig entgegen.
-249-

* * * * *

# Neue Perspektiven

**22. März 1942**

Kalendermäßig geht heute der Winter zu Ende und beginnt der Frühling. Ob die Natur die Absicht hat, von dieser Tatsache sofort gebührend Notiz zu nehmen, ist bei der Beurteilung der militärischen und politischen Gesamtlage von einer untergeordneten Bedeutung. Nicht mehr bestritten werden kann, daß es uns gelungen ist, wie kürzlich eine große neutrale Zeitung schrieb, die Fehler, die Napoleon in seinem Winterfeldzug gegen Rußland machte, zu vermeiden und im wesentlichen alles das, was wir uns für diese schweren Monate zu halten vorgenommen hatten, auch tatsächlich zu halten und mehr dazu zu erreichen. Es braucht gar nicht verschwiegen zu werden, welche ungeheuren Schwierigkeiten es dabei zu überwinden galt. Sie im einzelnen darzustellen, wird Aufgabe einer späteren Geschichtsschreibung sein. Aber auch so weiß unser Volk, vor welchen Problemen die deutsche Kriegführung im Verlaufe dieses so außerordentlich harten Winters stand und welcher täglich sich erneuernden Anstrengungen es bedurfte, um mit ihnen fertig zu werden. Aber nun ist er zu Ende, und es beginnt jetzt schon bald die Zeit, in der unsere Sorgen und Belastungen von gestern unsere stolzen Erinnerungen von heute sind.
Wir glauben einiges Recht zu haben zu dem Zweifel, daß ein Gleiches für die Feindseite zutrifft. Wenn wir im großen ganzen alles das halten konnten, was wir uns für den Winter zu halten vorgenommen hatten, so haben unsere Gegner nicht nur alles das nicht erreicht, was sie erreichen wollten, sondern dazu mehr ver-
-250-

loren, als was sie bei Beginn dieses Winters zu verlieren überhaupt für möglich gehalten hätten. Die Stöße beispielsweise, die im Verlauf des vergangenen Dezember, Januar und Februar das britische Weltreich trafen, sind geschichtlich gesehen schon fast tödlichen Charakters. Man braucht sich heute nur einmal vor Augen zu halten, mit welchen Hoffnungen London diesen Winter begonnen hat und mit welchen Enttäuschungen es ihn nun beenden muß, um zu erkennen, daß das Tempo der englischen Krankheit ein wahrhaft atemberaubendes ist. Hätte drüben jenseits des Kanals auch nur ein Mann mit gesundem Menschenverstand den Mut und die Möglichkeit, das offen auszusprechen, was heute jeder Engländer wahrscheinlich dumpf empfindet, dann würde vermutlich mit einem Schlage ein jähes Erwachen durch das ganze britische Volk gehen. Aber es bewahrheitet sich auch hier das Wort, daß Gott die, die er strafen will, zuvor mit Blindheit schlägt.
Es würde uns übel zu Gesicht stehen und den Ruhm unserer Kriegführung an der Front und in der Heimat nur zu schmälern geeignet sein, wenn wir nun, da wir das Gröbste hinter uns haben, den Eindruck zu erwecken versuchten, als seien unsere Schwierigkeiten in diesem Winter nur ein Kinderspiel gewesen. Das ist in keiner Weise der Fall. Wenn wir auch nicht dauernd davon gesprochen

haben und zu stolz waren, unsere Sorgen auf den Markt zu tragen, so waren sie doch vorhanden und sind in beträchtlichem Umfang auch heute noch da. Unser Volk weiß das auch ganz genau. Es hat ja einen großen Teil davon selbst mitzuverspüren bekommen;
es hat auch die manchmal nur kargen Mitteilungen des OKW.-Berichts richtig verstanden. Wir alle haben in diesem Winter die Zähne zusammengebissen und eine Art von unausgesprochener Kameradschaft gebildet. Mit welchen abwegigen Vorstellungen vom Kriege ist nicht der eine oder der andere von uns in diesen Winter eingetreten, und wie realistisch und nüchtern sehen wir dagegen nicht alle die Lage jetzt, da er zu Ende geht. Das deutsche
-251-

Volk hat in diesen wenigen Monaten eine große innere Wandlung durchgemacht. Wurde vor einem halben Jahr noch vereinzelt der Meinung Ausdruck gegeben, es wäre am besten, den Krieg möglichst schnell zu Ende zu bringen, wenn auch das eine oder das andere Problem dabei nur zum Teil oder gar nicht gelöst würde, so stehen wir heute mitten im Kriege und alle wollen, daß er zu einem vollen Siege geführt wird.
Auch die Opfer, die die Front bringen, und die Belastungen, denen sich die Heimat unterziehen mußte, waren außerordentlich. Wenn wir in Presse und Rundfunk nicht ganz so viel Aufhebens davon machten, wie sie das verdienten, dann nicht etwa, weil wir sie nicht gekannt hätten. Im Gegenteil: die Führung an der Front und in der Heimat ist ja unermüdlich tätig gewesen, sie, so schwer sie im einzelnen auch sein mochten, dennoch in einem gewissen Umfang erträglich zu machen, die Wunden, die uns geschlagen wurden, zu heilen, Widrigkeiten des Tages mit allen Kräften entgegenzutreten, Ärger, Mißmut und üble Laune langsam aufzuhellen, nach Kampf und harter Arbeit von etwas anderem als nur vom Kriege zu sprechen, dem Volke immer wieder zu zeigen, daß es ums Ganze ging und deshalb die mehr oder weniger starken Anforderungen, die der Tag an uns stellte, nicht unnötig dramatisiert werden dürften, daß der Krieg zwar schlimm sei, daß es aber noch Schlimmeres gebe und das für uns alle niemals in Frage kommen dürfe.
Es war ein ewiges Abwehren der dunklen Kräfte, die gegen die Nation anrannten in der Hoffnung, uns doch einmal in irgendeinem Zeitpunkt schwach zu finden. Wenn später die Geschichte dieses Krieges geschrieben wird, dann muß dem hinter uns liegenden Winter ein besonderes Kapitel gewidmet werden. Vielleicht wird er dabei in der historischen Wertung sogar noch über den Sommer des Jahres 1940 zu stellen sein. Möglich, daß wir erst in diesen knapp fünf Monaten uns selbst und der Welt gezeigt haben,
-252-

wie stark wir sind, welche Belastungen wir zu ertragen vermögen, welche Tugenden in unserem Volke schlummern und zu welcher Größe es sich einmal emporschwingen wird, wenn man ihm die Chance gibt, sich endgültig vor der Geschichte zu bewähren.
Die Engländer können etwas auch nur annähernd Ähnliches von sich nicht behaupten. Ein großes Londoner Blatt schrieb kürzlich, man möge die britische Geschichte durchblättern, man werde nirgendwo ein gleich schmachvolles Kapitel finden wie die Kapitulation von Singapur mit 80.000 Mann. Der ganze Krieg ist für die Feindseite nur eine einzige Selbsttäuschung. Einer macht dem anderen etwas vor, und alle haben Angst, es könnte jemand kommen und ihnen die ungeschminkte Wahrheit sagen. Die Bolschewisten klammern sich an die Amerikaner an, die Amerikaner an die Engländer, die Engländer an die Chinesen, einer glaubt und hofft, daß der andere ihn retten und für ihn den Krieg führen und gewinnen werde. Gemeinsam steigern sie sich in einen schon gespensterhaft anmutenden Zahlenwahnsinn hinein. Mr. Roosevelt will in diesem Jahre 100.000 Jagdflugzeuge bauen;

in Singapur wäre man froh gewesen, wenn man 50 davon gehabt hätte. Wenn Stalins Vormarschkilometer stimmten, dann ständen die Bolschewisten heute einige 30 km vor Paris. Und wie glücklich könnten wir alle sein, wenn wir überhaupt jemals so viele Divisionen besessen hätten, wie die Kreml-Gewaltigen in diesem Winter bereits eingeschlossen, gefangengenommen und vernichtet haben wollen.
Drückt sich nicht in alledem der Paroxysmus der Angstneurose aus, von dem sie einer wie der andere befallen sind? Sie beginnen dumpf zu ahnen, daß, wenn sie uns in diesem Winter nicht zum Scheitern brachten, sich ihnen für Frühjahr und Sommer kaum noch eine Chance bietet. Alle ihre Wünsche und Hoffnungen sind unerfüllt geblieben, und es kam noch manches unvorhergesehene
-253-

Unglück dazu. Sie mögen sich gegenseitig Vorwürfe bitterster Art machen, sie beweisen damit nur, daß sie ausschließlich auf den anderen vertraut haben und selbst keinen Dolch mehr in der Toga tragen, mit dem sie zustoßen könnten.
Was werden nun die kommenden Monate bringen? Es wäre vermessen, Einzelheiten darüber prophezeien zu wollen. Aber das eine steht fest: wenn es der Feindseite im Winter nicht gelungen ist, uns zum Wanken zu bringen, Frühjahr und Sommer werden sie zweifellos in ernsteste Bedrängnisse versetzen. Das ist heute schon in sehr erheblichem Umfange der Fall. Man hat nachgerade den Eindruck, daß jetzt bereits ein Großteil der feindlichen Hoffnungen und Wünsche zusammengebrochen ist. Von einem napoleonischen Winter im Osten spricht man schon gar nicht mehr, im Gegenteil, fast alle englischen und amerikanischen Zeitungen lassen erhebliche Zweifel an der sowjetischen Kriegsberichterstattung laut werden. Und auch den Kreml-Gewaltigen ist nicht mehr wohl in ihrer Haut. Wie das Kaninchen hypnotisiert auf die Schlange, so schauen sie starr auf eine kommende deutsche Offensive, von der sie alle befürchten, daß sie ihren eitlen Siegeshoffnungen auf dem Kontinent ein für allemal ein Ende bereiten wird. Sie sind vor diesem Schicksal im vergangenen Herbst- und Winteranfang ausschließlich und allein durch den plötzlich und unerwartet früh einbrechenden Frost gerettet worden. Aber Schnee und Eis sind jahreszeitlich bedingte und keine Dauererscheinungen. Sie werden auch im Osten weichen, dann zwar noch einmal einer mehrwöchigen Tau- und Schlammperiode Platz machen, um dann endgültig Spätfrühjahr und Sommer das Feld zu räumen.
Dann sprechen wir uns wieder. Und nach Lage der Dinge ist zu erwarten, daß die Welt zu diesem Zeitpunkt auch schon wieder wesentlich anders und jedenfalls für die Feindseite viel ungünstiger aussehen wird als heute. Daran kann auch ein nochmaliger Kabinettsumbau in London, daran könnte selbst ein eventuell später
-254-

erfolgender Ersatz Mr. Churchills durch Mr. Cripps nichts ändern. Wir wissen genau, daß das eine erneute Versteifung des feindlichen Widerstandes und den Versuch der Einführung sowjetischer Kriegsführungsmethoden auch in England bedeuten würde. Damit kann man uns nicht schrecken. Wir haben auch im Kampf um die innere Macht nicht allzu lange vor dem Umbruch ein ähnliches Experiment auf der Seite unserer Gegner erlebt. Damals suchte sich die schon ins Wanken gekommene bürgerliche Front in ihrer letzten Verzweiflung noch einmal bei den Sozialdemokraten und Kommunisten anzulehnen. Es hat ihr nichts genützt. Die Verwirrung in ihrem eigenen Lager wurde nur noch vermehrt, und der letzte desperate Rettungsversuch war der Anfang vom Ende. So wird es auch hier sein.

Wir treten damit in der Tat in die entscheidende Phase des Kampfes um eine neue Weltordnung ein. Das undurchdringlich scheinende Dunkel, das zeitweilig auch über unseren eigenen Häuptern lastete, beginnt sich langsam zu lichten. Die kostbare Saat, die wir im Winter unter Sorgen und Schmerzen auswarfen, fängt an. Wurzeln zu treiben. Wie lange wird es noch dauern, dann werden die harten Belastungen der vergangenen fünf Monate für uns alle nur noch eine Erinnerung sein. Je mehr die Feindseite von Angst und Schrecken erfaßt wird, um so mehr haben wir Grund, der weiteren Entwicklung, wenn auch nicht mit Leichtfertigkeit, so doch mit einer souveränen inneren Sicherheit entgegenzuschauen. Das deutsche Volk hat eine kriegsentscheidende Probe bestanden. Vielleicht ist der eine oder andere nervös dabei geworden; hier und da mag auch einer Stunden der Resignation oder Depression durchgemacht haben. Nur wenige gibt es unter uns, die von sich behaupten könnten, daß sie nicht auch einmal geschimpft oder gemeckert hätten. Das ist nicht von Belang. Worauf es ankam, das haben wir alle getan: gekämpft, gearbeitet, Disziplin bewahrt und keinen Augenblick vergessen, worum es geht. Mit diesen Tugenden
-255-

haben wir den Winter bezwungen, an der Ostfront und in der Heimat.
Jetzt muß er weichen. Wir sehen die Lage wieder unter neuen, günstigeren und erfreulicheren Perspektiven. Es wird nicht lange mehr dauern, dann ziehen die Wehen wieder über unseren gequälten Erdteil. Aber seid getrost; Hier wird unter Schmerzen eine neue Welt geboren.
-256-

* * * * *

# Offene Aussprache

**29. März 1942**

Die neue Kürzung der Lebensmittelrationen, die am 6. April in Kraft treten wird, greift tief in den Kriegshaushalt jedes einzelnen Staatsbürgers ein. Es wäre deshalb auch ganz unsinnig und abwegig, sie etwa beschönigen oder bagatellisieren zu wollen. Die zuständigen Stellen haben lange überlegt, ob sie in dieser Höhe, zu diesem Zeitpunkt oder auch überhaupt durchgeführt werden müsse. Sie sind einhellig zu der Überzeugung gekommen, daß sie jetzt und in dem mitgeteilten Umfange notwendig sei, und haben sich dann auch zu diesem schweren Schritt entschlossen. Hätten sie das nicht getan, so wären unter Umständen und wahrscheinlich in etwa sechs bis acht Monaten noch größere Ernährungsschwierigkeiten über uns gekommen, die dann allerdings zu viel entscheidenderen Weiterungen geführt hätten, als sie diesmal unabweisbar waren.
Die deutsche Ernährungspolitik ist seit Anfang des Krieges im Gegensatz zum Weltkrieg bemüht, die Lebensmittel, die vorhanden sind, gerecht zu verteilen. Daß der Vorrat nicht reicht, um alle Wünsche zu befriedigen, das liegt am Kriege selbst und vor allem an seiner längeren Dauer. Niemand aber wird es der Regierung übel nehmen, daß sie nicht heute das verzehren läßt, was wir morgen unbedingt zur Aufrechterhaltung unseres nationalen Lebens notwendig haben. Wir müssen eine Vorratswirtschaft auf lange Sicht betreiben, die es uns gestattet, den Krieg unter allen Umständen bis zum siegreichen Ende durchzuhalten. Daß Einschränkungen in der Ernährung die fühlbarsten sind, die die Gesamtheit
-257-

des Volkes überhaupt treffen können, das weiß niemand besser als die Regierung. Wenn sie sie verlangt und dekretiert, so darf jedermann davon überzeugt sein, daß sie nicht mehr zu umgehen sind.
Die Gründe, die zu dieser Maßnahme geführt haben, sind bekannt. Sie wurden in Presse und Rundfunk eingehend dargelegt und brauchen deshalb hier nicht noch einmal erörtert zu werden. Die weitaus

höhere Kopfzahl unserer Wehrmacht, die Vermehrung unserer Schwer- und Schwerstarbeiter sowie der Lang- und Nachtarbeiter, die 2, 5 Millionen Arbeitskräfte aus dem Ausland, die zum größten Teil im deutschen Rüstungsprozeß tätig sind, mehrere Millionen Gefangene, die zwar für uns arbeiten, aber auch von uns ernährt werden müssen, Zuschüsse an die besetzten Gebiete, die für unsere Wehrwirtschaft tätig sind, Aushilfen auch an das uns verbündete heldenhaft kämpfende Finnland, dazu die in den zwei vergangenen Jahren ganz abnormen Witterungsverhältnisse, die alle Berechnungen über den Haufen warfen und zu gerade nur durchschnittlichen Ernten führten, der chronische Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft, das alles zusammengenommen war zu viel, um uns zu erlauben, die alten Sätze aufrechtzuerhalten.
Wir wissen selbstverständlich auch, daß der gewählte Zeitpunkt der Kürzung der Rationen nicht gerade günstig ist: Die Kartoffeln sind knapp. Sie konnten infolge des langanhaltenden Frostes noch nicht aus den Mieten geholt werden. Sie werden in größeren Mengen auf dem Markt erscheinen, wenn der Frühling endgültig da ist; aber immerhin hat uns der abnorm lange Winter einen dicken Strich durch manche Rechnung gemacht, die auf dem Papier schön und glatt aufging, Gemüse fehlt, vor allem in den großen Städten, kurz und gut, uns wäre auch wohler gewesen, wenn wir die harte Maßnahme noch um ein paar Monate hätten hinausschieben können. Aber es ging nicht. Wir treiben in der Versorgung unseres Volkes im Kriege keine Politik der Popularität, sondern
-258-

eine solche der nüchternen Wirklichkeit und manchmal gewiß unangenehmen Notwendigkeit. Sie wird, wenn auch unter schmerzhaften Eingriffen, bis zum siegreichen Ende des Krieges durchgehalten werden können. Vor allem aber ist es entscheidend, daß wir die kommende Ernte und ihre Einbringung nicht voraussehen können und unbedingt den Anschluß an sie sicherstellen müssen. Je nach ihrem Ausfall wird man unter Umständen später Verbesserungen in der Zuteilung in Erwägung ziehen können.
Daß wir den Krieg gewinnen müssen, darüber gibt es im deutschen Volke gar keine Debatte mehr. Was wir heute freiwillig und in nationaler Disziplin auf uns nehmen, ist ein Kinderspiel dem gegenüber, was unser wartete, wenn wir ihn verlören. Eine solche Möglichkeit fassen wir überhaupt nicht ins Auge. Die Regierung aber will nicht nur den Sieg, sie arbeitet und kämpft dafür und ist schließlich auch dafür verantwortlich. Sie hat die Pflicht, das zu tun, was die Lage gebietet.
Darüber hinaus aber kann das Volk mit Recht von ihr verlangen, daß die Lasten, die der Krieg uns aufbürdet, gerecht verteilt werden. Niemand darf sich bei uns von den Opfern, die die Nation in ihrer Gesamtheit für den Sieg bringen muß, ausnehmen. Wer unsere Kriegführung stört oder gar bedroht, verdient härteste Strafe, unter Umständen den Tod. An der Front stehen so viele brave Soldaten und Offiziere, die ihrem Vaterland in Treue bis zum Letzten dienen, daß man es gar nicht verantworten könnte, zu Hause einen ungeschoren zu lassen, der sich unserem Siege, ob bewußt oder unbewußt, in den Weg stellt. Und es ist auch klar, daß, je härter die Opfer und Strapazen sind, die die Front bringen und ertragen muß, je stärker die Belastungen werden, denen die Heimat unterworfen ist, um so strenger auch das Regiment sein muß, das darüber wacht, daß zu Hause Ordnung und Gerechtigkeit herrschen und die Gesetzesbrecher ohne Gnade und rücksichtslos zur Verantwortung gezogen werden. Das verlangen unsere
-259-

Soldaten von uns, und das ganze Volk gibt zweifellos einem solchen Vorgehen seine uneingeschränkte Zustimmung.

Es ist uns ganz gleichgültig, was unsere Feinde darüber denken. Sie täten gut daran, im eigenen Hause nach dem Rechten zu sehen. Wenn die Herren Engländer schon darin ein Zeichen unseres inneren Zerfalls erblicken wollen, daß wir im dritten Jahre des Krieges im Reich auf Sauberkeit des öffentlichen Lebens halten und unter keinen Umständen dulden, daß auch nur einer aus der allgemeinen Not unseres Volkes ein Geschäft macht, so sei ihnen das unbenommen. Sie sind in diesen Tagen zu genau denselben Kürzungen ihrer Lebensmittelrationen gezwungen gewesen wie wir. Wir sagen dem deutschen Volke nicht wie der englische Ernährungsminister dem britischen, daß der Genuß von Heisch sowieso ungesund sei und man auch aus Gras einen guten und schmackhaften Salat machen könne. Die Engländer werfen uns zwar vor, daß wir Autokraten seien, aber in einer so wichtigen und einschneidenden Frage wenden wir uns vertrauensvoll an unser Volk, erklären die Lage, ohne etwas zu beschönigen, und wissen, daß alle uns verstehen.

Andererseits aber schützen wir unser Volk auch vor Ausnutzung einer so schwierigen Situation durch Schieber und Wucherer, und anstatt sie, wie das in England geschieht —die Londoner Zeitungen klagen ja fast täglich in bewegten Tönen darüber — zu schonen, werden wir uns unter Umständen gar nicht genieren, sie aufzuhängen, ohne auch nur eine Spur von Gewissensbissen dabei zu verspüren.

Es ist deshalb kein Zufall, daß gerade in diesen Tagen der Ministerrat für die Reichsverteidigung eine Verordnung mit Gesetzeskraft erlassen hat, deren erster Paragraph besagt, daß, wer Rohstoffe oder Erzeugnisse, die zum lebenswichtigen Bedarf der Bevölkerung gehören, vernichtet, beiseiteschafft oder zurückhält und dadurch böswillig die Deckung des Bedarfs gefährdet, mit

-260-

Zuchthaus oder Gefängnis, in besonders schweren Fällen mit dem Tode bestraft wird. Mit Gefängnis wird bestraft, wer in Ausübung eines Berufes oder Gewerbes für die Bevorzugung eines anderen bei der Lieferung von Waren oder Darbietung von Leistungen einen Vorteil fordert oder sich oder einem anderen -versprechen oder gewähren läßt oder die Lieferung von Waren oder einen sonstigen Vorteil anbietet, verspricht oder gewährt, um sich oder einem anderen Ware oder Leistungen bevorzugt zu verschaffen.

Das ist sehr deutlich. Die Staatsanwaltschaften sind angewiesen, mit aller Schärfe Verstöße gegen diese Verordnung zu verfolgen, und wenn vielleicht bisher hier und da Milde in diesen Dingen geübt wurde, so ist es von jetzt ab aus damit. Der Schleich- und Tauschhandel, mit dem gewissen- und verantwortungslose Elemente ein Geschäft zu machen versuchen, um damit dem Kriege ein Schnippchen zu schlagen, ist gestellt. Jetzt wird Fraktur geredet, und zwar im Interesse unseres ganzen Volkes, der kämpfenden Front sowohl wie der arbeitenden Heimat, die ein Recht darauf haben, vor allem angesichts der harten Forderungen des Krieges, von der Regierung in ihren elementarsten Lebensrechten beschützt zu werden.

Es soll gewisse Leute geben, die sich gar nichts dabei denken, sich auf dunklen Wegen und mit horrenden Überpreisen laufend rationierte Lebens- und Genußmittel zu verschaffen. Sie erhalten hiermit eine letzte Warnung. Es wird sich in Bälde nicht mehr rentieren, für eine besonders liebevolle Pflege des Bauches unter Umständen den Kopf zu riskieren. Es ist für niemanden ein Spaß, Krieg zu führen. Er soll deshalb auch für ganz wenige Drohnen der Gesellschaft kein Vergnügen und kein Geschäft sein. Wir wollen alle aus diesem geschichtlichen Ringen unseres Volkes rein und makellos hervorgehen. Wenn einmal der Sieg da ist, dann sollen jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau von sich sagen können, daß sie zu ihrem Teil daran mitgeholfen haben Wer

-26l-

dafür kein Verständnis hat, wer kein moralisches Gewissen besitzt, das ihm auch ohne viel Belehrung von selbst sagt, was er im Kriege zu tun und zu lassen hat, dem muß das auf andere, drastischere Weise klargemacht werden.
Im Kriege gehören alle Waren und Lebensmittel dem ganzen Volke. Sie müssen deshalb gleichmäßig und gerecht verteilt werden. Wer sich gegen diesen Grundsatz versündigt, schädigt die Versorgung der Gesamtheit.
Was der Bauer erzeugt, gehört dem ganzen Volke. Er soll und muß den Hamsterer von seinem Hofe weisen.
Was deutsche Erde und deutscher Fleiß hervorbringen, geht durch die Hand des Kaufmanns. Er ist Treuhänder dieser Waren. Er verteile sie gerecht. Durch Tauschhandel macht er sich schwer strafbar.
Auch die Leistung des Handwerkers hat ihren gerechten Preis. Es ist deshalb unehrenhaft und strafbar, Sondervorteile zu verlangen und anzunehmen.
Das Gefühl für Recht und Unrecht bei jedermann ist die sicherste Garantie einer befriedigenden Verteilung. Die deutsche Hausfrau erwarte und verlange vom Verkäufer nur, was ihr zusteht. Die Hingabe von Überpreisen und Schmiergeldern ist ihrer nicht würdig und außerdem strafbar.
Tauschhandel, Schleichhandel, Wucher, Preisüberbietung und Bestechung werden bestraft.
In besonders schweren Fällen werden Vermögenseinziehung und Todesstrafe verhängt.
Jeder, ob Erzeuger, Kaufmann oder Käufer, setze seine Ehre darein, vorbildlich zu handeln. Jeder begnüge sich mit dem, was ihm zusteht. Das ist auch Dienst am Kriege und Vorarbeit für den Sieg. Es kommt dabei auf uns alle an.
Wir können uns nicht vorstellen, daß es noch jemanden unter ans gibt, der diesen Appell an Anständigkeit und Sauberkeit über-


hören wollte. Wer es dennoch tut, handelt auf eigene Gefahr. Es mag der eine oder der andere den Krieg in dieser Beziehung bisher nicht so ernst genommen haben, wie er das verdient. Das war sehr kurzsichtig von ihm gedacht, denn er gefährdet damit ja nicht nur unsere Versorgung, er gibt den anständigen Volksgenossen, die auch in diesem Punkt den Krieg führen, wie sich das gehört, ein denkbar schlechtes Beispiel und erschüttert damit auf die Dauer ihr Gerechtigkeitsgefühl und ihren Glauben an die Lauterkeit und Sauberkeit des öffentlichen Lebens. Und das ist viel schlimmer.
Wir haben alle in dieser schweren Zeit unseren Optimismus und unsere tiefe, ja fast heilige Gläubigkeit nötig. Wer sie mißbraucht, wer mit unserer Geduld und mit der Anständigkeit unseres Volkes spielt, dem muß so lange und so schmerzhaft auf die Finger geklopft werden, bis ihm die Lust daran vergeht.
Die Führung der Nation fühlt sich im Kriege unserem Volke noch viel tiefer verbunden als sonst. Wir sehen, wie schwere Opfer es für den Sieg bringt, wie geduldig und brav es alles, was von ihm gefordert wird, auf sich nimmt. Wir beklagen jede Mutter, die ihren Sohn, jede Frau, die ihren Mann, und jedes Kind, das seinen Vater an der Front verliert. Wir wissen, wie schwer sich unsere Bauersfrauen im Stall und auf dem Felde abrackern. Wir sehen manchmal am Abend unsere Arbeiter todmüde in. den Straßen-und U-Bahnen sitzen. Wir hören unsere Soldaten, wenn sie dienstlich auf einen Sprung nach Berlin kommen, von ihrem namenlosen Opfergang für das Vaterland berichten. Jeden Tag möchten wir dazu benutzen, diesem Volke in seiner Gesamtheit ein Loblied zu singen, weil es so tapfer und so bescheiden ist, weil es seine Pflicht wie selbstverständlich erfüllt, weil es für den Sieg kämpft und arbeitet, ohne viel Aufhebens davon zu machen.
Diesem Volke fühlen wir uns verbunden. Es erwartet von seiner Regierung, daß, wenn schon Opfer gebracht werden müssen und Belastungen notwendig sind, diese gerecht und zu gleichen Teilen

auf alle Schultern gelegt werden. Eine Regierung, die dafür nicht unermüdlich besorgt wäre, verdiente nicht mehr, eine Regierung des Volkes zu heißen.
Jetzt wissen also alle Bescheid.
Wer sich gegen die Forderungen des Krieges vergeht, wird dafür teuer bezahlen müssen. Das deutsche Volk hat sich in seiner Gesamtheit auch in der Heimat mustergültig verhaken und verdient dafür besondere Anerkennung. Wir sind davon überzeugt, daß es ein scharfes Vorgeben gegen Rechtsbrecher aus vollstem Herzen begrüßen wird.
-264-

* * * * *

# Das große Herz unseres Volkes

**5. April 1942**

Es gibt immer noch Menschen unter uns, die es nicht verstehen, den Krieg, den das deutsche Volk heute um sein nationales Leben auskämpfen muß, in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Sie dramatisieren die damit verbundenen Schwierigkeiten und Belastungen in einem Umfang, der es ihnen nicht mehr gestattet, das Wesentliche vom Unwesentlichen und das Tagesbedingte vom weit über die Zeit Hinausgreifenden zu unterscheiden. Nun liegt uns nichts ferner, als etwa die harten Tatsachen des Krieges in einem rosigen Lichte erblicken zu wollen. Der Krieg ist immer grausam und herrisch. Er schlägt schmerzende Wunden, und meistens nach ganz anderen Auswahlgesetzen als denen der individuellen Gerechtigkeit. Manche Familien werden von ihm so mitleidlos angefallen, daß sie fast ihren Bestand darüber verlieren;
andere dagegen schont er und läßt er nahezu gänzlich ungeschoren. Es ist klar, daß die .besonders von Leid und Schmerz Betroffenen das nur sehr schwer, wenn überhaupt, verstehen können. Aber auch außerhalb des Krieges ist das Leben oft ungerecht. Ihm wohnt nur eine höhere geschichtliche Gerechtigkeit inne, die der Einzelne nur in den seltensten Fällen zu begreifen vermag. Und darum gerade handelt es sich heute, sie aus dem Wirrwarr der Zeit herauszukristallisieren und sie gleichsam als ein weithin sichtbares Zeichen des Trostes für alle über sie hinauszuheben.
Wie soll ein Soldat, der verwundet und abgekämpft nach tagelanger Fahrt von der Ostfront in ein heimatliches Lazarett zurückkehrt, gleich die Bereitschaft aufbringen, die zu Hause
-265-

Geblichenen. in ihren Sorgen und Kümmernissen zu verstehen! Das, was uns belastet, womit wir uns daheim die langen Wintertage hindurch mühsam abgerungen haben, das ist draußen nur das Selbstverständliche oder doch Nebensächliche. Daß es manchmal keine Kohlen und manchmal keine Kartoffeln gibt, daß man nicht, wenn man Lust dazu hat, mit der Eisenbahn fahren kann, daß die Verkehrsmittel in den Städten überfüllt sind, daß die Zeitungen nur vier Seiten Umfang haben, daß man sich für eine Theater- und Kinokarte stundenlang anstellen muß, daß man beim Einkaufen in den Geschäften so oft die stereotype Antwort bekommt, daß es das nicht mehr gibt, du lieber Gott, wenn das die einzigen Sorgen wären, die unsere Frontsoldaten bewegten, sie würden das Leben, das sie dann führen könnten, als wahrhaft paradiesisch empfinden. Sie kämpfen nicht nur um das Schicksal der Nation, sondern millionenfach um ihre eigene nackte Existenz. Sie schauen dem Tod so oft ins Äuge, daß sie ihr persönliches Dasein häufig genug nur noch als Geschenk empfinden.
Und trotzdem braucht sich aus diesen in der Natur der Sache liegenden Verschiedenheiten des Kampfes draußen und der Arbeit zu Hause kein Gegensatz in den Auffassungen von Front und Heimat zu entwickeln. Die Heimat versucht die Front, soweit ihr das überhaupt möglich ist, zu verstehen, und auch die Front will selbstverständlich die Heimat nicht mißverstehen. Niemandem würde es im Traum

einfallen, die Belastungen, denen die Heimat ausgesetzt ist, im entferntesten auch nur mit den Opfern der Front zu vergleichen. Wenn auch die Heimat nicht immer davon spricht, so denkt sie doch immer, ob bewußt oder unbewußt, an die Front. Sie hat auch eine ungefähre Vorstellung davon, was unsere Soldaten ertragen müssen.
Nachdem der Winter vorbei ist und allenthalben schon die Frühlingssonne auf die allmählich sich wieder erwärmende Erde herablächelt, kommt uns erst ganz zum Bewußtsein, welchen
-266-.

Prüfungen die deutsche Wehrmacht vor allem im Osten in den vergangenen fünf Monaten ausgesetzt gewesen ist. Nur dumme Menschen zu Hause können demgegenüber ihre eigenen Sorgen über Gebühr aufbauschen. Und schließlich hat ja nicht die Front unter unerhörten Opfern gekämpft, weil es ihr Beruf, und die Heimat gearbeitet und dabei nur eine Reihe von Einschränkungen auf sich genommen, weil das ihr gutes Vorrecht ist. Die Ergebnisse des heldenhaften Einsatzes der Front kommen uns ja als Volk insgesamt zugute, genau so wie ein etwaiges Versagen der Front uns alle in das tiefste Unglück gestürzt hätte. Die Front hat das Reich gerettet, und die Heimat hat ihr dabei nur geholfen.
Das dürfen die zu Hause Geblichenen niemals vergessen. So schwer ihnen auch die im einzelnen gewiß unbequemen und nach Friedensmaßstäben gemessen auch harten Bedingungen des zivilen Krieges erscheinen mögen, sie müssen doch immer wieder den Opfern der Front gegenübergestellt werden, um eine richtige Einschätzung und Wertung zu erfahren. Man kann sich nicht auf den Standpunkt stellen, daß das Kriegführen nur Sache der Soldaten sei und der Heimat dabei sozusagen eine Zuschauerrolle zufalle. Das muß den Soldaten mit Recht verbittern, und er würde auf die Dauer keine Achtung vor einer Heimat empfinden können, die es sich angewöhnt hätte, so zu denken. Im übrigen sind es zu Hause immer dieselben, die sich einen Beruf daraus machen, die aus der längeren Dauer des Krieges resultierenden Schwierigkeiten zu bekritteln und ihnen ein Gewicht zu geben, das sie gar nicht verdienen. An der Klagemauer stehen meistens die, die den wenigsten Grund dazu haben, während die, denen der Krieg zu den Lasten, die auf alle zu gleichen Teilen entfallen, noch ein Höchstmaß an Leid und Schmerz zugefügt hat, sich bestenfalls in sich selbst zurückziehen und in stiller Traurigkeit verstummen.
Wir sprachen noch mit keiner Mutter, die ihren Sohn, und mit keiner Frau, die ihren Mann verloren hat, die nicht mit dem Aus-
-267-

druck des erschütternden persönlichen Schmerzen, zugleich auch die Erkenntnis des harten und unabwendbaren Schicksals verbanden, das die Nation heute unter Aufbietung ihrer ganzen völkischen Kraft meistern muß. Auch in der Heimat gibt es sehr starke Schattierungen in den Forderungen, die der Krieg an den Einzelnen stellt, und es wiederholt sich hier die alte Erfahrung, daß die nur leichter Betroffenen am lautesten klagen, während meistens die, die in der Wurzel ihres menschlichen Glückes verwundet wurden, zugleich auch die Kraft aufbringen, ihr Opfer in einem größeren Zusammenhang zu sehen und gerade daraus ihren seelischen Widerstand zu nähren. Ihnen geht es heute meistens nur noch darum, daß ihr schmerzhafter Verlust nicht umsonst sei, daß er sich lohne und in einem höheren Leben unseres Volke« seine Rechtfertigung finde.
Im Laufe der vergangenen Wochen sind uns eine Unzahl von Briefen von der Front zu der um die Jahreswende veranstalteten Sammlung von Woll- und Wintersachen zugegangen. Diese Zuschriften atmen ausnahmslos einen wohltuend warmen Geist der Verbundenheit, ja sie stimmen manchmal in den Formulierungen so weit überein, daß man annehmen könnte, sie seien nach einem Schema geschrieben. Sie kommen von allen Teilen der Ostfront, und das Schema, das ihnen zugrunde liegt, ist

die einheitlich gleiche Gesinnung, die ohne Kommando überall bei unseren Soldaten vorherrscht. Man hat manchmal den Eindruck, als klammere sich die ganze Front mit allen Fasern ihres Herzens an eine liebgewordene Vorstellung von der Heimat, die sie sich in den harten Kämpfen draußen immer wieder vor Augen hält, ja auch halten muß, um jeden Tag wieder aufs neue die Kraft aufzubringen, den Einsatz auf Leben und Tod für unser Volk auf sich zu nehmen.
Nicht immer machen wir uns klar, welche Verantwortung wir damit unseren Soldaten gegenüber tragen. Diese Vorstellung darf einfach nicht enttäuscht werden, von niemandem und niemals.
-268-

Wir sind es unserer Ehre und dem primitivsten Gefühl für Dankbarkeit schuldig, daß die Heimat diese Vorstellung von sich in den Augen und in der Erinnerung der Front durch ihre Haltung rechtfertigt. Wir jedenfalls würden es niemals dulden, daß sich hier auch nur die kleinste Abweichung herausbildete. Unsere Sorgen und Lasten zu Hause in allen Ehren; niemand, der sie kennt, denkt auch nur daran, sie nicht so ernst zu nehmen, wie sie das verdienen. Aber sie dürfen uns nie dazu verführen, sie wichtiger einzuschätzen, als sie sind, und keiner hat das Recht, damit etwa einem Frontsoldaten zu kommen, der den Boden der Heimat, nach dem er sich monatelang in stummer Sehnsucht verzehrte, zum erstenmal wieder betritt und schon ein geordnetes Straßenleben, Menschen ohne Gewehr und Kanone, fahrende Verkehrsmittel, saubere und gepflegte Straßen, das freundliche Lächeln eines holden Mädchengesichts, das Spatzenkonzert einer spielenden Kinderschar, für uns alles Selbstverständlichkeiten, für ein so neues und gänzlich ungewohntes Glück ansieht, daß er am liebsten den Weg nach Hause mit den Händen anfassen möchte, um sich zu vergewissern, daß er nicht Traum, sondern Wirklichkeit ist.
Es war seit jeher das edle Vorrecht der Deutschen, im Kampf, und er mochte noch so hart und grausam sein, nicht zu verrohen, sondern in ihm erst recht den Weg zu den tieferen Geheimnissen ihres nationalen Herzens zu finden. Unsere Soldaten sprechen zwar eine rauhere Sprache als sonst; aber dahinter versuchen sie vielfach nur die Empfindsamkeit ihrer Seele zu verbergen. Sie lauschen mit gespanntem Ohr auf jedes Wort, das wir sprechen, sie merken auf Blick und Geste der Heimat, sie beobachten scharf und kritisch ihre Haltung, die sich manchmal in Kleinigkeiten und Unachtsamkeiten mehr kundtut als in betonten Demonstrationen, und suchen doch in alledem nur die Bestätigung des Bildes von zu Hause, das sie draußen monatelang mit sich herumgetragen haben. Es ist zwar ein Ruhm für die Front, wenn der Soldat nach
-269-

einigen Tagen daheim wieder Sehnsucht nach draußen empfindet, aber nicht auch immer ein Ruhm für die Heimat. Wir könnten uns vorstellen, daß sie sich unseren Soldaten immer nur so zeigte, daß sie sie als das höchste Glück empfinden und bei der Rückkehr an die Front auch nicht eine Spur von Bitterkeit mitnehmen, sondern nur den festen Willen, sie in ihrem Schutz zu halten, weil sie die Quelle ihrer Kraft, der Segen ihres Lebens und die gütige Mutter ihrer Sehnsucht ist.
Mag sein, daß das für uns alle mehr eine Sache des Herzenstaktes ist als eine Sache unseres Lebens und unserer Haltung im Kriege selbst. Die Heimat tut ja willig und gehorsam, was man von ihr verlangt. Jedesmal noch, wenn sie aufgerufen wurde, war sie da. Sie hat sich niemals versagt, wenn an ihr nationales Gewissen appelliert wurde. Aber sie soll auch so reden, wie sie empfindet. Sie soll sich nicht aus Unachtsamkeit und aus Mangel an Überlegung in einem schlechteren Lichte zeigen, als sie das nach ihren Leistungen verdient. Sie soll unseren Soldaten auf die natürlichste Weise entgegentreten und es in jedem Falle vermeiden, ihnen in den kurzen Tagen ihres Aufenthaltes in der Heimat von ihren im Verhältnis zu denen der Front bescheidenen Sorgen zu berichten, die sie selbst wahrscheinlich

schon zu einem bedeutenden Teil überwunden und vergessen hat, wenn die Soldaten, zusätzlich damit belastet, an die Front zurückkehren. Das gilt auch für die Briefe, die wir an unsere Soldaten schicken. Nur dumme und gemütsrohe Menschen benutzen sie als willkommene Gelegenheit, nach draußen von ihren kleinen Tagessorgen zu schreiben, die ihnen meistens schon längst aus dem Gedächtnis entschwunden sind, wenn der Briefempfänger an der Front auf diese Weise davon erfährt.

Wir haben alle im Kriege unser Teil zu tragen. Jeder muß sich redlich damit abmühen und sollte es nach Möglichkeit vermeiden, den anderen, vor allem wenn der ihm nicht helfen kann,



zusätzlich damit zu belasten, da der ja auch sein Teil zu tragen hat. In harten und schweren Zeiten müssen wir mehr Rücksicht aufeinander nehmen als in normalen. Die meisten Menschen sind in einem bedeutenden Umfang auch mit ihren seelischen Reserven in den Krieg eingespannt. Es sind harte Bewährungsproben, die wir in diesem Ringen zu bestehen haben. In ihnen müssen wir uns behaupten und uns ein allgemeingültiges Alibi für eine kommende große nationale Führungsrolle verschaffen. Es genügt durchaus nicht, dabei nur Kraft zur Anwendung zu bringen. Man muß auch die Klugheit, vor allem die Klugheit des Herzens, dabei zu Hilfe rufen. Wir Deutschen waren so oft in unserer Geschichte stark und erreichten trotzdem nur selten unser Ziel. Das lag meistens daran, daß wir uns in den großen Prüfungen mehr an unsere Schwächen als an unsere Tugenden erinnerten.

Das ist heute anders und muß auch anders sein. In allen Gefahren und Bedrohungen haben wir doch, wenn wir nur wollen, eine Kraft einzusetzen, die sich in jedem Sturm behaupten wird:

Das große, starke, aber auch gütige und verstehende Herz unseres Volkes.



* * * * *

# Der Papierkrieg

**12. April 1942**

Es ist klar, daß ein Krieg von der totalen Ausdehnung wie der gegenwärtige eine ungeheuer weitgesteckte und verzweigte Organisation zur Voraussetzung hat. Er bezieht alle Gebiete des öffentlichen und große Teile des privaten Lebens in sich ein, und diese können ihm überhaupt nur dienstbar gemacht werden, wenn die dafür notwendigen sachlichen Bedingungen gegeben sind. Wir leben nicht mehr im Zeitalter des Landsknechttums, in dem die Truppe im allgemeinen das, was sie nötig hatte, da nahm, wo sie es gerade bekam. Heute muß die Kriegführung planen und vorbereiten, sie muß ihre Maßnahmen in Übereinstimmung bringen mit den gegebenen Möglichkeiten, sie muß Vorratswirtschaft auf lange Sicht betreiben und darf nicht von der Hand in den Mund leben. Das alles setzt eine komplizierte und feinverästelte Staats- und Verwaltungsmaschinerie voraus, -Hier muß ein Rädchen in das andere greifen, wenn nicht die Gefahr entstehen soll, daß eines Tages der ganze Mechanismus ins Stocken kommt.

Aber trotzdem ist auch hier, wie überall anderswo, das Einfache immer das Richtige. Je übersichtlicher und klarer ein Apparat aufgebaut ist, um so reibungsloser wird er funktionieren. Wir Deutschen sind in der Welt berühmt dafür, daß wir wahre Meister der Organisation sind. Aber weil wir so viel davon verstehen, darum tun wir hier des Guten manchmal etwas zu viel. Wir können uns ein geordnetes Leben ohne Organisation nicht vorstellen, und damit wir auf jeden Fall sicher gehen in der Berechnung des erstrebten Erfolges, organisieren wir häufig nicht nur das, was man



unbedingt organisieren muß, sondern auch das, was man eben noch organisieren kann. Und da liegt der Fehler. Weil wir so genaue Systematiker sind, deshalb mangelt es uns hier und da etwas an der mitreißenden Kraft einer kühn hingeworfenen Improvisation. Nun wird jedermann zugeben, daß die

Bedingungen des Kriegführens im Jahre 1942 andere sind als im, Jahre 1939. Die Aufgaben sind ins Gigantische gewachsen. Die Menschen, die zu ihrer Bewältigung zur Verfügung stehen, haben an Zahl kaum nennenswert zugenommen. Ihr Arbeitseifer hat sich erhöht, ihre körperlichen und seelischen Kräfte dagegen sind im dritten Kriegsjahr mindestens härter in Anspruch genommen als im ersten. Demgegenüber aber hat der Apparat sich selbstverständlich mehr eingespielt. Bedauerlich ist nur, daß er auch eher komplizierter als einfacher geworden ist. Und hier gilt es Abhilfe zu treffen.
Viele Menschen in der Kriegsarbeit schleppen noch zu viel Ballast aus dem Frieden mit sich herum. Anstatt mit leichtem Gepäck zu marschieren, damit sie beweglich bleiben, haben sie sich einen ansehnlichen Ranzen von Bedenken, Einwänden und Hemmungen über den Rücken geschnallt, und statt Initiative zu entfalten, bewerfen sie sich gegenseitig mit Papier. Eine dringende Sache wird durchaus nicht dadurch erledigt, daß man darüber einen Brief an den Gegenspieler schreibt und seinen Durchschlag zu den Akten nimmt, um ihn notfalls, wenn etwas schief gehen sollte, als Alibi zur Verfügung zu haben. Viel schneller kommt man zum Ziel, wenn man den eigens dazu erfundenen Telefonhörer zur Hand nimmt, mit dem Nachbarn, der ja auch nur ein Mensch und meistens sogar einer mit durchaus gutem Willen ist, ein paar freundliche Worte über den fraglichen Gegenstand wechselt und sich mit ihm über eine Entscheidung einigt. Das spart Zeit, Mühe und Ärger, das beschleunigt den Arbeitsvorgang, das ist zwar nicht so aktenkundig wie ein Brief, aber hin und wieder handelt es sich bei den fraglichen Angelegenheiten ja auch nicht


um geschichtliche Vorgänge, die in die Akten hineingeboren, weil der spätere Historiker sie gerne schwarz auf weiß besitzen möchte. Mutige Initiative und schnelles Handeln ist meistens die Hälfte des Erfolges. Der kommt am ehesten zum Ziel, der, während der
andere Wurst sagt, sie selbst schon auffrißt.
Wo soll es am Ende hinführen, wenn die Kriegsarbeit sich nur noch an den Krücken von Aktendeckeln bewegen kann! Die Führungsstellen des Reiches sind so mit Arbeit überhäuft, daß sie so viele Druckschriften, Briefe und Eingaben, wie bei ihnen einlaufen, überhaupt nicht lesen können. Und im übrigen ist es auch nicht ihre Aufgabe, das zu erledigen, was Arbeit der unteren Stellen ist. Sie müssen sich auf Herausgabe von Richtlinien beschränken und im großen darüber wachen, daß diese Richtlinien eingehalten werden. Das versteht man nämlich unter Führen, und das ist ganz etwas anderes als Durchführen. Auch kann die Verwaltung in vielen Fällen in den nachgeordneten Instanzen viel besser erledigt werden als in den Zentralen. Sie müssen mit relativ kleinen Apparaten arbeiten. Ein Wasserkopf zeichnet sich nur selten durch eine besonders hervorragende Begabung im Denken aus.
Man soll uns nicht mißverstehen: eine gewisse Grundlage der Organisation muß natürlich immer vorhanden sein, wenn der Staats- und Verwaltungsmechanismus funktionieren soll. Aber es gibt auch hier eine Grenze der Solidität, die man nicht überschreiten darf, ohne der gesunden Funktion des Apparats Schaden zuzufügen. Wenn man es so genau nimmt, daß man zuletzt auch noch Aufsichtspersonal einsetzt, um über die richtigen Satzzeichen zu wachen, dann wird die Gründlichkeit zum Verhängnis. Da loben wir uns doch in kritischen Zeiten die Kraft der Improvisation. Sie stampft nicht nur Ideen, sondern auch Tatsachen aus dem Boden. Sie bedient sich zur Lösung großer Aufgaben wieder der Mithilfe des Volkes selbst, spornt den Arbeitseifer jedes Einzelnen an, weckt seinen Ehrgeiz und seinen Enthusiasmus und erzielt dadurch

Erfolge, die auf eine normale Weise gar nicht erreicht werden können. Die Hürden und Hindernisse, vor denen der Amtsschimmel meistens ratlos wiehernd stehen bleibt, werden mit einem kühnen Sprung genommen, und dann geht es in gestrecktem Galopp über das freiliegende Terrain.
So haben wir in der Kampfzeit immer in der Partei gearbeitet. Organisationen wurden zu bestimmten Zwecken aus dem Boden gestampft und, wenn sie die ihnen gestellten Aufgaben erfüllt hatten, nicht als wertvolle und unveräußerliche Museumsstücke weiter mitgeschleppt, sondern ebenso schnell zum alten Eisen geworfen. Auf diese Weise haben wir unsere gloriosen Wahlsiege erfochten. So waren wir immer am Feind, elastisch und anpassungsfähig, zwar starr und unbeugsam im Prinzip, das wir verfochten, zugleich aber auch in unermüdlicher Wandlungsfähigkeit bei der Anwendung der Methoden zur Erreichung des Zieles. Wir wären niemals zum Siege gekommen, wenn wir den Amtsschimmel geritten hätten; und Papier gebrauchten wir meistens nur, um Zeitungen, Flugblätter und Plakate damit zu drucken. Was nicht unbedingt zur Erringung der Macht notwendig war, das wurde links liegen gelassen und auf bessere Tage verschoben. Sonn- und Feiertage waren für uns vollkommen fremde Begriffe. Wenn wir Geld genug hatten, dann reisten wir in rauschenden Expreßzügen, und wenn es daran fehlte, dann lagen wir auch nächtelang auf den harten Holzbänken der dritten und vierten Klasse. Keinem von uns ist deshalb eine Perle aus der Krone gefallen. Für uns alle stand es fest, daß wir siegen mußten: wie, das war uns ziemlich egal. Die Theoretiker hatten nicht viel zu sagen, nur die Praktiker hatten zu bestimmen. Wir gingen von dem Standpunkt aus, daß das, was wir dabei versäumten, später unter Zuhilfenahme der Macht leicht nachzuholen sei. Und so ist es dann auch gewesen.
Heute müssen wir in der Kriegführung ähnlich handeln. Was nicht zum Siege beiträgt, ist unwichtig und muß abgestoßen werden.


Die Schwerfälligkeit ist der Feind jedes Erfolges. Das Notwendige ist rasch zu tun, weil es sonst meistens schon zu spät ist. Man »oll die alten Zöpfe abschneiden, wenn sie einen beim Arbeiten behindern. Wir konnten uns im Frieden manches leisten, weil wir Zeit und Geld dazu hatten. Im Kriege ist das ganz anders. Wir stehen alle unter dem Zwang seiner harten Gesetzmäßigkeit, und er würde uns den Erfolg vorenthalten, wenn wir die Gelegenheiten ungenutzt verstreichen ließen.
Jemand will einen Pudel kaufen und schreibt zu diesem Zweck auf eine Annonce in einer Hundezeitung. Er bekommt eine Aufforderung, zuvor in die Fachschaft für Pudel e. V. im Reichsverband für Hundewesen (R. H.) einzutreten und den beigelegten Fragebogen auszufüllen. Darauf muß er dann alle möglichen Fragen beantworten, was natürlich ein ausgemachter Blödsinn ist. Der fragliche Pudel wird sich ja wohl wenigstens während des Krieges bei einem Deutschgläubigen genau so wohl fühlen wie bei einem Protestanten oder einem Katholiken. Und was die Fachschaft für Pudel e. V. im Reichsverband für Hundewesen (R. H.) anlangt, ihr staatspolitischer Wert im Frieden in allen Ehren, aber im Kriege sollte man doch ihre Schreibdamen der Rüstungsindustrie und ihre Rotaprint-Maschinen den weit vorgeschobenen Regimentern an der Ostfront zur Verfügung stellen, damit sie sich ihre bescheidenen Grabenzeitungen vervielfältigen können.
Das Formular- und Fragebogenunwesen muß auf ein denkbar kleines und vernünftiges Maß zurückgeführt werden. Die Menschen haben heute keine Zeit, zur Erledigung einer lächerlichen Angelegenheit, die aber für ihr persönliches Leben von Wichtigkeit sein kann, eine Biographie zu schreiben. Man sei also nicht so umständlich und beschränke das Formularwesen auf das Lebenswichtige. Jedermann wird einsehen, daß Fleisch, Fett, Brot und andere Nahrungsmittel rationiert werden müssen und daß dazu eine Organisation mit Karten, Abschnitten und Ausweisen not-

wendig ist. Wenn sich lästige Schlangen vor den Tabakläden bilden, darin muß man den Verkauf von Zigarren und Zigaretten regeln. Das geschieht im Interesse des Publikums, das ja nur den Vorteil davon hat. Je mehr man aber gezwungen ist, das Lebensnotwendige zu rationieren, um so mehr soll man andererseits bemüht »ein, das Nebensächliche sich selbst zu überlassen. Hier appelliere man an die Vernunft und an die Disziplin des Publikums, und wenn sich einer partout der Kameradschaft des Volkes entziehen will, dann ermahne man ihn, und gehorcht er dann noch nicht, so gebe man ihm in aller Freundschaft eins aufs Dach.

Es gibt Menschen, die einem Ohnmachtsanfall nahe sind, wenn ein kleiner Dreckspritzer ihre blankgeputzten Stiefel verunziert Sie tun so, als habe der Staat auch im Kriege keine andere Aufgabe, als sich um ihre eigene werte Persönlichkeit zu bekümmern. Sie lassen es an jeder Art von Selbsthilfe fehlen. Wenn es schneit, dann warten sie, ob die städtische Straßenreinigung kommt, und wenn es taut, dann treten sie fast mit Absicht in die Pfützen, um der Regierung Vorwürfe machen zu können. Sie haben gar kein Gefühl für die Größe der Zeit. Sie beurteilen sie aus ihrer eigenen Froschperspektive heraus, ohne Schwung und ohne Begeisterung. Sie stellen einen lächerlichen Prozentsatz unseres Volkes dar, und man brauchte sie gar nicht zu beachten, wenn sie nicht durch ihre Stänkereien auch den anderen die Luft verpesteten. Sie sitzen in den Verkehrsmitteln und nehmen übel: daß überhaupt Krieg ist, daß er ihnen so viele Ungelegenheiten bereitet, daß man ihnen das Auto nicht rot bewinkelt hat, daß die Zeitungen nur vier Seiten Umfang haben, daß sie vor Frauen und Kriegsverletzten aufstehen müssen, daß die Bremsen quietschen, daß ein nettes junges Mädel sie mal versehentlich auf die weit vorgestreckten Füße tritt und was noch. Diese Misanthropen kommen sich so wichtig vor,
weil sie sich der besonderen Pflege und Fürsorge der englischen Propagandisten erfreuen. Diese sind naiv genug, zu glauben, daß



ausgerechnet solche Meckerer das deutsche Volk darstellten, wie oft haben wir den Engländern klargemacht, daß sie sich darin gründlich täuschen und ihren Irrtum immer wieder aufs neue teuer bezahlen müssen!

Unser Volk ist aus ganz anderem Holz geschnitten. Es ist klug, politisch einsichtig, es denkt kühl und realistisch und bleibt mit beiden Füßen auf der Erde stehen. Wenn ihm mal etwas nicht gefällt oder gegen den Strich geht, dann meckert es nicht, dann schimpft es sich höchstens mal aus. Das ist nicht so schlimm, weil es Luft schafft. Schimpfen ist der Stuhlgang der Seele. Daraus wollen und brauchen wir keine Haupt- und Staatsaktion zu machen. Mit diesem Volke fühlen wir uns solidarisch. Es empfindet genau so wie wir. Auch wir schimpfen, wenn uns etwas schief geht, und das ist auch schon mal der Fall, oder wenn einer einen Bock schießt:
aber damit ist die Sache dann auch erledigt, es sei denn ernstere Folgen erscheinen notwendig.

Nutzanwendung: Arbeitet schnell, genau, zuverlässig und ohne viel Umstände. Macht Euch nicht wichtig mit Euren kleinen oder auch größeren Sorgen, denn keiner bedauert Euch, weil alle dasselbe tragen. Führt keinen Krieg mit Papier. Stoßt alles ab, was nicht zum Siege führt. Mit einem Wort: Wie Ihr früher dem Frieden gabt, was des Friedens war, so gebt heute dem Kriege, was des Krieges ist!



* * * * *

# Unsere Art von Demokratie

**19. April 1942**

Solange wir damit beschäftigt sind, die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Probleme des Krieges öffentlich zu betrachten und darzulegen, ist unser vornehmstes Bestreben darauf gerichtet, an die Fragen der Zeit mit einem kühlen Realismus heranzutreten, sie weder über Gebühr aufzubauschen noch ihnen ihre Schärfe oder Dringlichkeit zu nehmen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzufügen und damit unserem Volke und auch der Weltmeinung eine Möglichkeit zu geben, den deutschen Standpunkt ohne Umschweife kennenzulernen. Selbstverständlich können auch wir uns irren und haben das im Verlaufe des Krieges mehr als einmal getan. Aber niemals haben wir uns dazu herbeigelassen, nur um des publizistischen Augenblickserfolges willen schwarz in schwarz oder weiß in weiß zu malen. Wir waren uns zu gut dazu, und vor allem wußten wir zu genau, daß Schönfärberei in der Vertretung des eigenen Standpunktes sich doch früher oder später einmal rächen würde, somit also eine Kapitalanlage darstelle, die keine Zinsen abwirft.
Probleme werden nicht dadurch gelöst, daß man sie verschweigt oder vor ihnen den Kopf in den Sand steckt; im Gegenteil, man tut gut daran, sie mutig und mit Zivilcourage anzugehen, weil man so am ehesten die Möglichkeit gewinnt, sie zu lösen. Einen Schaden erkennen, das heißt auch schon, ihn zur Hälfte beseitigen. Daß sich im Verlaufe von zweieinhalb Kriegsjahren hier und da Rost und Unrat ansetzen, das ist erklärlich und auch weiter nicht schlimm. Gefährlich wird das nur, wenn man nichts dagegen tut.


Was nützt es schon einem Kranken, eine an sich harmlose Erkältung oder Grippe zu verschweigen oder vor seinen Mitmenschen zu verheimlichen? Keiner von ihnen wird von Husten oder Schnupfen auf baldigen Tod des Kranken schließen. Sehr kurzsichtig aber ist es, die Krankheit hinzuschleppen, sie vor sich selbst und vor den anderen zu verbergen und sich eines Abends mit einer Rippen- oder doppelseitigen Lungenentzündung zu Bett legen zu müssen. Krankheiten werden am besten bei ihrem Beginn bekämpft. Jede falsche Scham ist hier fehl am Platz und kann nur zu unangenehmen Weiterungen führen.
So ist das auch im Staatsleben, vor allem während des Krieges. Man braucht keine Angst vor dem Volke zu haben, denn es bemerkt den Fehler meistens ebenso früh, wenn nicht gar früher als seine Regierung. Es fallt auch niemand in Ohnmacht, weil mal irgendwo etwas falsch gemacht worden ist. Das Volk ist gar nicht so zimperlich, wie viele das annehmen. Die breiten Massen haben so viel mit den Schwierigkeiten des Lebens zu kämpfen, daß sie schon eine gute Portion davon vertragen können. Sie verlangen von der Regierung auch gar nicht, daß sie einen Übelstand abstellt, der nach Lage der Dinge gar nicht abgestellt werden kann. Sie sehen die Unmöglichkeit, ihn zu beseitigen, gern und willig ein;
man muß ihnen das nur erklären. Es genügt ihnen meistens schon, zu wissen, daß die Regierung dieses oder jenes überhaupt weiß. Nur das Gefühl ist lähmend, daß etwas falsch gemacht wird, daß dieser oder jener Schaden einreißt und sich langsam vergrößert, ohne daß man oben davon eine Ahnung hat.
Die englischen Propagandisten haben sich in den vergangenen Wintermonaten einen Beruf daraus gemacht, unsere publizistischen Äußerungen unter die Lupe ihrer schärfsten Beobachtung zu nehmen, offenbar nur zu dem Zweck, darin hier oder da eine Redeblüte zu entdecken, aus der eine fleißige Biene doch noch Honig saugen könnte. Das hat uns nicht im mindesten beirrt. Wir Deut-


sehen leben in einer wahren Demokratie, so autokratisch manchmal auch ihre Führungsmethoden sein mögen, und das vornehmste Charakteristikum unserer Demokratie ist jene Summe von Vertrauen, die Regierung und Volk miteinander verbindet. Wir sind zwar manchmal karg in unseren Äußerungen, das

ist dann aber immer auf höhere Staats- oder militärpolitische Rücksichten zurückzuführen. Wir konnten im Verlaufe dieses Winters beispielsweise gar kein Interesse daran haben, den Feind durch tägliche ausführliche Frontberichte genau ins Bild zu setzen und ihm damit einen Einblick in die Ostlage zu gewähren, den er sich auf andere Weise gar nicht verschaffen konnte. Wir haben zwar wenig gesagt, aber es hat immer gestimmt.
Ganz im Gegensatz dazu die Engländer. Je weiter sie von der Front entfernt waren, desto blumiger und dramatischer wurden ihre Berichte. Danach haben die Bolschewisten von Dezember bis März mehr deutsche Divisionen vernichtet, als wir während des Weltkrieges und des jetzigen Krieges zusammengenommen überhaupt jemals besessen haben. Und nun kommt das dicke Ende nach. Jetzt sind die Londoner Zeitungen mit Eifer bemüht, ihrem schafsgeduldigen Leserpublikum klarzumachen, daß seine Vorstellungen von der Ostlage lauter Illusionen sind, daß von einer Zertrümmerung der deutschen Wehrmacht überhaupt keine Rede sein könne, daß wir, wie die "Times" kürzlich schrieben, im Gegenteil alle für spätere Angriffshandlungen in Betracht kommenden Positionen gehalten hätten und die englische Generalität von dem großen und bewundernswerten Stil unserer Verteidigung in diesem Winter genau so viel lernen könne wie von dem unseres Angriffs in den vorangegangenen Offensiven. Man kann sich vorstellen, welche Ernüchterung das in England hervorgerufen hat. Wir sind im vergangenen Winter etwas bescheidener in unseren Angaben gewesen, brauchen jetzt aber auch nichts zurückzunehmen. Das Bild der Ostlage ist bei beginnendem Frühling genau so, wie
-281-

wir es im Verlaufe der zurückliegenden Monate, wenn auch manchmal nur in andeutenden Strichen, gezeichnet haben.
Auch in den Fragen der Innenpolitik operieren die Engländer in ähnlich kurzsichtiger Weise. Wenn wir öffentlich gegen ein beginnendes Übel von Schleich- und Tauschhandel, an dem sich selbstverständlich nur ein kaum wahrnehmbarer Prozentsatz unseres Volkes beteiligt, zu Felde ziehen, eine Verordnung dagegen erlassen, die gegen die Schleich- und Tauschhändler harte Strafen androht, und uns im Kampf gegen diese Fäulnissymptome die Gefolgschaft aller Wohlgesinnten sichern, dann erhebt man in London ein Geschrei, als ob ganz Deutschland sich im Verlaufe von zweieinhalb Kriegsjahren in eine wahre Lasterhöhle verwandelt hätte. Das ist gerade so, wie wenn habgierige Erben gleich ein großes Sektgelage veranstalten wollten, weil der sich ansonst bei bester Gesundheit befindende reiche Erblasser einmal niest. Die Engländer wären viel besser beraten, wenn sie sich an uns ein Beispiel nehmen wollten. Denn was sich bei uns schließlich nur in für die Gesamtlage weniger bedeutsamen Gelegenheitssymptomen äußert, das ist bei ihnen längst eine schleichende Krankheit geworden. Sie wissen es nur nicht oder wollen es doch wenigstens nicht wahrhaben.
Glaubt man in London wirklich und im Ernst, daß sich bei uns das Volk zu einem Massenprotest erheben und zornentbrannt seine Regierung stürzen werde, weil sie dem Tausch- und Schleichhandel zu Leibe rückt, die großen Schieber aufs Schafott und die weniger großen ins Zuchthaus bringt? Die Korruptionsfiguren, die in den letzten Tagen und Wochen vor den Schranken der deutschen Gerichte standen und dort zu schwersten Strafen verurteilt wurden, haben mit dem deutschen Volke gar nichts gemein. Sie haben das Verbrechen begangen, sich im Kriege aus selbstsüchtigen Gründen außerhalb der Volksgemeinschaft zu stellen, und das Volk reagiert darauf auf die natürlichste Weise, indem es sie nun auch sichtbar
-282-

aus seiner Gemeinschaft ausschließt. Das geschieht ohne Ansehen des Ranges, der Würde oder der Person. Jeder anständige Mensch begrüßt ein solches drakonisches Verfahren, und die Lektüre der

wöchentlich veröffentlichten Gerichtsurteile gegen Schieber hat noch niemanden der Regierung entfremdet, sondern das ganze Volk nur noch näher an sie herangerückt.
Sollen wir uns beispielsweise das manchmal rüde Benehmen einiger unfreundlicher Zeitgenossen, die den Krieg mit einer Beschwerdeaktion verwechseln und anständige Menschen auf der Straße, in Schlange vor den Läden, in den Läden selbst, in den Verkehrsmitteln, Restaurants, Kinos, Theatern und Amtsstuben durch ihr unhöfliches und flegelhaftes Benehmen belästigen, widerspruchslos gefallen lassen und sie etwa deshalb nicht zur Ordnung rufen, weil wir Angst haben, die Engländer könnten daraus den Schluß ziehen, daß bei uns alles drunter und drüber geht? Da sei Gott davor! Dann müßten wir ja aus Furcht vor unseren Feinden alles das tun, was ihnen Freude macht, und könnten damit unserem nationalen Leben nur Schaden zufügen. Wir wiederholen noch einmal, daß es uns vollkommen gleichgültig ist, was die Engländer von uns denken. Illusionen beim Feinde sind nicht gefährlich, weil sie früher oder später stets den Tatsachen und besseren Einsichten weichen müssen. Das dauert manchmal etwas länger, als man wünscht; aber am Ende wird die Wahrheit sich doch immer durchpauken.
Wir haben den Eindruck, daß unser Volk, seitdem es den Ernst des Krieges erkannt und sich auf seine harten Notwendigkeiten eingestellt hat, an Widerstandskraft nicht ab-, sondern zugenommen hat. Wir machen uns gar keine Illusionen mehr. Aber noch niemals waren wir so fest vom kommenden Sieg überzeugt wie heute. Die politische Luft, in der wir leben, ist klar, frisch und rein. Ein gelegentliches kurzes Gewitter ist kein Erdbeben, wie die Engländer meinen, sondern nur eine Säuberung der Atmosphäre.
-283-

Danach kann man dann wieder tief atmen. Leider hat man einem solchen Verfahren im Weltkrieg bei an» eine fortdauernd stickige Luft vorgezogen mit dem Erfolg, daß dann im entscheidenden Augenblick eine Entladung stattfand, die alles niederlegte. Eine solche Entwicklung wäre den Engländern bei uns natürlich angenehmer als eine in regelmäßigen Abständen erfolgende Bereinigung der Atmosphäre; ein Grund mehr für uns, bei der bisherigen Praxis zu bleiben.
Wir saßen kürzlich einen langen Abend mit Soldaten aller Kategorien zusammen, die gerade von der Ostfront kamen. Neben den vielen militärischen Dingen, die sie uns zu berichten hatten, erzählten sie uns auch mit viel Ernst und Sachkunde von den so außerordentlich wichtigen Wechselwirkungen, die ständig durch Urlauber oder Feldpostbriefe, durch Rundfunksendungen oder Zeitungen zwischen Front und Heimat stattfinden. Was sie uns mitteilten, wird uns durch ungezählte Schreiben von der Front immer wieder bestätigt: daß nämlich der Soldat weit davon entfernt ist, von der Heimat zu verlangen, daß sie genau so leben solle wie die Front. Der Soldat ist viel zu einsichtig und zu klug, um ein solches Ansinnen an die Heimat zu stellen. Er erwartet von ihr nur, daß sie auf ihre Weise genau so ihre Kriegspflichten erfülle, wie der Soldat das auf seine Weise tut. Er ärgert sich nicht im mindesten darüber, daß man zu Hause Kinos und Theater besuchen kann, selbst wenn er persönlich seit manchmal über einem Jahr keinen Film mehr zu Gesicht bekommen hat. Er liest auch in den Zeitungen, die ihm nachgeschickt werden, nicht zuerst, was sie von der Front, sondern was sie von der Heimat berichten. Das ist auch natürlich, denn die Front hat er immer, die Heimat dagegen nur selten oder nie.
Was ihn m Wut versetzt, das ist, wenn einer zu Hause vom Kriege überhaupt keine Notiz nehmen will, ihm beim Wiedersehen nur plump vertraulich auf die Schulter klopft, ihn so nebenbei und
-284-

zerstreut fragt, woher er komme, und dann gleich anfangt, zu klagen und zu weinen, daß es kaum noch etwas zu rauchen gibt, und dabei eine Zigarette nach der anderen pafft, daß die Zeitungen nur vier

Seiten Umfang haben, und dabei selbst die nur flüchtig überfliegt, und dann zum Kriege zurückkehrend mit stillem Vorwurf fragt, wann die Herren Soldaten denn nun endlich mit den Bolschewisten Schluß machen wollten.
Das ist ordinär, im höchsten Grade taktlos und dumm. Das muß einen Frontsoldaten in Siedewut versetzen. Er kann sich dagegen kaum helfen, also müssen wir ihm helfen. Sollen wir uns den Engländern zuliebe von diesen dicken Nichtsnutzen das Bild der Heimat vor der Front verschandeln lassen? Sollen die ungezählten Millionen anständiger deutscher Arbeiter, Bauern und Intellektuellen dazu schweigen und den paar tausend griesgrämigen Patronen das Feld räumen?
Wir denken, nein! Wir fahren ihnen in die Parade, belegen sie, wenn sie sich gegen die Gesetze vergehen, mit Strafen und geben sie ansonst dem öffentlichen Gelächter preis. Und was die Heimat in ihrer Gesamtheit anlangt, da kann die Front vollkommen beruhigt sein. Sie tut ihre Pflicht, auch wenn sie nicht ständig davon redet. Und wer sich daran vorbeidrücken will und uns damit die gute Laune verdirbt, den rufen wir zur Ordnung oder geben ihm eins aufs Dach.
-285-

* * * * *

# Führergeburtstag 1942
## Rundfunkrede zum Geburtstag des Führers

**19. April 1942**

In diesen Wochen läuft in den Lichtspielhäusern des Reiches unter dem Titel "Der große König" ein Film, der die harten Proben und geschichtlichen Prüfungen zum Inhalt hat, denen Friedrich II. in der kritischen Phase des Siebenjährigen Krieges ausgesetzt war, bevor er seine Heere zum endgültigen Sieg über seine Feinde führen konnte. In diesem Film wird der Versuch unternommen, die einzigartige Gestalt des großen Preußenkönigs, die ihresgleichen überhaupt in der Geschichte sucht, vom steinernen Denkmalsockel auf die Erde herunterzunehmen, sie allen anekdotischen Beiwerkes zu entkleiden und so zu zeigen, wie sie historisch gesehen wahrscheinlich in der Tat gelebt und gewirkt haben muß. Es wird hier weniger Wert gelegt auf Umschreibung der traditionellen Attribute eines geschichtlichen Daseins als vielmehr auf die Darstellung der menschlichen und persönlichen Wesenheit eines einmaligen staatsmännischen und militärischen Genies, das uns heute, so abwegig das auch wohl klingen mag, in seinen Niederlagen noch größer und bezwingender erscheint als in seinen Siegen.
Der große Preußenkönig tritt in diesem Film nicht mit der alle Schwierigkeiten und Widrigkeiten des kriegerischen Geschehens sozusagen linkshändig erledigenden Leichtigkeit auf, die man ihm vielfach in törichten populären Beschreibungen anzudichten pflegte. Er ersteht hier vor unseren Augen und mitfühlenden Herzen als ein ringender Titan, der sieben Jahre lang ein Inferno des Leidens, der Schmerzen aller nur erdenkbaren körperlichen und
-286-

seelischen Art, der tiefsten menschlichen Enttäuschungen und höchsten sachlichen Prüfungen durchschreiten mußte, bis er an jenem Tag, da Berlin seinem siegreich heimkehrenden König in rauschenden Festen zujubeln wollte, einsam und verlassen, ein fast zahnloses, gichtgeplagtes Menschenwrack, in der Charlottenburger Schloßkapelle sitzt und in der Erschütterung einer so lange ersehnten und kaum noch für möglich gehaltenen Entspannung von unnennbaren Qualen und Beklemmungen in Tränen ausbrechend den rauschenden Klängen des Graunschen Tedeums lauscht.
Es ist erklärlich, daß eine solche Darstellung des Lebens und Ringens unseres größten preußisch-deutschen Königs, die mehr historisch echt und darum auch erzieherisch für unsere Zeit als bequem

wirkt, ein gewagtes Unternehmen ist. Es ist so gefällig, sich geschichtliche Personen und Vorgänge nach dem Geschmack einer simplen bürgerlichen Mittelmäßigkeit vorzustellen. Nichts leichter als zu glauben, daß große Siege in der Geschichte meistens das Ergebnis einer fortdauernden militärischen und politischen Überlegenheit und eines ewig lächelnden Schlachtenglückes seien, ja, gewissermaßen schon eine auftauchende Gefahr oder gelegentliche Bedrohung des Erfolges eine Schmälerung des historischen Rufes der handelnden Persönlichkeit darstelle.
Hier nun wird Geschichte von anderen Gesichtspunkten aus begriffen und wiedergegeben. Hier ist die Darstellung des Menschlichen im wirkenden Genie nur geeignet, das Übermenschliche in ihm zu unterstreichen. Hier wächst die Größe der historischen Erscheinung nicht so sehr aus sich heraus und von selbst, als vielmehr unter der Wucht des Schicksals, das auf ihr lastet. Hier dienen körperliche Plagen, seelische Belastungen und Versuchungen des Herzens nur dazu, das Wesen eines großen Mannes plastischer in Erscheinung treten zu lassen und in seinen Konturen schärfer nachzuzeichnen. Dieser Film zeigt, daß Friedrich II. deshalb der Große und mit Recht wohl auch der Einzige genannt wird, weil er
-287-

immer wieder und gerade unter der Wucht betäubender Schläge die ihn manchmal hart bis an den Rand des Absturzes warfen, die Kraft fand, sich über Prüfungen und Niederlagen triumphierend zu erheben und seinem Volke, seinen Soldaten, den zweifelnden Generälen, schwankenden Ministern, konspirierenden Verwandten und aufbegehrenden Staatsbeamten ein leuchtendes Beispiel der Standhaftigkeit im Unglück zu geben.
Es zeugt nur für den gesunden Instinkt unseres Volkes in politischen und geschichtlichen Dingen, daß ein Film, der so auf das Ganze geht, der keinerlei Kompromisse macht und der historischen Wahrheit auch in ihren widrigen Umständen einschränkungslos das Wort erteilt, nicht nur von den sogenannten Gebildeten als eine historische Reminiszenz; aufgefaßt, sondern fast wider alles herkömmliche Erwarten auch von den breiten Massen als Weckruf der Zeit spontan »aufgegriffen wird, die ihm einen Sensationserfolg bereiten, wie ihn die Geschichte des deutschen Filmes anderweitig kaum kennt. Niemand, der nicht von dieser Darstellung auf das tiefste ergriffen würde. Ja, die Parallelität zur Gegenwart ist in den Worten, die de» große König spricht, in den seelischen Krisen, die er mit seinem Volk kämpfend und leidend durchlebt, manchmal so verblüffend, daß die Schöpfer dieses Filmes sich genötigt sahen, gebührend darauf aufmerksam zu machen, daß er nicht etwa kurz vor Weihnachten zu bestimmten lehrhaften Zwecken, sondern schon im Frühsommer 1940 ohne Zusammenhang mit den Aufgaben und Pflichten unserer Zeit geplant wurde, die aktuelle Prägnanz der Sentenzen und die Gleichartigkeit mancher hier geschilderten Vorgänge also nicht auf bewußte Propaganda zurückgeführt -werden könne, sondern ihre Ursachen in tieferliegenden geschichtlichen Gesetzen zu suchen habe.
Und so ist es in der Tat. Jedes Jahrhundert hat seine geschichtlichen Aufgaben. Sie wiederholen sich nicht, ja, sie überleben sich mit ihrer Zeit so, daß die Nachfahren kaum mehr als historisches
-288-

Verständnis für die politische Problematik einer vergangenen Epoche aufzubringen vermögen. Gleichbleibend aber ist die Anlage, nach der Geschichte gemacht wird, sind Stil und Ausdrucksformen, mit denen sich ein staatsmännisches oder militärisches Genie zu verlautbaren pflegt, sind die Widerstände, die sich ihm in seinem weit über die Zeit hinausgreifenden Wirken entgegentürmen, sind vor allem aber die übermenschlichen Kräfte, mit denen er ihnen begegnet. Wie sollte Friedrich beispielgebend auch für unsere Zeit sein, indem er die Österreicher schlug? Sein Ansporn für die heute lebende Generation liegt im Wert seiner Persönlichkeit, liegt in der mitreißenden Kraft seines

geschichtlichen Genies, in dem Berge versetzenden Glauben, der sein historisches Wirken trug, in seiner Standhaftigkeit im Unglück, in der Unbedingheit, mit der er seiner säkularen Aufgabe diente, und in der heroischen Einsamkeit, in deren lastenden Schatten er sein Schicksal trug. Von ihm stammt das Wort, daß, wer die Welt gestalten wolle, sie nicht auch genießen dürfe.

Eine Zeit, die gestaltet werden will und deshalb verbietet, sie zu genießen, durchleben wir heute. Wie kaum jemals zuvor in unserer Geschichte hat sich das Schicksal unseres Volkes in der Hand einer Generation verdichtet. Ihr Lebens- und Behauptungswille muß darüber entscheiden, ob wir am Anfang einer neuen, nie dagewesenen historischen Entwicklung unserer nationalen Geschichte stehen, oder mit dem Abschluß der alten auch und überhaupt die Geschichte unseres Volkes beschließen. Solche Perioden im Auf und Ab des Völkerlebens üben auf jeden männlich und tapfer empfindenden Menschen gleichbleibend ihren erregenden Zauber aus. Er sieht in den Gefahren und Belastungen der Zeit nur die Prüfungen, die ihrem dramatischen Höhepunkt vorauszugehen pflegen und in denen sich die kämpfende Generation bewähren muß, wenn anders sie nicht auf der Waage des Schicksals gewogen und zu leicht befunden werden will. Der Weg zum Sieg führt

-289-

immer durch die Niederungen des Risikos und der geschichtlichen Probe. Im Kriege muß ein Volk viele Zufälligkeiten bestehen; es muß gewappnet sein gegen die Tücken eines launischen Glückes, das seine Lieblinge hart und unerbittlich zu prüfen pflegt, bis es ihnen endgültig den Lorbeer um die Stirne windet.

Beneidenswert eine Generation, der in solchen gefährlichen Zeiten der Segen einer großen Persönlichkeit zuteil wird. Man ist im Verlaufe dieses ganzen Krieges hüben wie drüben nicht müde geworden, die größeren Chancen zum Sieg aus den mannigfaltigsten Ursachen heraus zu folgern. Man sah sie im Umfang eines reicheren wirtschaftlichen und militärischen Potentials, in der höheren Menschenzahl, in der glücklicheren geographischen Lage, in der rühmenswerteren Tapferkeit der Soldaten oder der härteren Moral des zivilen Lebens. Man stellte System gegen System und Anschauung gegen Anschauung, um daraus die günstigeren Aussichten zum Erfolg zu schließen. Uns scheint, daß auch hier wie zu allen Zeiten der Sieg dem zufallen wird, der über die überlegene Führung verfügt. Die Führung gibt den Ausschlag. Hat sie zudem noch die besseren materiellen Chancen in der Hand, dann kann keine Macht der Welt ihr den Sieg entreißen.

Wir stehen am Ende eines Winters, der an Härte, Länge und Ausdauer seinesgleichen in der Erinnerung der Menschen sucht. Er hat Führung, Front und Heimat vor Proben gestellt, deren Größe und Umfang uns heute erst bewußt werden, da wir sie bestanden haben. Es wird einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben, sie als das bewegendste Kapitel dieses gigantischen Ringens endgültig in den Berichtsrahmen unseres Krieges einzuspannen. Es gibt niemanden unter uns, der sich der fast sagenhaft anmutenden Kraft des dabei bewährten Heldentums deutscher Soldaten entziehen könnte. Wenn wir als Volk irgendwo bewiesen haben, daß wir uns die uns und unseren Verbündeten in der Zukunft zustehende Führungsrolle auf unserem Kontinent

-290-

nicht angemaßt haben, daß sie uns vielmehr nach vollem geschichtlichen Recht zusteht, dann hier. Das deutsche Volk hat in diesem Winter seine Bewährungsprobe abgelegt. Eine Nation, die solche Prüfungen besteht, ist zum Siege berufen.

Wie oft in diesen schweren Wochen und Monaten hat das deutsche Volk im Geiste seine Blicke auf den Führer gerichtet. Niemals hat sich das ganze Land ihm so verbunden gefühlt wie in dieser harten Zeit, die keinen von uns schonend angefaßt hat. Man hatte wohl überall das "Empfinden, ihn, wenn

auch nur im Bilde, sehen zu müssen, um aus seinem Anblick allein schon Kraft zu schöpfen zur Bezwingung der schweren Aufgaben, die jeder Tag für jedermann brachte. Wie haben wir alle uns gerade in diesen Monaten ihm verpflichtet gefühlt! Wie war jedes Wort, das er an die Nation richtete, für Mann und Frau und Kind, für Soldat, Arbeiter und Bauer Befehl! Alle waren wir bei ihm, auch ohne viel Worte und ohne jede Aufforderung! Das ganze Volk lebte unausgesprochen in dem dunklen Gefühl, daß er in den Tagen und Wochen, da wir uns mit unseren kleinen und großen Tagessorgen beschäftigten, seinen gigantischen Kampf um die Ostfront kämpfte, daß er bis in die tiefen Nächte hinein planend, wägend und wagend in seinem Hauptquartier auf Posten stand und von hier aus an die Front, bis in ihre entferntesten Teile jene Willensströme gingen, die die hart kämpfenden Regimenter draußen bis zum letzten Soldaten erfüllten.
Nirgendwo wird die Kraft der Persönlichkeit stärker empfunden als an der Front. Der Soldat muß das Gefühl haben, geführt zu werden, weil er sonst den täglich sich wiederholenden Einsatz seines Lebens nicht mehr verstehen kann. Und wann hätte er ein größeres Anrecht darauf als gerade in den Stunden, in denen er sich auch ohne ständig erneuerten Befehl bewähren, in denen er das Leben der Nation als über dem eigenen Leben stehend empfinden muß, um das zu tuen, was allein das Pflichtgefühl und das


Gewissen gebietet. Hier erweist sich der Wert der großen und mitreißenden Persönlichkeit, wie Goethe sagt, das höchste Glück der Erdenkinder. In dem Gefühl, daß einer über allem steht, alles weiß und alles mit in Rechnung stellt, die Leiden und Schmerzen seines Volkes auch ohne tägliches Aussprechen mitempfindet, an jedem einzelnen Verlust, der eine Frau, eine Mutter oder eine verlassene Kinderschar trifft, mitträgt und doch die Kraft aufbringt, sie um des größeren nationalen Lebens seines Volkes willen zu fordern, in diesem Gefühl läßt sich die Zeit mit all ihren Opfern und Belastungen leichter ertragen.
Es gibt nichts Schwereres, als die Verantwortung für die Zukunft eines großen Volkes auf sich zu nehmen. Das erfordert nicht nur Mut, Bereitschaft zu jedem Wagnis, Tapferkeit der Seele und Standhaftigkeit des Herzens, das erfordert vor allem auch Verzicht. Und im Verzicht wächst dann die geschichtliche Persönlichkeit über Dinge und Menschen hinaus in jene einsame Höhe hinein, in der nur noch der Dienst an der Sache um ihrer selbst willen das tägliche Gebot ist.
So hat das deutsche Volk den Führer in diesem Winter im Geiste immer vor Augen gehabt: umgeben von seinen Mitarbeitern, Politikern und Generälen, eingehüllt in der Liebe von ungezählten Millionen Menschen und doch zuletzt auf sich selbst gestellt, die schwere Last der Verantwortung nur auf seinen Schultern tragend, um das Schicksal und Leben seines Volkes ringend. So hoch wir im einzelnen auch gestiegen sein mögen, welche drückende Bürde der oder jener tragen mag, wir alle haben immer noch einen über uns, auf den wir uns berufen können, dem wir gehorchen dürfen, weil er führt und befiehlt, der uns die schwersten Gewichte abnimmt, wenn sie allzu lastend werden, der uns in den Stunden der Mutlosigkeit, des Zweifels oder der Ermüdung wieder aufrichtet, uns mit neuer Kraft erfüllt, uns die großen Leinen unserer Zeit und unserer Anschauung in die


Erinnerung zurückruft und uns damit auch wieder neu belebt. Ob wir das größere Glück genießen, in seiner unmittelbaren Umgebung zu wirken oder direkt unter seinen Augen arbeiten zu dürfen, ob wir nur dazu berufen sind, als unbekannte Soldaten, Arbeiter oder Bauern an seinem Werk kämpfend oder schaffend teilzunehmen oder daran Hand anlegen zu dürfen, gleichgültig, wir sehen immer noch über uns eine Kraft, die uns stützt und hält, fühlen uns geborgen in der schützenden Hut eines Mannes, der unserem Jahrhundert wegweisend voranschreitet. Wir brauchen nur zu folgen. Er aber muß die Bahn

brechen. Er steht allein seinem und unserem Schicksal gegenüber, um den Titanenkampf, der uns um das Leben unseres Volkes aufgezwungen wurde, siegreich auszufechten.
Wenn wir heute am Vorabend seines 53. Geburtstages die ganze Nation um die Lautsprecher versammeln, dann ist das etwas anderes und viel mehr als eine feierliche Zeremonie. Hier soll nur bestätigt werden, was alle Deutschen fühlen und empfinden, und zwar heute tiefer und verpflichtender als je zuvor. Es ist gewissermaßen die Erneuerung der Treue und des Glaubens, die so millionenfach durch Taten und Leistungen, durch Opfer ohne Zahl, durch Einsatz von Blut und Leben und tausendfältigen bitteren Tod ihre Bewährung gefunden haben, daß sie der Worte nicht mehr bedürfen.
Wenn jemals die deutsche Nation sich vereint gefühlt hat in einem Gedanken und in einem Willen, dann in dem, ihm zu dienen und seinem Gebot zu folgen. Diesmal sollen die Klänge der heroischsten Titanenmusik, die je einem faustischen deutschen Herzen entströmten, dieses Bekenntnis in eine ernste und weihevolle Höhe erheben. Wenn am Ende unserer Feierstunde die Stimmen der Menschen und Instrumente zum großen Schlußakkord der Neunten Symphonie ansetzen, wenn der rauschende Choral der Freude ertönt und ein Gefühl für die Größe und Weite

-293-

dieser Zeit bis in die letzte deutsche Hütte hineinträgt, wenn seine Hymnen über Weiten und Länder erklingen, auf denen deutsche Regimenter auf Wache stehen, dann wollen wir uns alle, ob Mann, ob Frau, ob Kind, ob Soldat, ob Bauer, ob Arbeiter oder Beamter, zugleich des Ernstes der Stunde bewußt werden und in ihm auch das Glück empfinden, Zeuge und Mitgestalter dieser größten geschichtlichen Epoche unseres Volkes sein zu dürfen.
Man nenne die ewige Kraft, die über uns waltet, den Allmächtigen oder Gott oder das Schicksal oder den guten Vater, der, wie es im Schlußchor der Neunten Symphonie heißt, überm Sternenzelt wohnen muß: bitten wir diesen Allmächtigen, uns den Führer zu erhalten, ihm Kraft und Segen zu geben, sein Werk zu steigern und zu mehren, uns im Glauben zu festigen, uns Standhaftigkeit des Herzens und Stärke der Seele zu verleihen, unserem Volke aber nach Kampf und Opfer den Sieg zu schenken und damit die Zeit zu erfüllen, die wir zum Anbruch brachten.
Es gibt kein größeres Glück auf Erden, als dem Genius seines Volkes und seinem Werke zu dienen. Machen wir uns dieses Glückes täglich teilhaftig. Die Schwere unserer Zeit ist auch ihre Größe. Wir möchten sie mit keiner anderen tauschen.
In Dankbarkeit und Treue senden wir dem Führer unsere Grüße. Wie von einem unzerreißbaren Band fühlen sich Front und Heimat in dieser Stunde umschlungen; das Deutschtum in aller Welt ist vereint in dem heißen Wunsche, den wir noch jedesmal am Vorabend seines Geburtstages in die Worte zusammenfaßten:
Er soll uns bleiben, was er uns war und ist:
Unser Hitler!

-294-

* * * * *

# Schwarze Wolken über England

**25. April 1942**

Man legt sich manchmal die Frage vor, wer wohl die größere Schuld am Entstehen und Ausbruch dieses Krieges vor der Geschichte zu tragen haben werde, der britische Premierminister Churchill oder der amerikanische Präsident Roosevelt. Einander vorzuwerfen haben sie sich in dieser Beziehung kaum etwas. So sehr sie heute auch bemüht sein mögen, angesichts der aus diesem gigantischen weltweiten Ringen für ihre Völker schon entstandenen und noch im Entstehen begriffenen Katastrophen ihre

Hände in Unschuld zu waschen und nach der altbekannten Methode: "Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuldig!" den Überfallenen zum Angreifer zu stempeln, es nutzt ihnen nichts. Die Völker sind seit dem ersten Weltkrieg und insbesondere durch die danach erfolgten zynischen Enthüllungen seiner Urheber zu hellhörig geworden, als daß sie noch Lust verspürten, auf solche plumpen Täuschungsmanöver hereinzufallen. Eine andere Frage ist die, ob einer der beiden Kriegsschuldigen nach den bisher mit diesem, wie sie damals sagten, reizenden Krieg gemachten Erfahrungen noch einmal, wenn er die Wahl hätte, den verzweifelten Mut aufbringen würde, erneut in ihn hineinzusteigen. Diese Frage kann wohl für beide rundweg verneint werden. Ihr heiterer Krieg hat ihnen schon so viele Enttäuschungen bereitet, und er wird ihnen nach Lage der Dinge in der nächsten Zeit noch so viele Stöße versetzen, daß sie sicherlich, wenn sie noch einmal die Wahl hätten, damit anzufangen, die Finger davon lassen würden.
Das trifft vor allem auf Mr. Roosevelt zu. Selten hat ein Staats-
-295-

mann in so verantwortlicher Stellung auch so verbrecherisch leichtsinnig und falsch die allgemeine Weltlage und die wirtschaftliche, moralische und militärische Stärke der gegnerischen Partei eingeschätzt wie er. Neutrale Beobachter wissen zu berichten, daß er seit Ausbruch des ostasiatischen Konflikts und damit Eintritt der Vereinigten Staaten in diesen Weltkampf alt und grau geworden sei. Wir können das verstehen. Seine heutigen öffentlichen Verlautbarungen stehen in diametralem Gegensatz zu seinen Hetzreden vor Kriegseintritt der USA., von seinen Lautsprechern vom Schlage der Knox und Konsorten ganz zu schweigen. Mr. Roosevelt hatte seinem Volke vor seiner Wiederwahl die Erhaltung des Friedens versprochen. Unter schnödem Bruch dieses Versprechens trieb er es mit geradezu diabolischer Perfidie geradewegs in den Krieg hinein. Er hatte keinerlei in der Verfechtung nationalamerikanischer Interessen liegenden Grund dazu. Sein Volk wollte diesen Krieg nicht und ließ sich nur widerwillig, um nicht zu sagen mit Gewalt dazu verführen. Und nun folgt der scheußlichen Untat die rächende Nemesis auf dem Fuße.
Wohl selten ist ein verantwortlicher Mann und Staatsführer von der Geschichte so schnell und so gründlich widerlegt worden wie er. Nicht ein einziger der angeblich in seiner Hand befindlichen Trümpfe hat bisher gestochen. Seine Truppen und Seestreitkräfte sind geschlagen worden, wo immer sie sich dem Feind zeigten. Aus seinen schwadronierenden Ministern und Kriegshetzern sind ganz kleine und bescheidene zivile Bürokraten geworden. Seinen Busenfreund, den jüdischen New-Yorker Bürgermeister Laguardia, der den Luftschutz zu betreuen hatte, mußte er zusamt seiner besseren Hälfte unter dem Druck einer murrenden Öffentlichkeit in die Wüste schicken. Von seinen Generälen ganz zu schweigen. Die New-Yorker Pressejuden haben sich zwar die redlichste Mühe gegeben, jenen MacArthur zu einem neuen Leonidas aufzublasen. Aber zu einem großen Strategen gehört nach europäischen
-296-

Begriffen wenigstens doch etwas mehr, als rechtzeitig mit Kind und Kegel auszureißen und den Zurückbleibenden zum Abschied flammende Ermunterungen zu hinterlassen. Wie sollten wir dann erst beispielsweise unsere Dietl und Rommel titulieren, wenn dieser MacArthur ein Feldherr sein will!
Und nun erst die materiellen Verluste, die die USA. seit ihrem offiziellen Eintritt in den Krieg erlitten haben. Zwar schwärmen die amerikanischen Blätter gelegentlich noch in ihren makkabäischen Phantasien von einem Marsch nach Tokio oder einer Invasion auf dem europäischen Kontinent. Aber das alles klingt so schal und inhaltsleer, daß es einen Hund erbarmen könnte. Auch von den schwindelhaften Zahlenübertreibungen der USA. hält kein vernünftiger Mensch mehr etwas.

Selbstverständlich können die Vereinigten Staaten noch allerhand aus ihrem Potential herausholen. Aber die Achsenmächte werden nicht warten, bis sie den von ihnen gehaltenen Vorsprung einholen. Es kann nach alledem nicht mehr bezweifelt werden, daß der Fuchs in der Falle sitzt.
Mr. Churchill wird diese totale Veränderung der allgemeinen Weltlage seit dem Kriegseintritt der USA. auch mit einiger Verblüffung zur Kenntnis genommen haben. Er hatte sich sicherlich viel mehr davon versprochen. Das war ja das große As in seinem Spiel. Und nun diese Enttäuschung! Zwar hat er sich wenigstens für einige Zeit seinen gefährlichsten Rivalen in der innerenglischen Krise, Mr. Cripps, durch dessen Mißerfolg in Indien, vom Halse geschafft. Vielleicht hat er einen solchen überhaupt mit in Rechnung gestellt, als er diesen Halbbolschewisten nach Neu-Delhi schickte. Aber diesen innerpolitischen Machtzuwachs Churchills muß England teuer bezahlen. Wir reden gar nicht von den verzweifelten Versuchen der Londoner Presse, aus dem Scheitern der Verhandlungen um ein neues Indienstatut einen großartigen britischen Sieg zu machen. Diese Methode des Churchill-Regimes ist uns seit
-297-

Dünkirchen so vertraut und kommt uns so erwartet, daß es uns höchstens auffallen würde, wollte man sie nicht anwenden.
Es ist für uns nur ein Zeichen mehr für die allgemeine Lähmung des politischen Instinkts, von der das englische Volk befallen ist, daß sich in London nicht eine einzige Stimme zu Wort meldet, die aus dem Scheitern der Verhandlungen in Neu-Delhi auf einen Macht- und Prestigeschwund des britischen Empires im allgemeinen schließt. Es müßte doch, so möchte man annehmen, irgend jemandem auch in England auffallen, was in der übrigen Welt jeder auch nur halbwegs politisch interessierte Mensch weiß, daß nämlich von einem Weltreich im strengen Sinne bei England gar nicht mehr geredet werden kann, da seine einzelnen Teile nur noch lose zusammenhängen und vermutlich bei der ersten schweren Belastungsprobe auseinanderbrechen werden.
Eine New-Yorker Zeitung, und zwar eine der maßgebendsten, schrieb kürzlich, man müsse sich damit abfinden, daß die gute alte Zeit zu Ende gehe und daß keine Rasse auf die Dauer eine andere unterjochen könne. Ein bekannter englischer Journalist ergänzt diesen Stoßseufzer durch die lapidare Feststellung, daß Großbritannien sich in einem rapiden Prozeß der inneren Revolutionierung befinde, der durch keine Macht der Welt mehr aufgehalten werden könne. Das ist ja wohl sehr deutlich und zeigt zur Genüge, wie fern sich unsere Gegner heute schon jenen Zielen fühlen, die sie bei Ausbruch des Krieges aufstellten. Ob sie wollen oder nicht, die neue Zeit macht auch vor ihnen nicht halt, welche Erkenntnis den genannten englischen Publizisten zu der melancholischen Bemerkung veranlaßt, Großbritannien werde nach dem Kriege wohl einiges und unter Umständen sogar sehr viel von der Nazilehre übernehmen müssen. Wir erinnern uns nicht, jemals etwas Gleiches oder auch nur annähernd Ähnliches von England und seiner glorreichen Demokratie, für die man doch im September 1939 angeblich den Krieg vom Zaune brach, in Bezug auf uns
-298-

gesagt zu haben. Sie wollten uns ihre Art zu leben wider unseren Willen wieder aufzwingen und müssen nun ganz kleinlaut gestehen, daß sie nach dem Kriege ohne geistige Anleihen bei uns nicht auskommen werden. Bedarf es da noch eines Beweises für die Sieghaftigkeit nicht nur unserer Methoden, sondern auch unserer Anschauungen? Unsere Gegner wissen heute nur noch, wogegen sie kämpfen; wofür sie kämpfen, das ist ihnen genau so unklar, wie uns ihre geistigen Kriegsziele bisher verborgen geblieben sind.

Wer spricht heute beispielsweise noch von der "Potomac"-Erklärung der Herren Churchill und Roosevelt, die sie unter Absingung feierlicher Choräle vor acht Monaten bei ihrem Atlantik-Treffen aus der Taufe hoben? Sie ist vergilbtes Papier, uns heute genau so fernliegend wie etwa der Hubertusburger Frieden. Sie hat den Gang der Geschichte nicht aufhalten können und dabei nur erneut bewiesen, daß die dummen Tricks, mit denen unsere Gegner noch im ersten Weltkrieg auskommen mochten, für diesen Krieg ihre Durchschlagskraft verloren haben.
Nicht nur die gegnerische Kriegführung, auch die gegnerische Politik und Diplomatie krankt an einem vollkommenen Mangel an Modernität. Deshalb klammem sich diese armseligen Plutokraten auch so verzweifelt an den Bolschewismus, weil sie dort zu finden hoffen, was ihnen fehlt. Es scheint ihnen jedes Gefühl dafür abzugehen, daß sie damit nur den Teufel durch Beelzebub auszutreiben versuchen. Sie spielen mit dem Feuer, und ihre Völker werden sich daran die Finger verbrennen. Was soll man beispielsweise dazu sagen, daß in London eine Lenin-Büste enthüllt wird, daß es in England keine Kundgebungen mehr gibt, die nicht im Zeichen von Sichel und Hammer stehen, daß die von Tag zu Tag zunehmende Bolschewisierung des öffentlichen Lebens kaum noch auf nennenswerten Widerstand in den führenden und verantwortlichen Kreisen stößt, ja daß sowjetische Gewerkschaftsfunktionäre durch englische Fabriken reisen, die britische Kriegsproduktion kontrollieren und
-299-

der Regierung unter dem frenetischen Beifall der Slums öffentlichen Tadel aussprechen? Wenn man sich demgegenüber vergegenwärtigt, welche Angebote der Führer England vor Ausbruch des Krieges gemacht hat, welche Möglichkeiten London damals in den Wind schlug, wohin das britische Empire auf diesem Wege bis jetzt schon geraten ist und wohin es vermutlich noch geraten wird, so sagt man wohl nicht zu viel mit der Behauptung, daß die Engländer das billiger hätten haben können.
Wir wollen von Mr. Churchill in diesem Zusammenhang überhaupt nicht sprechen. Er ist ein Alkoholiker und ein blindwütiger Amokläufer obendrein. Er rechnet im Ernst gar nicht mit, weil seine Politik mehr den Bezirken der Pathologie als der Vernunft entspringt. Aber was sagen wohl die doch in England zweifellos noch vorhandenen konservativen Empirepolitiker zu dieser Entwicklung? Wie beurteilen sie den Niedergang des britischen Weltreiches, der ja nach menschlichem Ermessen nicht zum Stillstand gekommen ist, sondern rapide fortschreitet? Wir erinnern uns, knapp sechs Wochen vor Ausbruch des Krieges in Bayreuth einen der maßgebenden englischen Presselords gesprochen zu haben, dem wir auf seine Darlegungen, daß Großbritannien mit Deutschland einen modus vivendi suche, mit der Frage erwiderten, was aber kommen werde, wenn Churchill die Führung der britischen Politik übernähme, worauf er nur müde mit der Hand abwinkte und lakonisch zur Antwort gab: "Churchill ist ein Narr!"
Wir haben keinen Grund, diesen Ausspruch anzuzweifeln, und sehen auch keinerlei Anzeichen, daß Churchill durch diesen Krieg gewandelt worden wäre. Aber ist Lord Kemsley — um diesen handelt es sich nämlich — unterdes dümmer geworden? Können er und seinesgleichen irgendeinen Beweis anführen, daß die damals von uns für den Fall eines von England provozierten Krieges für das britische Weltreich gezeichnete Verfallslinie der langsamen Auflösung nicht stimme? Ist England vom Kontinent verjagt
-300-

worden oder nicht? Hat es seine strategischen Möglichkeiten im Norden Europas verloren oder nicht? Hat es seine Hoffnungen auf den Südosten begraben müssen oder nicht? Haben Polen und die Sowjetunion gehalten, was man sich von ihnen versprach, hat der Kriegseintritt der USA. die britische Position grundlegend verstärkt, ist Italien überrannt worden, hat man mit Japan Katze und Maus

gespielt, ja oder nein? Ringt England auf den Weltmeeren mit dem Gespenst eines tödlichen Tonnageschwundes, ist Mr. Churchill, der Narr, am Ruder und regiert er Großbritannien mit einem nicht mehr zu überbietenden Zynismus in Grund und Boden? Nein oder ja?
Man braucht auf diese kategorischen Fragen keine Antworten mehr zu geben. Sie sind durch die Entwicklung selbst so eindeutig beantwortet worden, daß darüber kein Zweifel mehr bestehen kann. Ein schauriges Chaos droht über dem britischen Weltreich. Wie vor einem taifunartigen Unwetter ballen sich an seinem Horizont die schwarzen Wolken zusammen. Dumpf grollender Donner und hin und wieder ein zuckender Strahl, der die ganze Situation blitzartig erleuchtet, kündigen eine Entfesselung der Elemente an, wie sie die moderne Geschichte noch nicht erlebte. Dieses England ist vom Schicksal gezeichnet. Der reizende Krieg, den seine Plutokraten wollten und frivol entfachten, wird über seine Gefilde wie eine Götterdämmerung hereinbrechen.
Wir haben es nicht gewollt. Aber da das Schicksal es will, müssen wir es vollenden.
Wohl dem, der auf festen Füßen steht, wenn der Sturm losbricht—
-301-

* * * * *

# So etwas wie eine zweite Front

**1. Mai 1942**

Alle Augenzeugenberichte stimmen darin überein, daß im Hinterland der Sowjets augenblicklich wahrhaft katastrophale, um nicht zu sagen chaotische Verhältnisse herrschen. Kürzlich schrieb ein USA.-Journalist, der doch sicherlich nicht im Geruch der Achsenfreundlichkeit steht, daß die sowjetische Bevölkerung nur noch mit Brot und Gurken ernährt werde, soweit solche überhaupt vorhanden seien. Die breiten Massen ertrügen zwar die unaussprechlichen Leiden des Krieges mit einem stumpfen Fatalismus, das ändere aber nichts an der Tatsache, daß in der Sowjetunion Millionen Menschen unmittelbar vor sich das Gespenst der Hungersnot sähen.
Wir haben einen inneren Zusammenbruch des Sowjetsystems vorläufig nicht in unsere Rechnung eingestellt und können deshalb ganz objektiv über diese Tatsachen sprechen. Wenn Stalin und seine Spießgesellen auch aus ihrer Masse Mensch herausholen, was physisch überhaupt herausgeholt werden kann, auch sie kommen über jene Begrenzungen nicht hinweg, die von der Natur selbst gezogen sind. Man verliert nicht sein ausschlaggebendes Getreide- und Industriezentrum, ohne dadurch schwersten Schaden an seiner Kriegführung zu nehmen. Da findet dann auch der individuelle und Massenterror, er mag noch so skrupellos vorgehen, das Ende seines Erfolges. Wieweit die Sowjetunion zu einer auf lange Sicht berechneten Durchführung militärischer Operationen defensiver Art — von offensiven ganz zu schweigen — noch fähig ist, das wird sich in den kommenden Monaten erweisen müssen. Jedenfalls sind dafür unsere Chancen ungleich viel günstiger als die ihren.
-302-

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß der Kreml immer ungeduldiger von London einen Beitrag zur Kriegführung verlangt, der über das bisher geleistete Maß an weltanschaulichem Entgegenkommen, an publizistischen Lobhudeleien und rhetorischen Ermunterungen hinausgeht. Moskau will Taten sehen, und England und die USA. sind solche in dem geforderten Umfang beizusteuern augenblicklich weder willens noch in der Lage. Aber Mr. Churchill wäre nicht der, der er ist, wenn er nicht auch angesichts dieses Dilemmas versuchen würde, sich durch einen propagandistischen Trick aus der Klemme zu ziehen. Die im Winter angefangene Tour wird mit geringen Veränderungen munter fortgesetzt, und das sieht ungefähr folgendermaßen aus:

London startet zur Westoffensive. Bei Nacht und Dunkel versuchen ein paar britische Stoßtrupps, auf Gummischuhen und mit geschwärzten Gesichtern an der französischen Atlantikküste zu landen. Sie treiben sich einige Minuten dort im Dünensand herum und springen beim Herannahen von deutschen Patrouillen unter Zurücklassung ihrer Waffen wieder in ihre Sturmboote, um hinter einer Nebelwand Richtung Heimat zu verschwinden. Man braucht kein militärischer Fachmann zu sein, um zu wissen, daß das Dummejungenstreiche sind, die für die praktische Kriegführung keinerlei Wert besitzen. Wir halten die britische Armeeleitung nicht für so polizeiwidrig dumm, daß wir annähmen, sie allein sei sich im unklaren darüber. Es handelt sich bei den geschilderten Unternehmungen auch gar nicht um solche militärischer, sondern um solche propagandistischer Natur. Das sieht man schon daran, was die Engländer und die Amerikaner in ihren Zeitungen und Rundfunksendungen daraus zu machen versuchen. Man will die Bolschewisten damit abspeisen, wobei dahingestellt bleiben mag, ob solche Augenauswischerei geeignet ist, Stalins wachsende Ungeduld zu besänftigen. Wenn man mit Leitartikeln den Krieg gewinnen könnte, dann wären die Anglo-Amerikaner längst die
-303-

Sieger. Nach dem so vollkommen danebengelungenen Unternehmen bei Boulogne beispielsweise, über das die militärischen Fachleute in aller Welt nur gelächelt oder den Kopf geschüttelt haben, erscheinen die Londoner und New-Yorker Blätter mit über die ganze Seite hinweglaufenden Schlagzeilen, in denen schwarz auf weiß in Riesenlettern zu lesen steht, daß nun die so lange und so heiß ersehnte Invasion begonnen habe.

Man war in England und USA. dann höchst verblüfft oder tat doch so, daß die Weltmeinung nach einem so frechen Attentat auf ihre Intelligenz keinerlei Neigung zeigte, sich den englisch-amerikanischen Standpunkt in dieser Frage zu eigen zu machen. Diese Sensation war eine Art von Rohrkrepierer, und getroffen wurden davon nicht wir, sondern ihre Urheber. Mr. Churchill war sich bald im klaren darüber, daß er seine dreiste Darstellung dieses Vorgangs nicht würde aufrechterhalten können. Er lief Gefahr, nicht nur sich selbst, sondern ganz England unsterblich lächerlich zu machen; und da das von ihm wahrscheinlich erwartete Dank- und Huldigungstelegramm aus dem Kreml zu seinem Leidwesen ausblieb, drehte er melancholisch die Segel bei, um wieder in den sicheren Hafen seiner traditionellen Kriegführung zurückzupaddeln.

Die englisch-amerikanischen Zeitungen sprachen nun nicht mehr vom Zweifrontenkrieg im klassischen Sinne, sondern bescheidenerweise nur noch von seinem Gespenst. Es gebe jetzt, wie die "New York Herald Tribüne" erklärte, "so etwas wie eine zweite Front", man dürfe aber natürlich nicht annehmen, daß man "in förmlicher Weise eine konventionelle Invasion plane." Und hier liegt nun der Hund begraben. Wenn man nämlich an der Küste landet, den Feind vertreibt, das von ihm besetzte Land erobert, den Nachschub organisiert, die schwierigen Probleme des operativen Angriffs meistert, den Feind zum Laufen bringt und damit die von ihm drohende Umklammerung abschüttelt, dann ist das eine konventionelle Invasion. Wenn man aber auf Turnschuhen
-304-

kommt, ein paarmal eine Taschenlampe aufblitzen läßt, einmal ganz leise "Wer da?" vor sich hinflüstert und dann sicherheitshalber abkratzt, dann ist das eine moderne Invasion Churchillscher Erfindung.

Das nennt man dann "so etwas wie eine zweite Front", wobei der Unterschied zur ersten Front nur in dem ja herzlich bedeutungslosen Umstand zu sehen ist, daß diese eine Länge von über 2000 km aufweist und nun fast schon ein Jahr von den Bolschewisten kämpfend, verteidigend und zurückweichend mit schwersten Blutopfern bezahlt werden muß, während jene zweite Front 500 Meter

lang ist, ganze acht Minuten und auch nur deshalb, weil der Feind gerade nicht da ist, gehalten wird und nicht mehr als ein paar zurückgelassene Maschinenpistolen kostet. Es steht natürlich Stalin und seinen Spießgesellen frei, sich damit zufrieden zu geben.

Allerdings, wie wir die Bolschewisten kennen, so werden sie sich von Mr. Churchill und seinen Plutokraten nicht so billig abspeisen lassen. Das sieht man schon daran, welche Mühe sich der britische Premier gibt, aus seinen Dummejungenstreichen die wahnwitzigsten militärischen Folgerungen zu ziehen. Eine deutsche Fallschirmdivision soll, wie Radio London meldet, nach dem besetzten Gebiet Frankreichs verlegt worden sein, um die Verteidigung der rückwärtigen Stellungen zu übernehmen. Dazu gebraucht man ja auch bekanntlich im allgemeinen Fallschirmdivisionen, da, wie jedermann weiß, das Abspringen aus dem fliegenden Flugzeug eine Hauptart der Verteidigung ist, während beispielsweise Küstenbatterien dem Angriff dienen.

Wir leben in Deutschland nach Radio London augenblicklich in einer furchtbaren Nervenkrise, weil wir nach dem Schlag von Boulogne nun nicht mehr wissen, wo der nächste Schlag fallen wird. Millionen deutsche Soldaten sind immobilisiert aus Furcht vor einer kleinen Truppe gut ausgebildeter britischer Soldaten, die



sich nur ihre Gesichter schwarz anzumalen brauchen, um ganz Deutschland in eine wahre Panikstimmung zu versetzen. Die deutsche Heeresleitung rüstet, wie man den Holländern in abgeworfenen Flugblättern weiszumachen versucht, fieberhaft eine Fahrradarmee für den Westen aus.

Das ist auch erklärlich und dringend notwendig, denn bei Boulogne wurden, wie eine Londoner Zeitung meldete, "die deutschen Besatzungstruppen in die Flucht geschlagen, worauf die britischen Truppen sich zurückzogen". Im allgemeinen ist das ja nicht der Sinn eines so vollendeten und vor allem eines so leichten und schnellen Sieges über den Feind, sich selbst zurückzuziehen, sondern vielmehr, ihm nachzustoßen. Aber man rede mit Mr. Churchill über politische oder militärische Logik!

"Jedenfalls spricht man überall in London in den Klubs, Restaurants, Cafés und Verkehrsmitteln von den gelungenen britischen Angriffen und Landungsoperationen", meldet der Londoner Korrespondent der Madrider Zeitung "Ya". Und das war ja auch der Zweck der Übung.

Mr. Churchill wird sicherlich sehr bedauern, daß man in Moskau nicht so naiv ist wie in London. Dort hat sich keine Hand zum Applaus gerührt. Die sowjetischen Nachrichtendienste waren von einer beleidigenden Kühle und starren Frostigkeit und nahmen von den britischen. Heldentaten kaum Notiz. Man kann das verstehen. Die Sowjets, die an der Front Tausende und Zehntausende von Soldaten im Kampf und im Hinterland Hunderttausende durch Hunger und Entkräftung verlieren, werden keinerlei Lust verspüren, den Engländern Oden zu widmen, weil sie in Boulogne im Dünensand ein paar Maschinenpistolen liegengelassen haben.

Die Bolschewisten haben natürlich längst durchschaut, daß die Herren Plutokraten durchaus nicht geneigt sind, einen richtigen Krieg zu führen, daß sie sich vielmehr wieder einmal mit einer An von Nervenkrieg begnügen wollen. Sie geben das auch mit eine"



entwaffnenden Freimut zu. Der britische Rundfunkkommentator Lindley Fräser erklärte jüngst im Radio London, wir Deutschen hätten seit jeher großen Wert auf diese Art von Kriegführung gelegt, und Schreiber dieser Zeilen sei ein besonders raffinierter Vertreter dieser verruchten Methode. Jetzt aber hätten auch die Engländer gelernt, diese Technik anzuwenden. "Wir tun alles, was in unseren Kräften steht, um durch Propaganda unseren Druck auf Deutschland zu verstärken, denn dadurch verkleinern wir die Armee, welche im Osten für die Offensive bereitstellt."

Wir lehnen bescheiden das Lob ab, das uns so unerwartet von dieser Seite für unsere Beherrschung der Technik des Nervenkrieges gezollt wird. Jedenfalls aber wissen wir so viel von dieser mysteriösen Kunst, daß sie gänzlich unwirksam bleibt, wenn man ihre Absichten verrät. Und wenn wir sie so virtuos meistern, wie uns hier nachgesagt wird, so sollte man doch wohl annehmen dürfen, daß wir die allerungeeignetsten Objekte sind, um sie gegen uns anwenden zu lassen, zumal man uns noch mit einer geradezu treuherzigen Dofheit verrät, was man damit bezweckt.
Wir können also den Herren Engländern zu ihrer Beruhigung mitteilen, daß weder eine Million noch überhaupt Soldaten vom Osten abgezogen worden sind oder abgezogen und nach dem Westen verlegt werden müssen, um ihre pulvergeschwärzten Wildwestunternehmen abzuwehren. Unsere Truppenbestände im Westen reichen vollkommen aus, solche und schlimmere in einer Form abzuschlagen, daß den Briten, die es nach einer Probe aufs Exempel gelüstet, darüber die Augen überlaufen werden.
Bleibt noch der Luftkrieg. Mr. Churchill hat schon einmal mit seiner so laut annoncierten Non-Stop-Offensive schmählich Schiffbruch erlitten. Er war natürlich damals und ist auch heute dazu in der Lage, deutschen Städten, vor allem Kulturstätten einer ruhmreichen deutschen Vergangenheit, schweren Schaden und ihren Bewohnern bitteres Leid zuzufügen. Wir schmeicheln uns
-307-

nicht, mit einer solchen Feststellung irgend einen Eindruck auf ihn zu machen. Wo andere Menschen eine durchlässige Haut haben, da besitzt er ein Nilpferdfell. Wir sagen das nicht seinetwegen, sondern unserer braven Volksgenossen in den überfallenen und terrorisierten Städten wegen, die heute an einer Art von Front stehen und in der stoischen Gelassenheit, mit der sie die nächtlichen Angriffe der britischen Luftwaffe über sich ergehen lassen, der ganzen Nation ein Beispiel geben. Sie würden sich, wie wir wissen, auch dann nicht beklagen, wenn unsere Luftwaffe ausschließlich zum Kampf im Osten und im Gebiet des Mittelmeers eingesetzt werden müßte.
Das ist aber in keiner Weise der Fall. Die Angriffe der Engländer auf deutsche Städte werden jetzt wieder Schlag um Schlag heimgezahlt. Die britische Luftwaffe verliert zudem bei ihren Einflügen in die besetzten Gebiete und in das Reichsgebiet so viele Flugzeuge und fliegendes Personal, daß Mr. Churchill sehr bald vor der Frage stehen wird, wie lange er sich solche Unternehmungen wird leisten können. Das ist nach allen Erfahrungen mit seiner bisherigen Kriegführung die einzige Methode, ihn zur Vernunft und zu einer klaren und realistischen Einschätzung seiner militärischen Möglichkeiten zu bringen.
Es gibt Menschen, die erst dann zur Vernunft kommen, wenn man ihnen die Backenzähne einschlägt. Zu ihnen gehört der gegenwärtige britische Premierminister. Die Einwohner der von uns zur Vergeltung bombardierten englischen Städte werden sich bei ihm bedanken müssen. Bath, Norwich, York und all die anderen heimgesuchten Orte sind die Zähne, die wir Mr. Churchill ausschlagen, bis er wieder lernt, auf anständige Weise Krieg zu führen.
Und was die zweite Front anlangt, so mögen die Engländer sich ruhig weiter ihre Gesichter anmalen. Wir sind keine Kinder mehr und fürchten uns nicht vor dem schwarzen Mann.
-308-

* * * * *

# Die überlegene Führung

**3. Mai 1942**

Es wirkt fast wie eine Tragik im steilen Aufstieg des Führers auf der Bahn des geschichtlichen Erfolges, daß er kaum irgendwo in seinem innerpolitischen Ringen und in seinem Weltkampf einen

Gegner gefunden hat, der ihm auch nur annähernd ebenbürtig gewesen wäre. Wer kennt heute auch nur dem Namen nach noch die Ballerstedt und Kahr, die Held, Stützel und Koch, die Müller und Wels und Scheidemann und Severing, die Joos und Kaas, die Brüning und Schleicher, die sich ihm auf seinem Weg zur Macht entgegenstellten? Sie sind wie ihre Zeit dahingegangen, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen. Und doch wurden sie damals vom breiten Publikum als ernstzunehmende Gegner der Partei angesehen, und es stand, als die Kämpfe zwischen Republik und Nationalsozialismus ausgefochten wurden, durchaus noch nicht für jedermann fest, wie schließlich ihr Ausgang sein und wer am Ende triumphieren würde. Die Qualität eines Mannes aber wird bekanntlich nicht durch Sieg oder Niederlage an sich geändert. Der Führer war immer das, was er auch heute ist, und seine innerpolitischen Gegner waren damals nichts anderes, als was sie heute mit Behagen sind: kleine Pensionäre, bescheidene und geistig anspruchslose Mittelmäßigkeiten oder stille Bürger, die gegenwärtig keinen sehnlicheren Wunsch haben, als in Ruhe gelassen zu werden.

Nur der Mensch kann Anspruch darauf erheben, als historisch urteilsfähig angesehen zu werden, der die Gabe und den Instinkt besitzt, geschichtliche Personen ihrem Wert nach einzuschätzen



dann, wenn sie wirken, nicht aber, wenn sie ihr Werk vollendet haben. Auch in den außenpolitischen Konflikten des Reiches seit 1933 erleben wir die Wiederholung dieses Vorganges. Die Dollfuß und Schuschnigg, die Benesch und Hodza, die Beck und Rydz-Smigly, ja, die Daladier und Reynaud gehören schon längst der Vergangenheit an. Man kann sich kaum noch vorstellen, daß eben erst zwei oder drei oder vier Jahre vergangen sind, daß sie den Führer und sein System zum Kampf herausforderten und die Welt sich durchaus noch nicht im klaren darüber war, daß dieser Kampf so ablaufen würde, wie er tatsächlich abgelaufen ist. Genies wirken auf ihre Umwelt zuerst immer abschreckend und angsteinflößend. Das liegt daran, daß sie nicht die ausgetretenen Wege der Gewohnheit gehen, daß man sie mit den normalen Maßen nicht messen kann, daß sie mit gärenden und weitausholenden Ideen und Vorstellungen in eine festgefrorene konservative Welt hineingreifen, daß dem auch von ihnen erstrebten Zustand einer neuen fruchtbaren Beharrlichkeit ein Prozeß der Wandlungen und tiefschürfenden Reformen vorauszugehen pflegt, der Unruhe bringt, bis er sich in neuen Konturen festigt.

Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß nur die Genies die soziale, kulturelle und zivilisatorische Entwicklung vorwärtstreiben. Man denke sich ihr Leben und Wirken aus der Geschichte der Menschheit heraus, und die Welt würde geistig und politisch längst in einer neuen Eiszeit erstarrt sein. Die an Harmonie und Wohllaut gewöhnte vorbeethovensche deutsche Musikwelt mußte diesen titanischen Revolutionär als Eindringling empfinden. Es war sein tragisches Schicksal, von seiner Umwelt nicht verstanden zu werden, um dafür um so höheren Ruhm von der Nachwelt zu ernten. Wir können es heute kaum noch verstehen, daß man die Stümper und Dilettanten, die zu seiner Zeit den Stab über ihn brachen, selbst damals auch nur ernst nahm; und doch war dem so. Genie muß teuer bezahlt werden, und es ist schon ein großes Glück, wenn der



bedeutende Mann, wenn auch stark verspätet, so doch noch von seiner Zeit die gebührende Anerkennung seines Werkes findet.

Manch einer von denen, die vor 10 oder 15 Jahren der Republik und nicht dem Nationalsozialismus anhingen, wird sich heute in einer stillen Stunde die Frage vorlegen, wie er damals einer solchen politischen Sinnestäuschung überhaupt zum Opfer fallen konnte. Wenn Sieg oder Niederlage die handelnden Persönlichkeiten auch nicht ändern können, so lassen sie sie doch eindeutiger erkennen;

und es kann ebenso heute für den geschichtlich denkenden Menschen kein Zweifel darüber bestehen, daß auch nach diesem Kriege ein ähnlicher Umwertungsprozeß unter den gegenwärtig handelnden Personen einsetzen wird. Die Churchill und Roosevelt sind von genau demselben Kaliber wie damals die Schuschnigg und Benesch. Das ist augenblicklich nur schwerer zu erkennen, weil sie noch in Aktion sind. Erst das Ergebnis wird über ihren Wert entscheiden. Solange sie noch eine Macht repräsentieren, kann der Laie ihre Qualität nur vermuten, nicht aber fixieren.
Es ist klar, daß solche Mittelmäßigkeiten auf einen gewissen Teil der neutralen Welt stärker wirken als die deutsche Führung. Das liegt daran, daß dieser Teil der neutralen Welt demselben Milieu und derselben Denkungsart entstammt, die sie repräsentieren. Ihre Beurteilung der Weltlage wird deshalb mehr von Wünschen und Hoffnungen als von Erkenntnissen diktiert. Es ist dabei nicht einmal gesagt, daß sie das Ergebnis unserer Kriegführung scheut; sie hat vielfach nur Abneigung gegen den Weg und die Methode. Sie gleicht jenem gemütlichen Hausvater, der es lieber sieht, daß seine Wohnung in Schmutz und Unordnung verludert, als daß er der Hausfrau erlaubt, durch einen einwöchigen Hausputz alles wieder zu säubern und zurechtzumachen. Auch wenn die Hausfrau gar nicht von ihm verlangt, daß er an dieser Arbeit teilnehme, so bringt sie doch für ihn so viele Unbequemlichkeiten mit sich, daß er lieber im Dreck sitzen bleiben möchte.
-311-

Wenn wir verschiedentlich darauf hinwiesen, daß der Ausgang dieses Krieges in der Hauptsache von der überlegenen Führung entschieden werde, so sollte damit durchaus nicht etwa gesagt sein, daß Menschenanzahl, Hilfsquellen und Potential keine Rolle dabei spielten. Aber die überlegene Führung wird gerade in der Auswahl und im Ansatz von Menschen und Material ihre höhere Qualität beweisen. Auch im Kampf um die innere Macht verfügte der Führer primär nicht über die größere Anzahl von Menschen oder über den weiteren Umfang der Mittel. Er hat sich diese Voraussetzung des Sieges erst schaffen müssen. Aber wie er sie sich verschaffte, wie er aus jedem Erfolg den neuen größeren Erfolg entwickelte, das war das Ausschlaggebende und Bewundernswerte an seinem Vorgehen. Seine überlegene Taktik und Strategie zwangen den Gegner von einem Rückzug in den anderen, und was dieser an Macht, Ansehen und Prestige dabei verlor, das gewannen wir. Niemals hat in der Geschichte die tote Zahl gesiegt. Auch Zahlen müssen belebt werden, und sie erhalten ihr Schwergewicht erst durch die menschliche Einwirkung. Wäre das nicht der Fall, dann würde die Geschichte kaum jemals eine Veränderung oder eine Erneuerung erfahren, weil ja immer am Anfang eines historischen Umbruchprozesses die Partei, die sich an der Macht oder im Reichtum befindet, über die weitaus größeren Mittel verfügt.
Wir sind heute mehr denn je davon überzeugt, daß sich beim Ausgang dieses Krieges die Überlegenheit des staatsmännischen und militärischen Genies des Führers genau so evident erweisen wird wie bei allen inner- und außenpolitischen Auseinandersetzungen, die die nationalsozialistische Bewegung oder der nationalsozialistische Staat bisher zu bestehen hatten. Wir schätzen die Churchill, Roosevelt und Stalin nicht höher ein, als wir früher unsere Gegner eingeschätzt haben. Ihre angebliche Überlegenheit an materiellen Mitteln kann mit der, die unsere ehemaligen Gegner
-312-

uns gegenüber besaßen, überhaupt nicht verglichen werden. Auch ihre Methoden haben sich im Vergleich zu den früher gegen uns angewandten kaum geändert. Unsere Feinde treten uns heute mit derselben Überheblichkeit und Arroganz gegenüber wie damals die Braun und Thälmann. Mit genau denselben plumpen Drohungen suchen sie uns aus der Fassung zu bringen, genau dieselben Lügen und Verleumdungen verbreiten sie über uns und unser Regime, genau dieselben Niederlagen erleben sie,

mit genau denselben Illusionen suchen sie sich darüber hinwegzutrösten und werden also wohl auch mit genau demselben geistigen und materiellen Zusammenbruch ihr frivoles Spiel bezahlen müssen.

Augenblicklich erleben wir gerade eine Neuauflage dieses munteren Treibens. Wer heute unvorbereitet englische oder amerikanische Zeitungen liest, könnte auf den Gedanken kommen, als ständen die Bolschewisten kurz vor Königsberg, die Engländer bei Magdeburg und die Amerikaner mitten im Herzen von Tokio. Von den Schlägen, die die Feindmächte erhielten, und von den Niederlagen, die sie erlitten haben, ist dort überhaupt nicht die Rede. Man spricht von einer Invasion auf dem europäischen Kontinent, als wäre das die selbstverständlichste Sache von der Welt. Der sogenannte General MacArthur, dessen einzige militärische Leistung darin bestand, rechtzeitig zu bemerken, wann es auf den Philippinen anfing, brenzlig zu werden, und dann gleich Fersengeld zu geben, schickt vom sicheren australischen Boden aus seine Zornesergüsse in alle Welt und erklärt ganz schlicht und einfach, sein nächstes Ziel sei, ganz Japan zu besetzen. Londoner Boulevardblätter rühmen sich, daß die britische Offensive in spätestens zwei Monaten perfektuiert werde, und ausgerechnet St. Nazaire und Boulogne seien ein kleiner Vorgeschmack dafür. Ein Tagesangriff britischer Bomber auf Augsburg, bei dem die Engländer von den zwölf anfliegenden Flugzeugen acht verlieren, wird als großer Sieg aufgemacht. Kurz und gut, man könnte das
-313-

Gruseln bekommen, wenn man die Plutokraten nicht so genau kennte, wie man sie gottlob kennt.

Unterdes erlebt die gegnerische Front eine Niederlage nach der anderen. Ihre Tonnage, die wichtigste Voraussetzung ihrer erfolgreichen Kriegführung, schrumpft von Tag zu Tag in einem erschreckenden Tempo mehr zusammen, ihre Rohstoff- und Materialschwierigkeiten sind in ständigem Wachsen begriffen, ihre überseeischen Positionen wanken an allen Ecken und Enden, wohin man schaut Versagen, Unzulänglichkeit, Mangel an Vorbereitung, Unsicherheit der Planung, Verworrenheit in der Anlage der Kriegführung, eine gelegentlich hingeworfene freche Improvisation, die fast immer mit einer Katastrophe endet, sonst nichts. Wenn die Achsenmächte ein Schiff verlieren, dann tut man in London so, als bedeute das unseren Zusammenbruch. Wenn aus der zusammengeschmolzenen englisch-amerikanischen Tonnage Hunderttausende von Tonnen sozusagen am laufenden Band versenkt werden, dann macht das angeblich fast gar nichts.

So muß ein Regime geführt werden, genau so, das zum Untergang bestimmt ist. Es darf nicht nur verlieren, es muß auch auf diese Weise verlieren, wenn es vollends erledigt werden soll. Hier kommt eins zum andern, und am Ende höhlt der stete Tropfen doch den Stein. Man darf dabei nicht die Geduld und über den Ereignissen des Tages nicht den Überblick über die gesamte Entwicklung verlieren. Wir haben schließlich vierzehn Jahre gebraucht, um die Republik zu überrennen, und nach dem mißglückten Staatsstreich von 1934 dauerte es immerhin noch vier Jahre, bis das System-Österreich reif war. Männer, die heute kaum noch dem Namen nach bekannt sind, haben sich damals gegen uns aufgeplustert. Sie warfen mit Zahlen und Beweisen nur so um sich, um uns zu widerlegen. Sie hatten die Macht, unsere Anhänger zu verfolgen und zu quälen, und wurden dann am Ende durch ein paar SA-Männer oder Soldaten in Gewahrsam genommen, ohne
-314-

daß sich auch nur eine Hand zu ihrem Schutz erhob. Nach einem langen, mit zäher Verbissenheit durchgeführten Spiel waren sie durch eine überlegene Führung, fast ohne daß sie es merkten, schachmatt gesetzt und sahen sich außerstande, auch nur noch einen einzigen Zug zu machen.

So wird es am Ende auch hier sein. Ein geschichtliches Gesetz läßt sich nicht durch menschliche Torheit oder Borniertheit ins Gegenteil umkehren; es muß erfüllt werden. Geld und materielle

Hilfsquellen in allen Ehren; sie sind für eine erfolgreiche Kriegführung nicht zu entbehren. Aber darüber steht der Wille, sie sich zu verschaffen und dienstbar zu machen, steht die Entschlossenheit, sie zum Sieg auf der ganzen Linie einzusetzen, steht die überlegene Führung, die den Krieg nach einer großen und mutigen Planung wägend und wagend vorbereitet und durchführt und in der entscheidenden Stunde kühn nach dem Lorbeer greift, der in der Ferne winkt.
-315-

* * * * *

# Die Ostfront

**17. Mai 1942**

Eine neuerliche Lektüre der Memoirenliteratur über den Zusammenbruch der napoleonischen Armeen im Winterfeldzug 1812 gegen Rußland gibt uns Veranlassung, noch einmal auf den Kampf der deutschen Wehrmacht gegen die Sowjetunion in den vergangenen Monaten zurückzukommen. Wenn jeder große Krieg durch die besonders markant hervorstechenden Leistungen von Truppe und Führung in das Gedächtnis der Menschen übergeht und solche Leistungen meistens mit Namen von Männern oder Städten oder Landschaften in Verbindung gebracht werden — wer denkt nicht, wenn vom Weltkrieg die Rede ist, an die Champagne oder Verdun oder die Somme oder Flandern! —, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unser Krieg in der geschichtlichen Würdigung wahrscheinlich später einmal in dem Sammelbegriff Ostfront seinen prägnantesten Ausdruck finden wird; und zwar wird man darunter vor allem den harten und heroischen Kampf verstehen, den deutsche Soldaten von Mitte November bis Ende April in den weiten Schneefeldern Rußlands gegen die sowjetische Überflutung gekämpft haben.
Es ist heute noch nicht an der Zeit, diese fast sagenhafte Leistung deutschen Mannestums in ihren Einzelheiten darzustellen. Aber das weiß auch ohnedies schon jedermann im deutschen Volke und darüber hinaus in der ganzen Welt, daß durch sie nicht nur unser Reich, sondern ganz Europa aus einer akuten, lebenbedrohenden Gefahr gerettet worden ist.
Wenn wir in diesem Zusammenhang von einer gigantischen
-316-

Verteidigungsschlacht sprechen, so muß vorerst einem weitverbreiteten Irrtum entgegengetreten werden, als habe es sich dabei auf unserer Seite um die Defensive in einem ausgebauten Stellungssystem gehandelt etwa im Sinne der Westfront in den Jahren von 1915 bis 1918. Der moderne Krieg kennt diese Art der Verteidigung kaum noch. Es ging hier vielmehr im wesentlichen darum, nach Zurücknahme der für die Offensive gedachten Angriffskeile das eroberte Gebiet in der Form eines Festungskampffeldes zu halten und dem Feinde damit die Möglichkeit zu großen operativen Entwicklungen zu nehmen. Daß er solche vorhatte, war aus seinen Nachrichtendiensten und aus der ganzen Anlage seiner Taktik unschwer zu entnehmen. Daß die Versuche dazu immer verhindert und im Keim erstickt werden konnten, ist das geschichtliche Verdienst der deutschen Soldaten, die dabei unter Bedingungen kämpften, die bis dahin in der Kriegführung gänzlich unbekannt waren.
Auch der Vergleich mit dem Rußlandfeldzug Napoleons hinkt. Wenn unser schlimmster Feind im Winterkrieg im Osten die Kälte war, so hat der Führer in seiner letzten Reichstagsrede schon mit Recht darauf hingewiesen, daß Napoleon als härteste Kältegrade etwa 25 Grad zu verzeichnen hatte, während unsere Soldaten im vergangenen Winter zeitweilig gegen eine Kälte von 50 Grad und mehr anzukämpfen hatten. Der Feind hatte das von ihm proklamierte System der verbrannten Erde fast vollkommen durchgeführt. Quartiere im gewöhnlichen Sinne gab es kaum. Da aber ein dauernder Aufenthalt im Freien unter solchen Kältegraden auch bei stärkster menschlicher Widerstandskraft ein

Ding der Unmöglichkeit ist, mußte die Truppe zuerst einmal sehen, überhaupt irgendwo unterzukommen. Der Besitz eines heilgebliebenen Dorfes bedeutete in den meisten Fällen auch den Besitz des Geländes im weiteren Umkreise, wobei nicht außer Betracht bleiben darf, daß unter seinen Quartieren meistens elende, ungeheizte und auch unheizbare Holzhütten zu verstehen sind.
-317-

Die Front selbst hat bekanntlich eine Ausdehnung, die unsere bisherigen Vorstellungen weit hinter sich zurückläßt. Der Winter machte durch seinen barbarischen Frost bisher unpassierbares Gelände, Sümpfe, Seen und Äcker, plötzlich durch einen festen Untergrund wieder passierbar. Der Verkehr hüben wie drüben war nicht mehr auf wenige Straßen angewiesen. Das aber ergab durchaus nicht etwa eine lückenlose Front, im Gegenteil waren Möglichkeiten des vor allem nächtlichen Durchsickerns für den Feind vielfach vorhanden. Unsere Soldaten konnten sich erst allmählich durch die Anlage von Bunkern und Notunterkünften eine bessere Verteidigungsposition schaffen. Die sogenannten Durchbrüche der Bolschewisten fanden fast immer an den Stellen der Front statt, die schwach besetzt waren und deshalb am ehesten geeignet schienen, einen feindlichen Durchstoß zu erlauben.
Die sogenannte Durchsickerung konnte im Einzelfall kaum verhindert werden. Sie geschah oft durch Schneeschuhtruppen oder durch Verbände des Feindes, die unter Ausnutzung der Dunkelheit sich auf Schlitten einschlichen. Der Kampf selbst ging im wesentlichen um die Versorgungswege. Was dabei von deutschen Truppen geleistet worden ist, verdient ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Winterfeldzuges. Die Transportschwierigkeiten übertrafen alle Vorstellungen. Kraftwagen sprangen bei der grimmigen Kälte nicht an, Kettenfahrzeuge kamen nicht durch den Schnee, Motoren froren ein. Als einziges Transportmittel blieb vielfach nur der Schlitten übrig. Auch unsere Pferde waren einem solchen Klima nicht gewachsen. Züge fielen oft ganz aus; und welchen Schwierigkeiten eine Versorgung der Truppe durch Lufttransporte begegnet, kann sich auch der Laie bequem selbst ausrechnen.
In einem solchen Feldzug voll Gefahren, ringsum nur umgeben von Schnee und Eis, manchmal wochenlang ohne Feldpost, ohne Gruß, ja, ohne Zeichen aus der Heimat, den Feind, der ohne
-318-

Rücksicht auf Menschen- und Materialverluste in immer wieder sich erneuernden Wellen vorstürmte, vor Augen, das baldige Ausgehen von Verpflegung und Munition voraussehend, stand der deutsche Soldat. Er wußte, daß er halten mußte. Es war ihm das nicht etwa nur befohlen, auch sein Gewissen und sein geschichtliches Verantwortungsgefühl forderten das von ihm. Versagte er, darüber war er sich klar, so würde eine unabsehbare Katastrophe die Folge sein. Das napoleonische Beispiel, das anderwärts vielfach als Menetekel über diesem Winter stand, war für ihn nur ein Ansporn. Es durfte sich nicht wiederholen. Er mußte die Kraft, die Geduld, die Leidensfähigkeit, aber auch die Seelenstärke aufbringen, um sich gegen den feindlichen Ansturm der Menschen, Waffen und Elemente zur Wehr zu setzen und zu behaupten.
Wem wäre es nicht schon aufgefallen, daß sich die Gesichter unserer Soldaten im Verlauf dieses Winters im Osten verändert haben? Man sieht es in den Wochenschauen, auf Fotografien oder wenn man mit ihnen spricht. Ihre Augen flimmern in einem eigentümlichen Glanz. Sie haben mehr gesehen, als sonst Menschenaugen zu sehen bekommen. Ihre Züge sind härter und steinerner geworden. Ein Lächeln auf diesen Gesichtern wirkt wie Güte. Unsere Soldaten erzählen nicht mehr soviel wie etwa nach dem Polenfeldzug oder nach der Westoffensive; aber was sie reden, das hat mehr Gewicht. Zu den Unbequemlichkeiten derer zu Hause schütteln sie nur den Kopf, als wenn sie sagen wollten: Eure Sorgen möchten wir haben! Es ist eine der wichtigsten und dankbarsten Aufgaben der Heimat, ihre

Soldaten richtig zu verstehen. Sie wollen keine Begütigung, ganz zu schweigen etwa von Mitleid. Sie erheben keinen Anspruch auf tönende Reden des Lobes oder laute Anerkennung. Sie wollen nur, daß wir sie begreifen lernen und daß die Heimat eine leichtere Pflicht gern und willig erfüllt, wie sie eine schwerere erfüllt haben und noch erfüllen.

Man sieht sie jetzt in den Wochenschauen vor einem um-

-319-

gedrehten Kompaß stehen und sich die stacheligen Barte abschaben. Wenn irgendwo einmal die Sonne scheint, dann benutzen sie eine freie halbe Stunde dazu, sich in ihren Strahlen wohlig auszustrecken, fast so wie ein dem Ertrinken nahe Gewesener zum ersten Male wieder tief Atem holt. Sie schichten Holzplanken über Schlamm oder Morast, der knietief Wege und Straßen überdeckt, oder liegen in ihrer ganzen Länge im Schlick, um einen defekten Motor wieder in Gang zu bringen. Und schauen sie in die Kamera hinein, dann erblickt man ein biederes, braves Arbeiter- oder Bauerngesicht, vollgeklebt mit Lehm, den sie mit dem Ärmel abwischen, als wenn sie sagen wollten: Wenn das das Schlimmste wäre!

Wir empfingen Briefe von der Ostfront von jungen Leutnants. die jetzt Kompaniechefs sind. Sie schreiben mit einem Ernst und mit einer Sachlichkeit, als hätten sie ihre sechzig Jahre auf dem Buckel. Sie würden sich wahrscheinlich lieber den Finger, der den Bleistift hält, abbeißen, als etwas beschönigen. Manchmal hat ihnen eine Sache in der Politik oder Kriegführung besonders gut gefallen; dann spenden sie karges Lob. Manchmal finden sie etwas, das ihren Tadel herausfordert; dann sind sie ebenso karg in ihren Mißfallensäußerungen. Nur wenn sie vom Führer oder von ihrer Aufgabe sprechen, dann bemerkt man, wie sie anfangen zu glühen. Als der Führer das Oberkommando des Heeres übernahm, gingen Ströme solcher Briefe in der Heimat ein. Niemals tat der Führer etwas, wofür die Truppe an der Front ihm so viel Dank zollte, wie dieses. Von dieser Stunde an fühlte sich der deutsche Soldat wieder in sicherer Hut. Jeder hielt sich für ganz persönlich angesprochen. Die Leiden, die er auf sich nehmen mußte, wurden erträglicher, die Strapazen des Winters fanden auch in seiner Phantasie ihre zeitliche Begrenzung, Frost, Schnee und Kälte waren nicht mehr ganz so schneidend und peinigend wie vorher. Das Gefüge einer gigantischen Verteidigungsfront wurde auch dem

-320-

einfachen Soldaten, der vielleicht auf scheinbar aussichtslosem Posten stand, wieder sicht- und vorstellbar. Er hatte das Gefühl, daß er selbst, so klein und bescheiden auch seine eigene Existenz in einer weitausgedehnten Millionenfront erscheinen mochte, berufen sei, Geschichte zu machen.

Und war dem nicht so? Hat nicht manchmal ein unbekannter Leutnant oder Unteroffizier mit ein paar Mann einen Abschnitt bis zum letzten Atemzug gehalten und damit, ganz abgesehen vom persönlichen Beispiel, das seine anfeuernde und belebende Wirkung nie verfehlt, in der weißen Einöde des weiten Ostens mit seiner Blutspur auch zugleich die Schriftzüge der Geschichte geschrieben? Im Kriege kann öfter und sichtbarer noch als in normalen Zeiten das scheinbar Kleine und Unbedeutende zugleich das Große und das scheinbar Große zugleich das Kleine und Unbedeutende sein. Wer fragt in solchen harten Zeiten nach dem, was der Bürger zu Hause mit Tinte auf weißes Papier schreibt? Das Leben ist wieder in seinen tiefsten Gründen aufgebrochen. Man schaut dem geheimnisvollen Werdeprozeß der Geschichte in seine Eingeweide hinein. Nackt und bloß liegt vor uns der Rohstoff des nationalen Daseins und wartet zuckend auf seine Gestaltung. Der Machtprozeß, der immer dem geschichtlichen Wachstum zugrunde liegt, ist aller diplomatischen und gesellschaftlichen Politur entkleidet. Die Völker stehen sich wieder Mann gegen Mann gegenüber und kämpfen um ihr Dasein. Wer hier versagt, der hat verspielt, meistens für lange Zeit, wenn nicht gar für immer.

Als der Führer das letzte Mal vor dem Deutschen Reichstag sprach und wie von einer ungeheuren Last befreit den dramatischen Bericht über den hinter uns liegenden Winter gab, war es fast, als hielte ein ganzes Volk den Atem an, um keines seiner Worte zu verlieren. Alle ahnten, was er zu sagen hatte; und im Zwiegespräch mit seinem Volke wuchs er über sich selbst hinaus. Man sah ihn im Geiste an der Spitze des besten Mannestums der
-321-

Welt stehen, seinen Soldaten, deren einer er im Weltkrieg war und deren erster er in diesem Kriege wurde, tapfer und unerschütterlich voranschreitend, der Gefahr mutig ins Auge blickend, ihr nicht ausweichend, sondern festen Schrittes entgegengehend und sie damit zugleich auch überwindend.
Was könnte nach alledem noch kommen, dessen wir nicht Herr würden? Die große Probe ist bestanden. Ob wir dabei mit dem Schicksal haderten oder es willig auf uns nahmen und mutig bezwangen, gleichgültig, es ist unser. Niemals wird man in Zukunft von deutschem Heldentum sprechen können, ohne mit an erster Stelle dieses barbarischen Winters am Wolchow und bei Demjansk, bei Juchnow und Rshew, am Donez und bei Kertsch zu gedenken; und durch die Jahrhunderte wird leuchten der Name, unter dem es sich bewährte:
die Ostfront.
-322-

* * * * *

# Abbau der Illusionen

**25. Mai 1942**

Das geübte Auge kann auf der Feindseite im Augenblick einen zwar langsamen, aber allgemeinen Abbau der Illusionen des vergangenen Winterkrieges feststellen. Sowohl in Moskau wie in London und Washington ist man bemüht, die Lage an der Ostfront in einem etwas realistischeren Lichte zu sehen und wehmütig Abschied zu nehmen von den Wünschen, Hoffnungen und Truggebilden, denen man in den vergangenen Monaten nachhing. Wir haben eine solche Entwicklung erwartet. Auch während des langen Winters, so hart und gefahrenreich er im einzelnen für uns gewesen sein mag, waren wir uns niemals im Zweifel darüber, daß die Feindseite mit ihrer nie abreißenden Serie von Siegesmeldungen die Absicht verfolgte, ein großangelegtes Bluffmanöver zu starten, eines Tages aber doch die Ernüchterung mit all ihren unausbleiblichen peinlichen Folgeerscheinungen an dessen Stelle treten würde. Wenn es auch noch nicht so weit ist, daß man bei TASS, Reuter und United Press der schlichten Wahrheit die Ehre gibt, so ist man doch bestrebt, von den Wunschträumen abzukommen und auch bei den eigenen Völkern eine gewisse Klarheit über den wahren Stand der Dinge zu verbreiten. Die Lügen und Verdrehungen, die dabei noch mit unterlaufen, sind gewissermaßen Nachhutgefechte, und sie wirken auf den Kenner mehr erheiternd als aufregend.
Selbstverständlich wird der Feind niemals offen und unumwunden zugeben, daß seine Nachrichtenpolitik die Lage falsch dargestellt habe. Es scheint im Wesen der Demokratie zu liegen,
-323-

bei einem einmal eingenommenen Standpunkt zu verharren, solange er überhaupt gehalten werden kann, dann aber den gegenteiligen mit einer souveränen Sicherheit einzunehmen, als habe man ihn immer vertreten. Wir kennen dieses demokratische Verfahren aus unserem innerpolitischen Kampf zur Genüge, um es auch heute richtig einzuwerten. Vor allem die Juden, die ja in der gegnerischen Nachrichtenpolitik immer noch das große Wort führen, sind geübt in der Kunst der hartnäckigen Lüge. Sie gleichen dabei dem gewiegten und erfahrenen Hochstapler, der erst dann seine Hände zum Fesseln

hinhält, wenn es gar keinen Ausweg mehr gibt. Bis dahin aber liegt ja überhaupt die Chance seines Erfolges in der Sicherheit seines Auftretens. Ganz Unschuldige werden bei Vernehmungen eher in Verdacht geraten als versierte Verbrecher. Die Juden in Deutschland haben im Januar 1933 nicht etwa schon zwei oder drei Wochen vor unserer Machtübernahme die Segel beigedreht; im Gegenteil: noch am 29. Januar schrieben sie in den Berliner Gazetten die flammendsten Leitartikel, legten die Unangreifbarkeit ihrer Position mit beredten Worten dar, erklärten Hitler für eine Größe von gestern, und am Abend des Tages darauf bevölkerten sie die Schlafwagen der Nachtzüge, die nach Wien, Prag, Basel und Paris führen.
Während also der Kenner der jüdisch-demokratischen Mentalität im großen und ganzen eine solche Entwicklung aus seiner Erfahrung heraus unschwer prophezeien kann, ist dem Laien kaum ein Mittel an die Hand gegeben, den langsamen Zusammenbruch der feindlichen Macht- und Gedankenwelt vorausblickend zu bestimmen. Er bemerkt ihn erst, wenn er tatsächlich eintritt. Darum ist es auch heute für den Durchschnittsverstand so außerordentlich schwer, die Tendenzen und Absichten der gegnerischen Nachrichtenpolitik zu durchschauen. Wer berufsmäßig gezwungen war, die Meldungen aus Moskau, London und Washington während des vergangenen Winters zu verfolgen, mußte schon eine genaueste


Kenntnis der tatsächlichen Lage besitzen, um nicht in Verzweiflung zu geraten. Ihm kommt es natürlich nicht unerwartet, daß vor einigen Tagen das englische Nachrichtenbüro „Exchange Telegraph", das im Januar schon Charkow, Smolensk und Taganrog erobert hatte und einmal sogar kurz vor Warschau stand, ganz schlicht und unpathetisch von den Illusionen des Winters Abschied nimmt und mit einer gespielten Treuherzigkeit erklärt, daß die Ziele des bolschewistischen Winterfeldzugs mitnichten erreicht worden seien. Es wird dabei natürlich in keiner Weise auf die Meldungen dieses Büros im Januar oder Februar Bezug genommen; ja, man brauchte sich nicht einmal zu verwundern, wenn man in dieser Nachrichtenkloake auf den Gedanken käme, uns in den Verdacht zu bringen, wir hätten die von dort behaupteten sowjetischen Siege überhaupt selbst erfunden, um den Feind zu täuschen und irrezuführen.
Ähnlich ist es mit der publizistischen Behandlung des Tonnage-Krieges. Wir wollen gar nicht mehr erinnern an die wiederholt von Mr. Churchill, Mr. Roosevelt und vor allem von Mr. Knox aufgestellten Behauptungen, daß der U-Boot-Krieg für die Feindseite keine Gefahr mehr bedeute, weil die deutschen U-Boote bis auf kleine Reste vernichtet seien. Die lange Serie der Tonnageversenkungen, die bis zur Stunde noch keine Unterbrechung erfahren hat, beweist das Gegenteil. Man behilft sich hier mit der dreisten Ausrede, man produziere sowieso mehr an Schiffsraum, als unsere U-Boote überhaupt versenken könnten. Zu gleicher Zeit aber fabriziert man 60.000 Panzer, einige hunderttausend Flugzeuge, Kriegsschiffe in beliebigen Mengen und transportiert Lebensmittel und Rohstoffe, daß man nicht mehr weiß, wohin damit. Es geniert diese Erzlügner nicht im geringsten, dabei einzugestehen, daß man weder in England noch in den USA. bisher der Arbeitslosigkeit Herr geworden sei, und man beklagt sich zugleich über die Faulheit und den Mangel an Patriotismus unter


den Arbeitern, die zwar viel Geld verdienen, aber möglichst wenig dafür tuen wollten.
Bei uns weiß jedermann, welchen Schwierigkeiten die Durchführung eines großzügigen Rüstungsprogramms auf allen Gebieten begegnet. Wir sind nicht allzu zimperlich in der Anwendung ziemlich radikaler Methoden, um hier das Notwendige und Wünschenswerte sicherzustellen. Wir machen uns keine Illusionen über die unabänderliche Tatsache, daß, wenn man hauptsächlich

Transporter baut, das auf Kosten des Kriegsschiffbaues, und wenn man hauptsächlich Panzer baut, das auf Kosten des Flugzeugbaues geht. Für die Feindseite existieren solche Überlegungen anscheinend nicht. Sie wird mit diesen Schwierigkeiten sozusagen linkshändig fertig. Sie bringt das Wunder zuwege, Transporter und Kriegsschiffe sowie Panzer und Flugzeuge in astronomischen Zahlen zu produzieren. Der Verlust ihrer Rohstoffbasen wirkt auf die Durchführung dieses Bauprogramms nur anfeuernd. Gigantische Versenkungen von ganzen Transportflotten werden mit einem Lächern beantwortet, ja, man kann sich angesichts all dieser sich auftürmenden Hindernisse noch den Luxus einer weitverbreiteten Arbeitslosigkeit leisten, ohne daß das dem Bau von Transport- und Kriegsschiffen sowie Panzern und Flugzeugen irgendwie schadete.
Die Japaner antworteten kürzlich auf die verlogenen englisch-amerikanischen Siegesmeldungen über die Seeschlacht im Korallenmeer sehr würdig und überzeugend, daß, wer die Ehre verliere, auch den Verstand verliere. Weder Mr. Churchill noch Mr. Roosevelt sind augenblicklich überhaupt in der Lage, ihren Völkern die katastrophalen Einbußen, die sie im Korallenmeer erlitten haben, zu beichten. Das Maß ihrer Versager ist nahezu voll. Sie können sich eine schwere Niederlage kaum noch leisten. Was bleibt ihnen also anderes übrig, als aus den Hieben, die sie selbst empfangen haben, Schläge zu machen, die sie an den Gegner austeilten? So erleben wir also das beschämende Schauspiel, daß New York die Sieges-


Fahnen aufsteckt, während die USA. eine ihrer verheerendsten Seeniederlagen erleiden. Hier hat man Gelegenheit, den politischen Hochstapler zu bewundern, der dreist und frech im Frack durch den Kasinosaal geht und, sagt man ihm seine Identität auf den Kopf zu, sein lammfrommstes und unschuldigstes Lächeln aufsetzt. Wenn man ihm schon Handschellen anlegt, wird er es sich noch überlegen, Farbe zu bekennen.
Mr. Roosevelt und Mr. Churchill brauchen sich in dieser Beziehung kaum etwas vorzuwerfen. Sie sind gleiche Brüder und tragen gleiche Kappen. Als Mr. Roosevelt kürzlich gefragt wurde, ob er die Absicht habe, Mr. Churchills Besuch in Washington in London zu erwidern, gab er zur Antwort: Nein, es sei ihm in Washington sicherer als in London; er wolle erst nach dem Siege kommen — dann wird er vermutlich London nie wiedersehen —, auch wolle er der englischen Polizei keine unnötigen Schwierigkeiten bereiten, da bei einem solchen Besuch erfahrungsgemäß doch nichts herauskomme. Wie man sieht, eine runde, nette Antwort, die zugleich eine runde, nette Blamage darstellt. Da läßt sich Mr. Churchill nicht lumpen. Er hält eine Sonntagsrede über den Rundfunk, die von seinen käuflichen Journalisten als das rhetorische Meisterwerk unseres Jahrhunderts angepriesen wird, und dieser Erste Lord der Niederlagen hat die Stirn, nach dem Verluste von Hongkong und Singapur, von Burma und den niederländischen Besitzungen auf ein halbes Jahr reicher Erfolge zurückzuschauen. Was man von solchen Tiraden zu halten hat, kann man daraus ersehen, daß derselbe Mr. Churchill in derselben Rede erklärte, im Osten seien noch keinerlei Vorbereitungen für eine deutsche Offensive zu bemerken, während gleichzeitig schon zwei Tage, ohne daß er auch nur eine blasse Ahnung davon hat, die deutsche Angriffsschlacht auf der Halbinsel Kertsch tobt, die drei Tage später mit einem vollen Sieg der deutschen Waffen endet.
Wir haben uns schon mehrfach vorzustellen versucht, was das


deutsche Volk mit uns machen würde, wenn wir uns ähnliche verhängnisvolle Fehler am laufenden Band leisten wollten. Unser Volk lebt zwar nach Meinung des Durchschnittsengländers unter dem Druck einer tyrannischen Diktatur, die ihm kaum noch die Freiheit des Atmens gestattet; immerhin

aber hat es sich trotzdem noch so viel Intelligenz und gesunden Menschenverstand bewahrt, daß zu vermuten ist, es würde auf ein ähnliches Spiel mit seiner Geduld und Langmut sauer reagieren. Mag sein, daß jene neutralen Journalisten in London recht haben, die zu berichten wissen, daß Mr. Churchills Rede in England eine Welle von Optimismus erzeugt habe. Das britische Volk war auch im vorigen Sommer optimistisch, als Mr. Churchill die Non-Stop-Offensive erfand. Es war auch optimistisch, als es im Winter mit sowjetischen Siegesbulletins gefüttert wurde. Es war auch optimistisch, als die Japaner Hongkong und Singapur angriffen, als Mr. Cripps nach Indien flog, als die Engländer bei St. Nazaire und Boulogne zu landen versuchten, als die USA.-Lautsprecher erklärten, man werde der U-Boot-Gefahr schon Herr werden, als London mit einer Revolution in Italien rechnete, als man dem britischen Empire weismachte, in Berlin sei ein Aufstand gegen das Regime ausgebrochen, und die Geschütze, die zum Tag der Wehrmacht im Regierungsviertel sichtbar wurden, richteten ihre Rohre gegen das rebellierende Volk. Optimismus muß nach alledem in England eine Ware sein, die es billig zu kaufen gibt. Aber es ist denn doch sehr die Frage, ob man mit derlei Ramsch Tatsachen aus der Welt schaffen kann.

Wir glauben nicht. Wir haben uns bisher in diesem Kriege an die Tatsachen gehalten und gedenken das auch in Zukunft zu tun. Unsere Nachrichtenpolitik ist zwar manchmal etwas wortkarg, aber sie hält es für unter ihrer Würde, etwas Falsches zu behaupten oder zu verbreiten. Wir sind der Meinung, daß Vertrauen und Gelassenheit der Länge der Kriegsdauer besser zustatten kommen als ein gelegentlicher Optimismus, der zudem noch auf Täu-

-328-

schungen, falschen Voraussetzungen und Illusionen beruht. Wir bemühen uns seit Beginn dieses Krieges ununterbrochen, dem deutschen Volke die Augen für den wahren Stand der Dinge zu schärfen. Wir sprechen weniger durch Reden, als daß wir die Tatsachen sprechen lassen. Und was die Selbsttäuschung anlangt, so halten wir sie für den verhängnisvollsten Fehler, den man im Kriege überhaupt machen kann. Die Engländer bauen Illusionen auf und müssen sie dann doch über kurz oder lang wieder abbauen. Ein solches Verfahren wird sich eines Tages bitter rächen. Es beweist gar nichts gegen die Richtigkeit dieses Grundsatzes, daß Mr. Churchill vorläufig noch Glück mit dieser Taktik hat.

Das deutsche Volk lebt demgegenüber in der klaren Luft einer nüchternen und realistischen Erkenntnis. Wir sind gewohnt, Chancen und Gegenchancen sorgsam gegeneinander abzuwägen. Wir machen uns selbst nichts vor und haben es deshalb auch nicht nötig, unseren Gegnern etwas vorzumachen.

Unser Glaube an den Enderfolg beruht nicht auf Illusionen, sondern auf Tatsachen, und siegen werden wir, weil die Tatsachen am Ende doch immer stärker sind als die Illusionen.

-329-

* * * * *

# Wofür?

**31. Mai 1942**

Je länger der Krieg andauert, desto stärker macht sich auf der Feindseite das Bestreben geltend, ihre Kriegsziele wenn nicht tatsächlich, so doch wenigstens propagandistisch denen der Achsenmächte näherzuführen und anzugleichen. Während man noch in den Jahren 1939 und 1940 sein Genügen darin fand, lediglich Hitler und sein Regime zu bekämpfen und für die Aufrechterhaltung der Weltdemokratie einzutreten, gibt es heute kaum noch eine englische oder amerikanische Zeitung, die nicht mit heiligem Eifer für eine vernünftigere Weltordnung, für gerechte Verteilung der Rohstoffe, für die Freiheit der Meere und .Transportwege, für eine soziale Neugliederung der Völker sowie gegen

kapitalistische und plutokratische Ausbeutung, gegen imperialistischen Machthunger und egoistische Profitjägerei eintritt. Der bekannte englische Schriftsteller Bernard Shaw erklärte kürzlich in einem Interview, kein Volk werde vermutlich ohne starke nazistische Infektion aus diesem Kriege hervorgehen, und selbst die Sowjetunion habe nur da Erfolge zu verzeichnen, wo sie unsere Art des Führens und Regierens nachahme. Wir könnten also, wenn diese Entwicklung nicht nur auf dem Papier stände, mit ihr außerordentlich zufrieden sein.
Aber sie steht nur auf dem Papier. Man hat in den Feindstaaten offenbar das dumpfe Empfinden, daß man mit den alten Weltkriegsparolen keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken kann; und da auf dem eigenen geistigen Beet nichts Genießbares wächst, pflückt man den Salat in unserem Garten. Wenn das so weitergeht, so wird vermutlich in einiger Zeit der Mann von der
-330-

Straße in England und USA. erstaunt fragen, warum denn überhaupt noch kämpfen, da das, was die Churchill und Roosevelt durch Krieg zu erreichen versuchen, Hitler im Frieden ja immer schon gewollt und angestrebt habe.
Ganz genau so verfuhren unsere innerpolitischen Gegner in den Jahren 1931 und 1932, als der Nationalsozialismus anfing, die Massen in Bewegung zu setzen und die parlamentarischen Parteien ihre Existenzberechtigung überhaupt nur noch durch geistige Anleihen bei uns nachzuweisen in der Lage waren. Keiner wollte mehr etwas von der bis dahin so gerühmten Demokratie wissen. Alle traten gegen die Parteienmißwirtschaft auf, aus der keine nationale Führung mehr hervorgehen könne. Jede politische Gruppe schrieb die Volksgemeinschaft an die Spitze ihres Programms, und die Versöhnung der Klassen war von den Kommunisten bis zu den Deutschnationalen das selbstverständliche und allgemein anerkannte Hochziel aller politischen Bestrebungen. Sie unterschieden sich von uns nur durch die schlichte Tatsache, daß wir den neuen Staat mit Hitler erkämpfen wollten, sie dagegen den Standpunkt vertraten, daß Hitler und seine Partei zuerst vernichtet werden müßten, damit dieser Staat aufgebaut werden könne.
Nun wird man zugeben, daß es mindestens unklug wäre, zum Schuster zu gehen, um sich einen neuen Anzug anfertigen zu lassen. Genau so unklug aber war es damals, mit den parlamentarischen Parteien den Parlamentarismus zu bekämpfen, wie es heute unklug ist, mit Churchill und Roosevelt gegen den Imperialismus und die Plutokratie und für eine neue kontinentale Ordnung zu Felde zu ziehen. Sie und ihre Systeme sind ja die Nutznießer des Übels. Sie wollen ja gar keine neue Welt, sie mögen noch so begeistert davon schwärmen. Denn hätten sie sie gewollt, wozu haben sie uns den Krieg erklärt, da wir sie ja mit ihnen im Frieden herbeizuführen bereit waren? Es bedarf also keiner langatmigen Argumente, um darzutun, daß die Plutokratie hier die Absicht verfolgt, ein
-331-

großangelegtes Plagiat zu versuchen, daß sie überhaupt nur vom geistigen Diebstahl an uns lebt und ihre wirklichen Kriegsziele allgemein so diskreditiert sind, daß sie sie öffentlich gar nicht mehr auszusprechen wagt.
So ist es! Man hat den Krieg vom Zaune gebrochen, weil man sich mit unserer Art zu leben, wie man behauptete, nicht aussöhnen konnte, und schon im Verlauf dieses Krieges haben wir den Triumph zu verbuchen, daß die Feindseite den Krieg geistig überhaupt nur durchhalten kann, indem sie unsere Art zu leben für das eigentliche Ziel ihres Krieges erklärt.
Welch eine seltsame Wandlung und welch eine erstaunliche Umkehrung der politischen Stoßrichtung des Krieges! Welch eine historische Rechtfertigung aber auch für die Zielklarheit unseres Wollens und für die Berechtigung unseres politisch-militärischen Kampfes! Wir sind während des ganzen Krieges

noch nicht einen Zentimeter von dem Standpunkt abgewichen, den wir einnahmen, als er uns aufgezwungen wurde, ganz zu schweigen etwa, daß wir unseren Feinden hätten entgegengehen müssen. Sie aber sind gezwungen, geradezu mit Siebenmeilenstiefeln auf uns zuzurasen, weil sie sonst Gefahr laufen, den Anschluß zu verpassen und bei ihren eigenen Völkern hinten herunterzufallen.

Auch bei uns wird vielfach die Wendung gebraucht, daß dieser Krieg ein Volkskrieg sei und deshalb auch in einem Volkssieg sein Ende finden müsse; was nebenbei bemerkt für Lord Halifax Grund genug war, sie für sich zu okkupieren und zu behaupten, das sei ausgerechnet auch die englische Auffassung. Davon abgesehen sagt dieser Satz genau das, was gemeint ist. Noch niemals in der Vergangenheit wurde ein Krieg so wie dieser vom ganzen Volke getragen und geführt. Er geht uns alle an. Er schneidet zuweilen mit härterem, zuweilen mit weicherem Schnitt in das Leben eines jeden Einzelnen von uns ein. Er fordert von der ganzen Nation so schwere Opfer, daß es eine schreiende geschichtliche



Ungerechtigkeit wäre, wenn der Sieg nicht auch der ganzen Nation zugutekommen würde. Es gibt keine Schicht in Deutschland von irgendeinem politischen Einfluß, die das nicht wollte. Das ist die Meinung aller, die etwas zu sagen haben, vom Führer angefangen bis zum letzten Amtswalter und Soldaten.

Uns allen soll es nach dem Siege besser gehen, als es uns vor dem Kriege gegangen ist. In einer neuen Ordnung muß Europa so gegliedert und organisiert werden, daß es sich selbst ernähren kann. Die materiellen Voraussetzungen seines Wohlstandes und seines sozialen Glückes werden so gesichert sein, daß sie nach menschlichem Ermessen keiner Gefährdung mehr ausgesetzt sind. Dies muß der letzte Krieg um die europäische Neuordnung sein, und sein Ergebnis wird darin bestehen, daß unser Erdteil unter der Führung der Achsenmächte seine wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Kräfte frei entwickeln kann, ohne durch plutokratische antikontinentale Interesseneinflüsse daran gehindert zu werden.

Das geht nicht nur die europäischen Völker in ihrer Gesamtheit, das geht auch jeden einzelnen ihrer Bürger an. Vor allem aber uns Deutsche. Wir haben seit 1914 nicht mehr an einem vollgedeckten Volkstische gesessen. Seit dem ersten Weltkrieg war Schmalhans bei uns Küchenmeister, und daß wir als Nation überhaupt noch existieren, das haben wir nicht einem etwaigen Reichtum unserer Mittel und Möglichkeiten, sondern nur unserem Fleiß, unserer großen Gabe, aus der Not eine Tugend zu machen, und unserem genialen Organisations- und Improvisationstalent zu verdanken. Aber ewig kann ein nahezu Hundert-Millionen-Volk nicht von der Hand in den Mund leben. Wir waren kaum noch in der Lage, uns zu vermehren, ohne Gefahr zu laufen, bei zwei oder drei aufeinanderfolgenden Mißernten vor der Hungerkatastrophe zu stehen. Das wäre noch erträglich, wenn es überall in der Welt so wäre. Unterdes aber lagen anderswo die weiten Ländereien und Rohstoff



gebiete unausgenutzt. Man schüttete den Kaffee in Millionen Zentnern ins Meer hinein und heizte die Lokomotiven mit Baumwolle, weil wir sie nicht kaufen konnten und man sonst nicht wußte, wohin mit dem Überfluß. Daß dieser Übelstand einmal bereinigt werden mußte, lag auf der Hand. Deutsche Bauernburschen marschierten als Soldaten durch die Ukraine, und sie hoben am Wege schwarze, fruchtbare Erde mit den Händen auf, ungezählte Kilometer weit unbestellt, und zu Hause gab es keine Butter und zu wenig Brot, weil im April nicht genug Regen gefallen war.

Wo sollte die Weltordnung hingeraten, wenn die klugen, tapferen und intelligenten Völker, die ihre politischen Chancen in ihrer Geschichte aus hier nicht zur Debatte stehenden Gründen nicht ausgenutzt haben, auf ewig zu einem Habenichtsdasein verurteilt wären, während primitivere Völker, die; weil sie

primitiver und deshalb auch brutaler und rücksichtsloser waren, im Überfluß leben, ohne überhaupt etwas damit anfangen zu können Ist es unsere Schuld, daß wir bei reicheren nationalen Möglichkeiten wahrscheinlich eine noch größere nationale Kraftentfaltung tätigen würden als heute unter den entgegengesetzten Bedingungen? Wie kann geschichtlich gesehen der Grund als durchschlagend anerkannt werden, daß man den Fleißigen und Starken mager halten müsse, damit er nicht zu mächtig werde?

Heute weiß jeder deutsche Soldat, Arbeiter und Bauer, wofür wir kämpfen und arbeiten. Das ist kein Krieg für Thron und Altar; es ist ein Krieg für Getreide und Brot, für einen vollgedeckten Frühstücks-, Mittags- und Abendtisch, ein Krieg für die Erringung der materiellen Voraussetzungen zur Lösung der sozialen Frage, der Frage des Wohnungs- und Straßenbaues, des Baues einer Kriegs-, Handels- und Reiseflotte, des Baues von Volkswagen und Traktoren, von Theatern und Kinos für das Volk bis ins letzte Dorf hinein, ein Krieg um die Rohstoffe, um Gummi, um Eisen und Erze, kurzum, es ist ein Krieg um ein menschenwürdiges

-334-

nationales Dasein, das wir als verschämte Arme bisher zu führen nicht in der Lage waren.

Es mag ein guter Ruf sein, einem Volke nachzusagen, daß es auch mit Wenigem auszukommen verstehe und die spartanische Lebensführung gewissermaßen zu einer Kunst des Selbstverständlichen entwickelt habe. Aber aus diesem Ruf darf kein Beruf werden, und die nationale Armut darf nicht so weit gehen, daß sie nicht mehr die volle Entwicklung der nationalen Fähigkeiten und Kräfte erlaubt. Und das war bei uns der Fall. Mag sein, daß dadurch andere Energien in unserem Volke lebendig geworden sind, die in nicht geringem Umfange unsere heutige Macht begründeten. Aber endlich muß ein Volk ja auch einmal die Erfüllung seines nationalen Wunschbildes nähergerückt sehen. Man kann nicht ewig für Ideale kämpfen, und es ist auf die Dauer eher ein Zeichen der Gutmütigkeit eines Volkes als seiner Klugheit und politischen Weitsicht, den Kulturdünger für die Welt zu stellen. Wir jedenfalls sind dieser Rolle überdrüssig. Wir wollen nun endlich einmal als Volk einkassieren. Es ist unser heißester Wunsch, am Ende dieses Krieges in den Genuß unseres ewigen Arbeitens, Kämpfens, Mühens und Duldens zu kommen.

Neben all dem anderen, was uns als Nation in diesem gigantischen Ringen bewegt, ist die Sehnsucht nach Glück und Frieden, nach Wohlstand und gesichertem Dasein einer der Hauptantriebe unseres Willens zum Siege und unserer zähen Beharrlichkeit in der Verfolgung dieses Zieles. Ein jeder von uns malt sich in seinen geheimsten Wünschen ein zukünftiges Leben aus, das jedenfalls besser ist als dasjenige, das er verließ, als er das Gewehr in die Hand nahm oder an Pflug und Drehbank trat, um mit verdoppelter Arbeit seinem Volke für diesen Krieg das tägliche Brot und unseren Soldaten Waffen und Munition zu schaffen. Wir sehen dann im Geiste ein glückliches Volk vor unseren Augen, in einem Lande voll von blühender Schönheit, von den Silberbändern breiter

-335-

Straßen durchzogen, die auch für das bescheidene Auto des kleinen Mannes freistehen. An ihren Rändern liegen schmucke Dörfer und breitgelagerte Städte mit sauberen und geräumigen Häusern, in denen kinderreiche Familien wohnen, weil sie ihnen ausreichend Platz bieten. Auf den unübersehbaren Feldern des Ostens wogt das gelbe Getreide, genug und übergenug, um unser Volk und ganz Europa zu ernähren. Die Arbeit wird uns wieder eine Freude sein, und sie wird sich die Hand reichen mit einer Fülle der Lebensbejahung, die ihren Ausdruck in rauschenden Festen und besinnlichem Frieden findet. Die Theater und Musiksäle, die Kinos und Gemeinschaftsräume in Stadt und Land füllen sich allabendlich mit fröhlich gestimmten Menschen. Die Kunst geht zum Volke, und das Volk geht zur

Kunst. Nicht nur unsere Kinder sollen in den Genuß dieses schöneren Lebens kommen; wir wollen es auch für uns selbst erobern und in seinem Glücke den geschichtlichen Lohn für über ein Vierteljahrhundert Kampf, Sorge, Arbeit und Plage finden.
Wir können nur, mitleidig lächeln, wenn die imperialistischen Plutokraten vom Schlage der Churchill und Roosevelt dem Führer vorwerfen, er wolle die Welt erobern, um seinem dämonischen Ehrgeiz zu frönen. Nein, er hat die Nation aufgerufen, zu kämpfen und zu arbeiten, um damit die elementarsten Bedingungen ihres Lebens zu verteidigen, die durch ihre Feinde bedroht sind, und darüber hinaus die Voraussetzungen eines nationalen Wohlstandes zusichern, der unserem Volke so viel an irdischem Glück gibt, wie es verdient.
Das ist unser Kriegsziel. Es geht uns alle an. Wir können gar nichts verlieren als nur die Enge unseres Lebens, die die Ursache unserer nationalen und völkischen Not ist.
Fragt man uns also, wofür wir kämpfen, so brauchen wir darauf nicht mit Phrasen zu antworten. Wir sagen klar und deutlich und ohne Umschweife für ein Leben, das wert ist, von hundert Millionen gelebt zu werden.
-336-

* * * * *

# Helden und Filmhelden

**7. Juni 1942**

Nichts ist charakteristischer für die jüdisch-demokratische Welt-, Lebens- und Geschichtsauffassung als die in ihr sich allmählich, aber mit einer fast unheimlich anmutenden Zwangsläufigkeit vollziehende Umwertung aller Werte nach der negativen Seite hin. Wir haben dafür ja aus der republikanischen Systemzeit noch so viele Beispiele im Gedächtnis, daß es kaum noch nötig erscheint, solche anzuführen. Der Held war der Trottel und der Feigling der Ehrenmann. Man war lieber dreimal Sklave und lebendig als einmal frei und tot. Der kinderreiche Familienvater wurde als lächerliche Zeitfigur bespöttelt und der homosexuelle Lustknabe als Idealfigur neudeutscher Männlichkeit herumgereicht. Die großen Männer unserer Geschichte waren entweder entartete Kretins oder gewissenlose Blutsäufer. Nicht der Mörder, sondern der Ermordete war schuldig. Kapitale Verbrecher wurden als Seelen von Menschen geschildert, deren Innenleben willkommenen Stoff für feinsinnige psychoanalytische Studien bot. Kurzum, das Heldenideal war, wie einer der prominentesten jüdischen Wortführer im ersten Berliner Judenblatt erklären durfte, das dümmste aller Ideale und die Toten des Weltkriegs auf dem Felde der Unehre gefallen.
Rückschauend möchte man eine solche Gesinnungsart als schizophren bezeichnen. Aber sie war mehr als das. Die, die sie zur Schau trugen und dafür mit einer glitzernden Geistigkeit in der Öffentlichkeit plädierten, glaubten nicht etwa selbst an sie; im Gegenteil, sie benutzten sie nur, um damit die Denk- und
-337-

Gefühlswelt ihres Gastvolkes langsam, aber sicher zu unterminieren und damit reif zu machen zum großen geistigen Umsturz, den wir unter dem Namen Bolschewismus nur allzu genau kennen. Seine Vorläuferin ist die Demokratie. Sie bedeutet Umwertung der Werte im eben geschilderten Sinne, den Weg, an dessen Ende das Chaos steht.
Auch auf der Seite des Feindes können wir heute den gleichen Prozeß wahrnehmen. Es ist das der klassische Beweis dafür, daß ihre geistige Kriegführung in der Hauptsache von Juden bestritten wird, die man gar nicht erst im Radio London reden zu hören brauchte, um auf ihre semitische Identität zu schließen. Daraus erklärt sich auch die uns sonst vielfach gänzlich unerklärbar bleibende Perversion

der feindlichen Gedanken- und Gefühlswelt, die sich längst daran gewöhnt hat, in Niederlagen und Rückzügen Siege und in geschichtlichen Vernichtungsschlachten über den Gegner katastrophale Rückschläge zu sehen. Danach gewinnt man den Krieg am einfachsten dadurch, daß man sich nicht oder nur ganz ungenügend auf ihn vorbereitet, daß man einen Rückzug nach dem anderen antritt, daß man im Verlust lebenswichtiger wirtschaftlicher und strategischer Positionen Anlässe der Ermunterung erblickt, daß man die Raffgier der Plutokratie als neue soziale Ordnung ausgibt, daß man Kirchen niederbrennt und Priester hunderttausendfach hinmordet und dafür das Prädikat eines edlen Gottesstreiters empfängt, daß man 180 Millionen Menschen in ein körperliches und seelisches Gefängnis einsperrt, sie auf den denkbar niedrigsten Lebensstandard herunterdrückt und ihnen dann weismacht, das sei das Paradies auf Erden.
Auch die Wertung der Menschen selbst geschieht auf eine ähnliche Weise. Soldaten, die wie die Engländer und Amerikaner überall, wo sie antreten, geschlagen werden, sind eben deshalb ihren Gegnern turmhoch überlegen, und zwar sowohl in der Bewaffnung wie in der Moral. Generäle, deren einziges Verdienst


darin besteht, sich rechtzeitig vom Feind zu lösen, entweder mit ihren Truppen oder auch allein oder mit ihren Familien, sind Feldherren, die nur neben Alexander, Cäsar, Friedrich dem Großen oder Napoleon genannt werden dürfen. Wahre militärische Führernaturen dagegen, die bei ihrer Truppe ausharren, auch in der verzweifeltsten Situation keine Sekunde an Kapitulation denken, sondern in Not und Tod standhaft bleiben und dem harten Schicksal trotzen, verdienen kaum erwähnt *zu* werden.
In Bezug auf die USA. wird beispielsweise der sogenannte General MacArthur zu einem wahren Volkshelden aufgeblasen. In Deutschland dagegen wird beispielsweise Generalmajor Scherer mit zwei, drei Zeilen anerkennend im OKW-Bericht hervorgehoben. Worin unterscheiden sie sich, und wer von beiden ist ein Held und wer ein Auskneifer?
Im Osten ist während des vergangenen Winterfeldzugs eine deutsche Kräftegruppe abgeschnitten und hält sich ganze 107 Tage auf eigene Faust und aus eigenem Vermögen. In dieser Zeit finden 128 Feindangriffe schwerer und schwerster Art gegen diese Kräftegruppe statt, die sie mit 10 Gegenangriffen und 43 Gegenstößen beantworten. Die Offiziere der abgeschnittenen Gruppe wissen mit Liebe und Bewunderung davon *zu* berichten, wie ihr Generalmajor bei ihnen und ihren Truppen ausharrt, für jeden seiner Soldaten zu jeder Stunde Verständnis und ein offenes Ohr hat und wärmsten Anteil nimmt an allem, was den einzelnen Mann angeht und bewegt. So wird er in der harten Zeit des Abgeschnitten-seins zu einem steten seelischen Kraftquell für Offizier und Mann. Drei Tage bleibt die eingeschlossene Gruppe gänzlich ohne Versorgung; dann setzt die äußerst schwierige und gefahrvolle Versorgung durch die Luftwaffe ein, die für ihre Kameraden Bravour-stücke an Heldenmut und Einsatzbereitschaft vollbringt. Fast die ganze Zeit hindurch waren nur umgehauene Obstbäume und ein Astverhau die einzige Geländeverstärkung im Kampf gegen die


von allen vier Himmelsrichtungen aus angreifenden Feindkräfte. Panzer standen unseren Soldaten nicht zur Verfügung, während die Sowjets unentwegt und immer wieder mit neuen aufgefrischten Panzerkräften vorstießen. Für die Unseren gab es keine wärmende Bleibe, die Schutz bot gegen die barbarische Kälte. Die feindliche Artillerie hatte bald die letzten Häuserreste zertrümmert. Der Soldat mußte aushalten, ohne sich in den festgefrorenen Boden eingraben zu können. Er hatte nicht einmal ein Stück Hindernisdraht vor seinem Schützenloch.

"Wir konnten nicht verhindern, daß der Feind auch die Häuser unter Feuer nahm, in die wir unsere Verwundeten gebettet hatten. Dann hieß es wieder zugreifen, sie wieder herausschaffen und irgendwo anders notdürftig unterbringen. Wie viele aber wurden verwundet und blieben trotzdem mit in vorderster Linie!" so erklärt General Scherer einfach und unpathetisch in einem Interview.
Am 6. Mai meldet der OKW-Bericht: "Im nördlichen Abschnitt der Ostfront stellten deutsche Truppen in kühnem, planmäßig vorbereitetem Angriff die Verbindung zu einem vom Feind eingeschlossenen wichtigen Stützpunkt wieder her. Die unter dem Kommando des Generalmajors Scherer stehende Besatzung dieses Stützpunktes hat seit dem 21.1.1942 in hartem Abwehrkampf zahlreichen Angriffen überlegener feindlicher Kräfte mit hervorragender Tapferkeit standgehalten." An dem Tage, da diese Verbindung wiederhergestellt wurde, zählte der Stützpunkt zur Hälfte Verwundete und zur Hälfte Gewehrträger.
Von diesem Vorgang nimmt die jüdisch-demokratische Weltpresse überhaupt keine Notiz. Und nun das Gegenstück dazu.
Der Kampf der Japaner gegen Gorregidor beginnt nach der Evakuierung Bataans am 10. April und endet nach 26 Tagen durch Kapitulation der USA-Besatzung am 6. Mai. Am 10. April hatten auf Bataan 60.000 Mann um Waffenstillstand gebeten. 3500 waren


nach Corregidor entkommen. General MacArthur, ihr Befehlshaber, hatte Bataan vorsichtigerweise schon am 10. März mit seiner Familie verlassen, nicht ohne seinen zurückbleibenden Truppen Tapferkeit, Mut und zähe Ausdauer eindringlich zur Pflicht zu machen. Seine Frau gab den Soldatenfrauen den guten Rat, bei ihren Männern zu bleiben, und befolgte ihn auch für ihre Person, indem sie ihren Mann auf der Flucht begleitete. Von Australien aus gab General MacArthur prahlerische Erklärungen heraus, die in der Behauptung gipfelten, er werde als Sieger in Tokio einziehen. Unterdes nahmen die Japaner auf Gorregidor von seinen Truppen 12495 Soldaten gefangen. Die Totenzahl betrug bei der Kapitulation genau 640. Es standen auch nach amerikanischen Angaben noch genügend Lebensmittel zur Verfügung, um den Kampf ein halbes Jahr lang weiterzuführen. Auch fehlte es für die Fortsetzung des Kampfes in keiner Weise an Waffen oder Munition.
Corregidor ist eine der stärksten Naturfestungen der Welt. Die ganze Insel ist durch ausgedehnte Verteidigungsstellungen, Magazine, Befehlsstellungen usw. unterminiert. Die unterirdischen Galerien, die die einzelnen Verteidigungsstellungen miteinander verbinden, sind breit genug, um eine doppelgleisige Transportbahn aufnehmen zu können. Für die Befestigungsanlagen waren in Friedenszeiten 500 Millionen Dollar ausgegeben worden. Die USA-Öffentlichkeit sprach von Gorregidor als dem Gibraltar der Vereinigten Staaten. Amerikanische Fachleute hielten es für uneinnehmbar. Hinzu kam die insulare Lage, die keinen Panzerangriff erlaubte, sondern die Offensive lediglich auf Artilleriefeuer und Luftangriffe beschränkte. Selbstverständlich, daß für die Verwundeten bombensichere Unterstände, Kliniken, Operationssäle usw. in ausreichendem Umfange vorhanden waren. Die amerikanischen Soldaten aber zogen dem Aufenthalt darin den in der japanischen Gefangenschaft anscheinend vor. Was hätte sie auch veranlassen sollen, tapferer zu sein als ihr General, der in Australien


sicheren Boden unter den Füßen hatte und dem man zu Hause durch einen grotesk aufgezogenen Propagandaschwindel ausdrücklich bestätigte, daß er der größte lebende Held der USA. sei! Hier zeigt sich die perverse Umkehrung der Tatbestände und die Glorifizierung einer feigen Flucht in einem Reklamefeldzug, der für unsere Begriffe gänzlich unverständlich ist Diesem General MacArthur würde

man bei uns, gelinde gesagt, nur bestätigen können, daß er vergessen habe, in Hollywood auszusteigen. Die USA-Presse aber erklärt, daß die Verteidigung Corregidors genau so wie die Bataans eine der tapfersten Taten in der amerikanischen Geschichte sei. Die Londoner "Times", vielgeübt schon in diesem Kriege in der Lobpreisung glänzender strategischer Rückzüge, behauptet gar, Corregidor könne nur mit der Schlacht bei den Thermopylen verglichen werden, und der Sender Boston bezeichnet den Widerstand des Inselforts als ein reines Wunder.

Aber nicht genug damit, wird der feige ausgerissene General MacArthur von der amerikanischen Judenpresse als geeigneter Bewerber für den Posten des Präsidenten der Vereinigten Staaten angepriesen. Man enthüllt in verschiedenen USA-Städten bereits Denkmäler für ihn. Die Bevölkerung trägt seine Plakette im Knopfloch, und in England widerfährt ihm die höchste Ehre, die man überhaupt nur zu vergeben hat: er erhält eine Ehrennische in Madame Tussauds berühmtem Wachsfigurenkabinett. United Press meldet ergänzend dazu; daß dem Modell seines Kopfes ein Körper und eine Uniform hinzugefügt sein werden.

Und hier wären wir denn glücklich wieder bei der Schizophrenie angelangt. Wenn man auch all diesen grotesken Unsinn mit der Bemerkung abtun könnte, daß unter Blinden naturgemäß der Einäugige König ist und ein Land ohne Geschichte und Kultur eben andere Begriffe von Heldentum haben müsse als ein Land, das auf eine zweitausendjährige ruhmreiche Geschichte zurückblicken könne, so hat die Sache doch auch ihre ernste Seite. Man

-342-

mag sich hier die Frage vorlegen, bis zu welchem Grade die jüdische Geistigkeit ein Volk zu entarten und zu verdummen in der Lage sei; und in der Beantwortung dieser Frage liegt auch die Gefahr aufgezeichnet, vor der die moderne Menschheit steht, wenn sie diesem geistigen und seelischen Aufweichungsprozeß keinen Einhalt gebietet. Wir haben ihn hier nur an einer Gegenüberstellung aufgezeigt. Die geistige Kriegführung unserer Zeit bietet solcher Beispiele täglich Dutzende.

Held oder Filmheld, das ist hier die Frage. Wem die Göttin des Sieges am Ende des gewaltigen Ringens unserer Tage den Lorbeer reichen wird, das kann für den geschichtlich denkenden Menschen keinem Zweifel unterliegen. Wir haben der künstlich aufgeblasenen Talmigröße der Gegenseite eine ganze Reihe stolzer, ruhmbedeckter Namen gegenüberzustellen. Sie dienen dem größten Feldherrngenie unserer Geschichte, und hinter ihnen marschieren Millionen deutscher Soldaten, in Kampf und Sieg, in Härte und Entbehrung tausendfach erprobt.

Sie werden in die Geschichte unseres Volkes eingehen, und ihre Namen werden kommenden Geschlechtern noch leuchten, wenn der Tagesruhm der amerikanischen Filmhelden zerlaufen sein wird wie das Wachs ihrer Figuren in Madame Tussauds Wachsfigurenkabinet.

-343-

* * * * *

# Der Luft- und Nervenkrieg

**14. Juni 1942**

Der Krieg ist für die Feindseite in ein Stadium eingetreten, in der ihr jedes Mittel recht zu sein scheint, ihn trotz aller für sie ungünstigen, um nicht zu sagen verzweifelten Chancen doch vielleicht noch zu einem erträglichen Ergebnis zu führen. Selten in der Geschichte waren in einer militärischen Auseinandersetzung, in der es um Sein oder Nichtsein der daran beteiligten Völker ging, die Gewichte so verschieden verteilt wie hier. Während die Achsenmächte auf eine lange, fast überhaupt nicht abreißende Kette stolzer Siege zurückblicken können, reiht sich für die Feindseite Mißerfolg an Mißerfolg und Niederlage an Niederlage. Es wird für den späteren Geschichtsschreiber immer ein

unlösbares psychologisches Rätsel bleiben, wie ihre Völker trotzdem an einen guten Ausgang glauben und damit gewissermaßen in ewigen Rückzügen die Vorstadien eines kommenden Sieges erblicken konnten. Man kann sich das nur aus ihrer eigentümlichen Mentalität erklären, die durch eine gewissen- und bedenkenlose Propaganda bis zu einem solchen Grade des Mangels an eigener Urteilsfähigkeit verbildet wurde.
Die militärischen Möglichkeiten, die der plutokratisch-bolschewistischen Koalition noch verblieben sind, erscheinen im augenblicklichen Stadium der Dinge äußerst gering. Wenn man sich auch in London, Washington und Moskau mit dem Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben versucht und auf forschende Fragen, die von ernstzunehmenden Teilen der Öffentlichkeit immer wieder erhoben werden, mit dunklen, drohenden Andeutungen reagiert, so weiß doch jeder kundige Thebaner, daß dahinter nicht
-344-

viel mehr als ohnmächtiges Kraftprotzentum steht. Man fühlt sich in der eigenen Schlinge gefangen. Der Krieg, den man so ruchlos vorbereitet und angezettelt hat, beginnt gegen seine Urheber auszuschlagen. Man ist zwar noch in der Lage, dem verhaßten Feind Schaden zuzufügen, ihn in seinem Besitztum oder im arbeitsamen Frieden seiner Städte und Dörfer zu treffen, aber an der allgemeinen Kriegslage kann das nichts mehr ändern. Die Dinge entwickeln sich bereits nach ihren eigenen Gesetzen.
In England müßte nicht Mr. Churchill am Ruder sitzen, wenn London nicht versuchen wollte, durch blindwütigen und zerstörerischen Terror das zu erreichen, was für die Feindseite durch eine anständige und faire Kriegführung gänzlich unerreichbar bleibt. In britischen Zeitungen wird augenblicklich über den Luftkrieg mit einem Zynismus geschrieben, der nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Diskussionen sind denkbar gut geeignet, einen Einblick in den englischen Nationalcharakter zu gewähren, und geben uns auch einen außerordentlich lehrreichen Anschauungsunterricht darüber, was unser wartete, wenn wir uns jemals in der Willkür der britisch-plutokratischen Herrenschicht befänden. Aber Gott sei Dank ist das, was sich hier nackt und bloß in brutaler Roheit offenbart, kein Zeichen der Stärke, sondern nur der Schwäche und einer ohnmächtigen Wut. Wer schimpft und droht, hat immer unrecht. Wir haben es niemals nötig gehabt, den Engländern ein finsteres, infernalisches Ende vorauszusagen; wir wissen, daß ihre geschichtlichen Fehler zu einer geschichtlichen Katastrophe rühren werden. Wir haben auch nie den Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung aus Willkür, Rache oder dunklen Haßgefühlen gefordert. Wir wehren uns unserer Haut und wenden im Kampf um unsere nationale Existenz die Mittel an, die uns der Gegner jeweilig aufzwingt.
Anders Mr. Churchill. Er ist offenbar in rasender Wut über seine bisherigen militärischen Mißerfolge und trotz allem Geschrei
-345-

nicht in der Lage, dem Druck der Sowjets nachzugeben und zur Entlastung der Bolschewisten in Westeuropa eine zweite Front aufzurichten. Wenn dazu auch nur eine geringe Möglichkeit bestünde, so würde seine Abenteurernatur sie gewiß begierig aufgreifen. Es fehlt ihm, von allem anderen ganz abgesehen, die dazu benötigte Tonnage. Er weiß so gut wie wir, daß ihm bei einem Versuch der Landung in irgendeinem Teil des Kontinents ein Empfang bereitet würde, der für England in kurzer Zeit zu einem zweiten, schlimmeren Dünkirchen führen müßte. Er kann sich eine solche Niederlage nicht noch einmal leisten, ohne das Empire in seine tödlichste Krise zu führen. Und so bleibt ihm denn nichts anderes übrig, als mit dunklen Drohungen um sich zu werfen und die täglich dringender werdenden Forderungen der Bolschewisten auf andere, weniger gefährliche Weise zu befriedigen.

Seine Abschlagszahlungen sind die Nachtangriffe der Royal Air Force auf die deutsche Zivilbevölkerung.
Wir haben niemals bezweifelt, daß man uns durch diese Art der Kriegführung einigen und auch schweren Schaden zufügen kann. Es ist aber die Frage, ob sie geeignet erscheint, die militärische Lage an sich grundlegend zu beeinflussen, und ob die Erfolge, die Mr. Churchill sich davon verspricht, auch nur zu einem ins Gewicht fallenden Bruchteil tatsächlich eintreten werden. Es bedarf gar keiner Betonung, daß die davon betroffene deutsche Zivilbevölkerung unter diesen britischen Terrormaßnahmen bitter zu leiden hat. Sie weiß sich dabei im Mitgefühl und in der warmen Anteilnahme des ganzen deutschen Volkes, das ihren Kampf und die dabei zur Schau getragene Haltung mit stärkster Bewunderung verfolgt und beobachtet. Aber man irrt in London, wenn man glaubt, man könne durch Terror die deutsche Moral brechen. Wir haben schon hundertmal betont und wiederholen es zu allem Überfluß noch einmal, daß das deutsche Volk von heute nicht mit dem deutschen Volke von 1918 verglichen
-346-

werden kann und daß unser damaliger moralischer Zusammenbruch eine einmalige Ausnahme und nicht die Regel war.
Ebenso unsinnig ist die englische Annahme, man könne durch solche terroristischen Luftangriffe unsere Rüstungs- oder Versorgungswirtschaft entscheidend treffen. Die dort angerichteten Schäden sind nicht bedeutend genug, als daß sie unsere Kriegführung irgendwie lahmen könnten; wenn die Engländer wüßten, was sie bei ihren Nachtangriffen tatsächlich vernichten und was sie nur zu vernichten glauben, so würden sie auf diese Seite des Luftkrieges keinen so gesteigerten Wert mehr legen. Die Verluste, die sie bei ihren nächtlichen Einflügen erleiden, sind enorm. Sie übersteigen bei weitem das Kontingent, das sie sich leisten können, und wenn auch Mr. Churchill durch künstliches Heraufschrauben der Ziffern der angreifenden Flugzeuge die Prozentzahl der abgeschossenen Flugzeuge herabzusetzen versucht, so kann er damit natürlich dem politischen Straßenpöbel imponieren, uns aber in keiner Weise täuschen. Überhaupt ist man auf der Feindseite im Aufstellen von Zahlenbeweisen nicht allzu wählerisch. Wir hatten bei dem großen britischen Luftangriff auf Köln in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai im ganzen 305 Tote zu beklagen. Diese Zahl ist gewiß hoch, und den betroffenen Familien ist durch die britische Willkür schwerstes Leid zugefügt worden. Wenn aber amerikanische und danach auch englische Zeitungen von einer Totenzahl von 20.000 sprechen, so mag man daraus ersehen, was man auf der Feindseite gewünscht hatte, wie weit aber diese Wünsche von den Tatsachen entfernt sind.
Wir haben bisher im Verlaufe von etwas über zweieinhalb Jahren Krieg bis zum Stichtag des l. Juni 1942 7430 Todesopfer des feindlichen Bombenkrieges zu beklagen. Niemand wird die Roheit des Herzens aufbringen, diese Zahlen irgendwie zu beschönigen oder zu bagatellisieren. Auch diese Toten sind für des Reiches Freiheit gefallen. Sie stehen als Ankläger vor der englischen
-347-

Kriegführung, die sich seit jeher durch eine zynische Brutalität auszuzeichnen pflegte und hier ihrem alten Ruf nur Ehre macht. Aber man bekommt erst ein richtiges Verhältnis zur Höhe dieser Zahl, wenn man ihr gegenüberstellt, daß im Verlauf der letzten zweieinhalb Friedensjahre in Deutschland 15 039 Menschen dem modernen Verkehr zum Opfer fielen. Das soll nicht heißen, daß wir den jeweiligen Wert des Sterbens auch nur im entferntesten miteinander vergleichen wollten: wir wollen damit nur die britischen Prahlereien in ihre Schranken zurückweisen.

Aus allen Städten, die die Engländer bisher angriffen, wird uns einheitlich berichtet, daß die Moral der betroffenen Bevölkerung über jeden Zweifel erhaben sei. Man nimmt die mit diesen Terrorakten verbundenen Leiden zwar nicht leicht — wie sollte man auch! —, aber man fühlt sich auf einem entscheidenden Vorposten unserer zivilen Kriegführung. Man durchschaut genau, was Mr. Churchill mit diesen Angriffen bezweckt, und man weist es weit von sich, ihm den Gefallen zu tuen, schwach zu werden. Das britische Manöver ist zu durchsichtig, als daß es zum Erfolge führen könnte; und zudem haben die Engländer auch ihre damit verbundenen Absichten allzu offen zum Ausdruck gebracht. Man kann nicht hoffen, durch Terror die Moral einer Bevölkerung zu brechen, wenn man so zynisch eingesteht, daß man das wolle und versuche, und vor allem, wenn das Volk ganz genau weiß, was die Folge einer Schwäche sein würde. Im übrigen werden die Schläge, die die Engländer uns versetzen, prompt und genau zurückgegeben. Es tut uns leid, so antworten zu müssen, aber Mr. Churchill will es ja nicht anders. Der Führer hat ihn in seiner letzten Reichstagsrede eindringlich gewarnt, aber er hat den Weg der Willkür gewählt, und es wird ihm mit gleicher Waffe heimgezahlt. Das ist eine umständliche und beiderseitig sehr teure Methode der Kriegführung, aber der, der damit angefangen hat, trägt auch die Schuld daran.
-348-

Es liegt im Wesen des Terrors, daß er ausschließlich durch Terror gebrochen, durch Nachgiebigkeit aber nur ermuntert und verstärkt werden kann. Terror sowohl wie Gegenterror kosten Opfer, aber sie stehen in keinem Verhältnis zu den Opfern, die gebracht werden müssen, wenn man sich dem Terror beugt. Gewalt pflegt nur der Gewalt zu weichen. Das ist das elementarste aller Lebensgesetze. Wenn wir also den britischen Brutalisierungsmethoden eine gleiche Verfahrensweise entgegenstellen, so handeln wir nur nach diesem Gesetz. So schmerzlich einen kulturempfindlichen Menschen — und wir rechnen uns zu diesem in der Welt langsam aussterbenden Typ — Verluste von altehrwürdigen Geschichts- und Kunstdenkmälern nicht nur in Lübeck, Rostock und Köln, sondern auch in Bath, York und Canterbury berühren, sie fallen nicht auf unser Schuldkonto, sondern auf das jenes ruchlosen Verbrechers, der augenblicklich an der Spitze des Britischen Empires steht. Wir wissen nur allzu genau, daß er für solche Überlegungen kein Organ besitzt. Er gehört zu jener Sorte von verhärteten und rohen Plutokratennaturen, deren einzige Lebensideale das Geld, ein sattes Wohlleben und bestenfalls noch der Alkohol sind. Es ist Englands Unglück, unter seiner Führung zu stehen. Nicht nur das britische Empire, die ganze gesittete Menschheit muß diese Tatsache teuer bezahlen, und wären wir nicht, so kostete sie die Kulturwelt ihren Untergang.
Darum müssen wir uns gegen seine Methoden der Kriegführung zur Wehr setzen; und weil wir entschlossen sind, ihm mit denselben brachialen Mitteln entgegenzutreten, mit denen er unser Volk zu terrorisieren versucht, darum wird er daran scheitern. Sein Luftkrieg ist vor allem auch ein Nervenkrieg. Er führt ihn, um die Moral der deutschen Bevölkerung in den luftbedrohten Gebieten zu zermürben. Es ist ihm gleichgültig, ob er teurer bezahlt als er einkassiert. Er versucht es noch einmal auf diese Weise und wird hier genau so Schiffbruch erleiden wie überall
-349-

anderswo. Die Opfer, die wir dabei bringen müssen, werden sich eines Tages lohnen. Also müssen wir sie auf uns nehmen; wir suchen sie in einem Ausmaße zu vergelten, wie das unsere weltweite Kriegführung überhaupt nur gestattet. Die Gegenopfer, die England zu bringen hat, verfugen über eine sehr nahe und greifbare Instanz, an die sie sich halten können: Mr. Churchill.
Es hieße der Londoner und New-Yorker Judenpresse zu viel Ehre antun, wenn man auf ihre blut- und rachedurstigen Kommentare zum Luft- und Nervenkrieg überhaupt eingehen wollte. Die Juden treiben

in diesem Kriege ihr frevelhaftestes Spiel, und sie werden das mit der Ausrottung ihrer Rasse in Europa und vielleicht weit darüber hinaus zu bezahlen haben. Sie sind in dieser Auseinandersetzung nicht ernst zu nehmen, da sie weder britische noch amerikanische, sondern ausschließlich jüdische Interessen vertreten. Wir führen Krieg gegen unsere Feinde, die unsere elementarsten Lebensbedingungen bedrohen. Dieser Krieg geht ums Ganze. Seine Opfer werden einmal in einem ausgleichenden Verhältnis stehen zu der Größe des Sieges, die wir auch dadurch erringen. Daran kann nichts mehr geändert werden. Unsere Feinde sind nur noch in der Lage, die fällig gewordene Entwicklung für eine gewisse Zeit in ihrem Lauf zu erschweren. Aber das wird sie am Ende nur um so unaufhaltsamer machen.
Auch hier gilt der Satz; Was uns nicht umbringt, macht uns nur stärker.
350-

* * * * *

# Der Tonnagekrieg

**21. Juni 1942**

An keiner Stelle fühlt sich die Feindseite augenblicklich so verwundbar wie an der der Seetransporte. Man spricht schon lange nicht mehr von den prahlerischen Erklärungen Churchills und Roosevelts, daß die Gefahr der deutschen U-Boote endgültig beseitigt sei. Im Gegenteil haben diese voreiligen Voraussagen einem betroffenen Schweigen Platz gemacht, das nur hin und wieder von einer besorgten Stimme unterbrochen wird dahingehend, der Versenkungskrieg sei in sein akutestes und gefährlichstes Stadium eingetreten und stelle überhaupt die kardinale Frage der englisch-amerikanischen Kriegführung dar.
Zum ersten Male seit dem September 1939 konstatiert ein maßgebendes Londoner Blatt, daß England, wenn das so weitergehe, den Krieg verlieren könne und werde, während eine ganze Reihe von USA.-Zeitungen sich auf die Formel geeinigt zu haben scheinen, daß die Deutschen mehr Schiffe versenkten, als Amerika und England zusammen bauen könnten, während diese bei weitem nicht so viele deutsche U-Boote vernichteten, als die Deutschen neu erstellten. Das ist eine noch sehr gemäßigte Umschreibung der Gefahr, in der sich die angelsächsischen Mächte augenblicklich befinden, und man kann es deshalb verstehen, daß von der feindlichen Öffentlichkeit immer stürmischer die Forderung erhoben wird, endlich reinen Wein über den gegenwärtigen Stand des Tonnagekrieges eingeschenkt zu erhalten und nicht mehr mit allgemeinen Redensarten abgespeist oder mit tollen Zahlenphantasien düpiert zu werden.
351-

Wir haben eine solche Entwicklung vorausgesehen. Als Mr. Churchill vor 15 Monaten amtlich erklären ließ, man werde jetzt Zahl und Tonnage der versenkten Transportschiffe aus Gründen der militärischen Geheimhaltung nicht mehr regelmäßig veröffentlichen, wußten wir, was die Glocke geschlagen hatte. Denn die Argumentation der britischen Admiralität war ja zu durchsichtig. Was kann man schon unseren U-Booten gegenüber geheimhalten, die in den meisten Fällen genau wissen, was sie versenkt haben! Geheimhalten kann England vor uns nur Zahl und Tonnage der zusätzlich durch den Minenkrieg und durch höhere Gewalt verlorengehenden Schiffe. Sie werden wahrscheinlich die uns bekannten Versenkungsziffern, die, soweit darüber überhaupt berichtet werden darf, in der britisch-amerikanischen Öffentlichkeit schon ein so erhebliches Aufsehen erregen, noch um ein Erkleckliches steigern.
Damit ist der Seekrieg für England und die USA. in ein lebenbedrohendes Stadium eingetreten. Englische Blätter stellten kürzlich mit Recht fest, daß die sogenannte Seeherrschaft keine Theorie, sondern eine täglich neu zu erhärtende Praxis sei und auch die mächtigste Kriegsflotte nichts nütze,

wenn sie ihre eigentliche Aufgabe nicht mehr erfüllen könne, nämlich die lebenswichtigen See- und Transportwege für England offenzuhalten. Denn Großbritannien ist im Gegensatz zu uns auf die Freiheit und Sicherheit der Meere angewiesen. Wir decken unseren Bedarf im wesentlichen auf dem europäischen Kontinent; England dagegen bedarf der lebenswichtigen Zufuhren aus seinem Weltreich und aus fernliegenden Erdteilen. Werden die Zufahrtswege dahin unterbrochen und gelingt es England nicht, die gerissenen Verbindungen auf irgendeine Weise wieder anzuknüpfen, dann ist die allmähliche Lähmung des britischen Mutterlandes unausbleiblich. Der Zusammenbruch der englischen Kriegführung ist hiernach nur noch eine Frage der Zeit.
-352-

Wir geben uns über die Auswirkungsmöglichkeiten dieses Prozesses keinerlei Illusionen hin. Der Tonnagekrieg ist nicht das einzige, aber eines der wichtigsten Mittel, England schachmatt zu setzen. Man kann es deshalb auch verstehen, daß die Churchill und Roosevelt nach besten Kräften bestrebt sind, den gegenwärtigen Stand der Dinge vor ihrer Öffentlichkeit zu verschleiern, sich hinter dem militärischen Geheimnis zu verstecken und im übrigen in fieberhafter Hast nach Mitteln und Wegen zu suchen, der deutschen U-Boot-Gefahr wirksam zu begegnen und die Versenkungsziffern auf ein für ihre weitere Kriegführung halbwegs erträgliches Maß herabzusetzen. Und da das in der Praxis ungleich viel schwerer ist als in der Propaganda, behilft man sich vorläufig eben mit der Propaganda.
Mr. Churchill ist auf diesem Gebiet Mr. Roosevelt gegenüber zweifellos der Geübtere; er gibt deshalb den Ton an. Es wird grundsätzlich nichts eingestanden, was man mit einem einigermaßen vertrauenswürdig erscheinenden Gesicht noch abstreiten kann. Meistens bequemt man sich erst dann zu einer Beichte, wenn die Besatzung des versenkten Schiffes in einem neutralen Hafen gelandet ist und einwandfreie Zeugen darüber berichten. Dann macht man das mit einer wegwerfenden Handbewegung ab; und werden dieser Fälle in ein paar aufeinanderfolgenden Tagen zu viele, wird darüber die englische oder die USA-Öffentlichkeit ungehalten und fordert kategorisch Aufklärung, dann schicken Mr. Churchill oder Mr. Roosevelt einen ihrer Lautsprecher vor, die es zwar nicht mehr wagen können, die U-Boot-Gefahr zu bagatellisieren, die aber demgegenüber auf die riesigen Schiffs-bauten verweisen, die dies- und jenseits des Atlantik durchgeführt und in Kürze den verlorengegangenen Transportraum mehr als ersetzen würden.
Wir erwarten, wenn die Lage im Laufe der nächsten Wochen und Monate für die Feindseite noch brenzliger wird, einige
353-

weitere Churchill-Rooseveltsche Propagandatricks, die den angelsächsischen Völkern Sand in die Augen streuen und ihre Aufmerksamkeit von der hier drohenden Gefahr ablenken sollen. Sie werden gewiß versuchen, durch Bluffs oder phantasievolle Statistiken unsere Ziffern ins Lächerliche zu ziehen. Diese Masche kennen wir und sind darauf vorbereitet. Die Völker in den Feind-Staaten werden Rechenschaft fordern. Ihre Regierungen sind solche abzulegen nicht in der Lage, ohne eine tödliche Gefahr zuzugeben. Was bleibt ihnen also anderes übrig, als die Dinge zu bagatellisieren, die einwandfreien Unterlagen unserer Berechnungen in Zweifel zu ziehen und durch irgendeinen demagogischen Kniff die Debatte auf ein anderes Thema abzulenken? Sie sind in den Augen der Weltöffentlichkeit zu eng mit der Schuld an diesem Kriege verflochten, als daß sie seinen Mißerfolg auf irgendeinem Gebiet eingestehen könnten. Sie müssen also bis zur letzten Minute das Gesicht wahren, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, von ihren eigenen betrogenen Völkern mit Schimpf «ad Schande davongejagt zu werden.

Schon am 25. Februar dieses Jahres schrieb die "Daily Mail", jeder Engländer täusche sich grob, der glaube, die amerikanische Schiffsindustrie könne die britischen Schiffsverluste einmal wettmachen. Das geschah in einem Stadium des U-Boot-Krieges, das durchaus noch keinen für die Feindmächte lebenbedrohenden Charakter aufwies. Unterdes haben sich die Verhältnisse für England und die USA. grundlegend zum Schlechteren gewendet. Die Versenkungsziffern haben eine Höhe erreicht, die eine akute Gefahr für die feindliche Schiffahrt zeigt, wogegen die Verluste der deutschen U-Boot-Waffe auch nicht im entferntesten den prahlerischen Erklärungen der britischen und USA.-Admiralität entsprechen. Das geben auch ernstzunehmende Blätter und Marineschriftsteller der Gegenseite zu. Der "Daily Sketch" beispielsweise läßt sich unter dem 30. Mai aus New York berichten, in ameri-
-354-

kanischen Kreisen, die es liebten, den Wunsch zum Vater des Gedankens zu machen, falle zwar von drei U-Booten, die an der amerikanischen Küste operierten, jeweils eines aus, aber dieser Wunsch sei in der Tat nur ein Wunsch; besser dagegen wäre es, wenn sich die Amerikaner die Tatsache vor Augen hielten, daß Hunderte von alliierten Schiffen seit Kriegseintritt der USA. im Westatlantik durch Torpedotreffer versenkt worden seien. Das ist gewiß sehr deutlich und bedarf kaum noch eines erläuternden Kommentars. Demgegenüber mutet die Churchillsche Behauptung, man habe den U-Boot-Krieg unter die Kontrolle bekommen, fast gespensterhaft an. Hier wird versucht, eine Gefahr zu bagatellisieren, die für die britisch-amerikanische Kriegführung geradezu tödlich werden kann.
Wir sind uns der unter den verschiedensten Bedingungen schwankenden Chancen des U-Boot-Krieges selbstverständlich durchaus bewußt. Es ist ein schweres Brot, das unsere tapferen Besatzungen auf den weiten Weltmeeren verdienen müssen. Die Heimat vernimmt von ihren Erfolgen so oft, daß sie versucht sein könnte, sie zeitweilig für automatisch zu halten. Nichts wäre falscher als das. Auch der Feind weiß, worum es sich auf diesem Kriegsschauplatz handelt, und er wird deshalb kein Mittel unversucht lassen, die steil heraufgeschnellte Kurve der Versenkungsziffern so weit herunterzudrücken, daß sie für ihn wenigstens nicht lähmend wird. Auch Wetter, jahreszeitliche Bedingungen und anderes sind gewichtige Faktoren im U-Boot-Krieg.
Wenn man sich demgegenüber vergegenwärtigt, eine wie verhältnismäßig kleine Anzahl von kampferprobten jungen Männern die Last dieses Krieges zu tragen hat, wenn man sich andererseits die kriegsentscheidenden Werte, die für die Feindseite dabei auf dem Spiel stehen, vor Augen hält, dann erst kann man sich eine Vorstellung davon machen, worum es hier geht. Selten haben im Verlaufe eines Völkerringens so wenige Menschen eine so
-355-

ausschlaggebende Rolle für die Entscheidung gespielt wie hier. Jedes U-Boot, das von unseren Auslaufhäfen auf Feindfahrt geht, ist ein geniales Meisterwerk deutscher Schiffsbaukunst, und seine Besatzung stellt eine wahre Auslese der heldenhaft um die Freiheit unseres Volkes kämpfenden deutschen Jugend dar. Der U-Boot-Krieg hat seine eigenen Gesetze. Es ist dieser weltberühmten deutschen Waffe gelungen, den Kampf auf den Meeren in Formen sich abspielen zu lassen, die höchster Bewunderung wert sind und selbst im feindlichen Ausland die größte Achtung genießen. Unseren U-Booten verdanken wir es in der Hauptsache, daß Deutschland in diesem Krieg kein blockiertes Land geworden ist, sondern vielfach schon den Feind in die Defensive der Gegenblockade getrieben hat. Die Männer der U-Boot-Waffe können stolz darauf sein, daß sie die feindliche Welt mit einem panischen Schrecken erfüllen und ein gut Teil der Sicherheit des Sieges im eigenen Volke auf ihrem tapferen Einsatz beruht.

Wir wissen genau, was wir von den feindlichen Gegenmaßnahmen zu halten haben, wie weit sie ernst zu nehmen sind und wie weit nicht. Man kann die gegnerische Kriegführung überhaupt nur verstehen, wenn man sie im Rahmen der allgemeinen Weltlage zu begreifen versucht. Die Churchill und Roosevelt leben sozusagen von der Hand in den Mund. Man muß bei all ihren Erklärungen und Reden wohl zu unterscheiden wissen, ob sie zum eigenen Lande, zur neutralen Welt oder mit dem Blick auf uns sprechen. Sie sind von tausend Hunden gehetzt, und sie haben kaum einmal noch die Möglichkeit, die Dinge so darzulegen, wie sie sich tatsächlich verhalten. Auch im Tonnagekrieg sind sie an Händen und Füßen gebunden. Sie können ihren Völkern gar nicht mehr die Wahrheit der niederschmetternden Tatsachen mitteilen, weil sie den Krieg unter ganz anderen Voraussetzungen vom Zaune gebrochen haben und deshalb gezwungen sind, das Gesicht zu wahren und zur Bekräftigung ihres Standpunktes Niederlagen
-356-

abzustreiten und Siege zu erfinden, von denen in Wirklichkeit überhaupt keine Rede sein kann. Wir haben es bei ihnen mit hartgesottenen Sündern zu tun, die sich erst geschlagen geben werden, wenn sie nicht mehr atmen können. Es ist deshalb nicht zu hoffen, daß sie morgen oder übermorgen ihre Niederlage eingestehen. Sie müssen so lange bearbeitet werden, bis sie am Boden liegen.

Die öffentliche Meinung in England und in den USA. schwankt augenblicklich zwischen hemmungslosem Optimismus und tiefstem Pessimismus hin und her. Dann und wann werfen die regierungstreuen Blätter die Frage auf, woher der weitgehende Illusionismus stamme, von dem die angelsächsischen Völker erfüllt seien. Sie wagen es natürlich nicht, offen einzugestehen, daß ihre eigenen Lügen- und Schwindelberichte den Völkern ein ganz falsches und irreführendes Bild der Lage geben. Dann wieder protestieren sie gegen den illusionären Leichtsinn, mit dem der Mann von der Straße den Kriegsereignissen gegenüberstehe, ohne ihm allerdings zu sagen, warum und wieso ein solcher gänzlich unangebracht sei. Sie bewegen sich in einem circulus vitiosus, und ein Ende dieses Hexensabbaths ist vorläufig noch nicht abzusehen.

Demgegenüber bleibt uns gar nichts anderes übrig, als unter gänzlicher Ausschöpfung unseres Potentials unsere Kriegführung zu verschärfen und zu intensivieren, uns dabei in keiner Weise vom geraden Wege abdrängen zu lassen und die feindlichen Großsprechereien als das zu nehmen, was sie tatsächlich sind. Jede Kriegführung hat ihre natürlichen Grenzen. Sie werden nicht von Wünschen, sondern nur von Tatsachen gezogen. Der Krieg selbst ist seit jeher vielen Wechselfällen und Zufälligkeiten ausgesetzt, auf die man sich soweit wie überhaupt möglich vorbereiten muß. Am besten fährt immer der, der die Lage mit nüchternem Realismus betrachtet und sich weder durch Widrigkeiten noch durch glückliche Umstände von seinen klaren Erkenntnissen abdrängen läßt. Wir wissen genau, wo wir stehen und wohin wir wollen. Die Feind-
-357-

seite weiß weder das eine noch das andere. Sie wird deshalb in den nächsten Wochen und Monaten noch die unliebsamsten Überraschungen erleben.

Über die Meere fahrt der Tod und hält Ausschau auf unsere Feinde. Seine Ernte unter ihren Schiffen, Menschen und Materialien ist grauenerregend. Dagegen kommen die Churchill und Roosevelt nicht mit Reden und Erklärungen, sondern nur mit Tatsachen an. Solche zu schaffen aber sind sie nach dem jetzigen Stand der Dinge nicht in der Lage.
-358-

* * * * *

# Abschied

**Ansprache zum Staatstrauerakt für den verstorbenen Korpsführer des NSKK**

**2l. Juni 1942**

Es gibt in dieser bewegenden Stunde niemanden unter uns, der sich an der Bahre unseres verstorbenen Parteigenossen und Kameraden Adolf Hühnlein eines Gefühls trauervoller Wehmut erwehren könnte. Wir haben in den vergangenen Wochen und Monaten zu oft Abschied genommen von alten Freunden und Mitkämpfern, die unsere Reihen verließen, um zur Armee der ewigen Deutschlandstreiter zurückzutreten, als daß wir die riefe und erschütternde Tragik, die in einem so schmerzvollen Sterben und Abschiednehmen gerade in dieser Zeit liegt, übersehen könnten. Die nächste Reihe um den Führer, die der Ersten und Unentwegten, beginnt sich langsam zu lichten. Persönlichkeit um Persönlichkeit ans der politischen Führungsgruppe des Reiches und der Partei, die es am ehesten mit verdient hätten, den Tag unseres großen Sieges noch zu erleben, geht dahin.

Es ist, als fordere der Tod auch von den alten Mitkämpfern den ihm gebührenden Tribut. Mit welcher Traurigkeit das unsere Herzen erfüllt, das können nur die ganz verstehen, die in diesem Kreise zu Hause sind, die jetzt schon zwei Jahrzehnte Mann neben Mann hinter der Fahne unserer Revolution marschieren, die die treueste Garde des Führers darstellen, mit ihm von klein auf begannen, an ihn glaubten, als er noch ein einsamer Rufer in der Wüste war, dann über alle Schwierigkeiten und sich auftürmenden Hindernisse hinweg ihm folgten, als er seine Partei zum innerpolitischen Sieg führte, mit ihm die Revolution gewannen, das Reich eroberten, seinen grandiosen Aufstieg miterlebten und mit-



gestalteten, in den weltbewegenden Ereignissen unserer Zeit nur die Bestätigung ihres Glaubens fanden, beim Ausbruch des uns aufgezwungenen Krieges die große Bewährungsprobe unseres Volkes mutig und unbeirrt auf sich nahmen und jetzt, da wir für unser nationales Leben und alles, was uns lieb und teuer ist, kämpfen, nur noch die eine Bitte an das Schicksal haben, mit dabei sein zu dürfen in jener großen Stunde, da sich das erfüllen soll, wofür wir als unbekannte Männer und Kämpfer des Reiches einmal angetreten sind.

Nur die werden die tiefe Tragik verstehen, die darin liegt, jetzt scheiden zu müssen aus einer Welt, deren Furchen wir umwarfen, worin wir unsere Saat streuten und von der wir die beglückende Ernte erwarten.

Es hat selten in der Geschichte unseres Volkes Gemeinschaften gegeben, deren Leben und Wirken so der Stempel des ewigen Kampfes um Volk und Reich aufgeprägt war wie der unseren. Wer könnte ihr den heißen Wunsch verargen, nun auch noch die letzte Erfüllung unseres Glaubens zu sehen! Schlägt man heute die Zeitungen auf, es vergeht fast kein Tag, an dem nicht berichtet wird, daß einer aus dieser alten Garde im weiten Osten oder in den Sandwüsten Nordafrikas, auf den Weltmeeren oder oben in den Lüften sein Leben für das Reich gab, dem er es auch verschrieben hatte. Das sind die ewig Ruhelosen, die ein bequemes Dasein verachten, die Alten, die niemals wanken und zittern, die treueste Garde des Führers, die um ihn steht in Freud und Leid.

Heute haben wir uns wiederum um die Bahre eines aus dieser ersten Reihe versammelt, den ein grausamer Tod von uns riß, um damit eine Lücke zu hinterlassen, die nicht mehr geschlossen werden kann.

Wir erinnern uns noch mit tiefer Wehmut der bewegenden Stunde, da der Führer am 26. Oktober 1935 vor der Bahre unseres unvergeßlichen Parteigenossen Wilhelm Loeper sprach. Selten waren

wir so ergriffen wie bei seinen Worten, daß er nun das Gefühl habe, es fange allmählich an, einsam um ihn zu werden. Wie oft haben wir alle in den vergangenen Wochen und Monaten, da wir an den Särgen lieber und treuer Kameraden standen, an diese Worte gedacht. Wie viele sind seit damals von uns gegangen;
unvergessen sagten wir, wenn wir Abschied von ihnen nahmen, und unvergessen sind sie uns auch geblieben.
In diese Reihe der Geschiedenen müssen wir nun heute in dieser Abschiedsstunde unseren Kameraden Adolf Hühnlein einreihen. Nun wird von jetzt ab seine wuchtige Persönlichkeit nicht mehr in unserem Kreise stehen, wenn wir uns versammeln. Wir schauen, wenn wir die Gruppen überfliegen, nicht mehr in sein offenes, ehrliches, treuherziges Soldatengesicht, seine klaren Augen grüßen uns nicht mehr mit der an ihm von uns allen so geliebten Fröhlichkeit. Das heimtückische Leiden, von dem wir alle wußten, über dessen Schwere er sich selbst aber nicht im klaren war, hat ihn dahingerafft, gefällt in der Blüte seiner kraftstrotzenden Männlichkeit.
Der Führer und die Partei beklagen einen ihrer ältesten Mitkämpfer, Hunderttausende deutscher Männer des NSKK. den Tod ihres geliebten und verehrten Korpsführers, die alte Parteigarde einen guten Freund und Kameraden, das ganze deutsche Volk aber eine der markantesten Persönlichkeiten unserer nationalsozialistischen Revolution und der durch sie geschaffenen politischen und staatlichen Gegenwart.
Adolf Hühnlein, Korpsführer des NSKK., Reichsleiter und Generalmajor, gehörte zu den ganz alten und treuen Gefährten des Führers.
Der Oberfranke von Herkommen, geboren am 12. September 1881 in Neustädtlein, der seine Schulzeit in Bayreuth erlebte, der Stadt, die ihm besonders ans Herz gewachsen war und deren Ehrenbürger er später wurde, war von Hause, von Temperament


und Charakter aus Zeit seines Lebens Soldat. Es paßt ganz in das Bild seiner uns allen so bekannten und vertrauten Persönlichkeit hinein, was sein Brigadekommandeur am 6. August 1916 über ihn schrieb, daß nämlich "dieser tüchtige Offizier zur besonderen Verwendung als hervorragend geeignet wärmstens empfohlen werde".
Das Schicksal hat ihm diese besondere Verwendung nicht versagt. Als Offizier des Hunderttausend-Mann-Heeres beteiligte er sich ungeachtet der Mißbilligung vorgesetzter Dienststellen und jeglicher Folgen mit ausgesuchten Stoßtrupps seiner Kompanie am Schütze der ersten Führerversammlungen. Er wird später Erster Generalstabsoffizier bei General Ritter von Epp, soll dann nach Jüterbog versetzt und damit politisch kaltgestellt werden;
daraufhin nimmt er seinen Abschied. Am 9. November 1923 sehen wir ihn im Verband der Reichskriegsflagge. Er wird beim Versuch, das Münchener Polizeipräsidium zu nehmen, zusammen mit Polizeipräsident Pöhner durch Verrat gefangengenommen. Ein halbes Jahr verbringt er auf der Festung, zunächst in Stadelheim, dann mit dem Führer zusammen in Landsberg. Nach Wiedereröffnung der Partei im Jahre 1925 wird er erst Quartiermeister und später Chef des Kraftfahrwesens der SA. Sein Eintritt in die Oberste SA. Führung ist die Geburtsstunde der Motor-SA. Dieser findet im Jahre 1930 statt. Im Juni 1933 wird er zum SA.-Obergruppenführer ernannt. Seiner unermüdlichen Initiative gelingt es, den Motorisierungsgedanken so stark zu fördern, daß der Führer am l. September 1934 das NSKK. als selbständige Gliederung herausstellen konnte. In dieser Organisation schafft Korpsführer Hühnlein dann ein Instrument, das sich auf seinem ureigensten Gebiet aufs höchste bewähren konnte. An der Neugestaltung des gesamten Kraftfahrwesens im Deutschen Reich hat er den allerstärksten Anteil. Er ist der Führer des deutschen

Kraftfahrsports. Die Motor-Hitler-Jugend ernennt ihn zum Ehrenführer. Schließlich erteilt ihm der Führer die höchste Würde, die die Partei zu vergeben hat, er beruft ihn auf dem Reichsparteitag 1938 zum Reichsleiter.
Am 19. Mai 1936 schon hat ihm der Führer den Charakter eines Generalmajors verliehen. Er ist Träger des Blutordens und des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP, und der Hitler-Jugend. Im Weltkrieg hat er das Eiserne Kreuz Erster und Zweiter Klasse sowie den Bayerischen Verdienstorden Erster Klasse erworben. In diesem Kriege verleiht ihm der Führer das Kriegsverdienstkreuz Erster und Zweiter .Klasse mit Schwertern.
Seine ganze militärische und politische Tätigkeit durchzieht wie ein roter Faden die Unbeirrbarkeit seiner Persönlichkeit, die Lauterkeit seines Charakters, die Geradheit seiner kämpferischen Gesinnung und die Unerschütterlichkeit seines politischen Glaubens. Immer und in erster Linie ist er Soldat des Führers, sei es im Kriege, sei es im Frieden. Wie selten einer unter den führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zeichnet er sich durch persönliche Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit im höchsten Grade aus. Die Unbestechlichkeit und Kompromißlosigkeit seines kämpferischen Willens ist für die Hunderttausende-Gefolgschaft des NSKK. beispielgebend. Zwar sehen die, die ihn nicht kennen, einen rauhen und kantigen Mann im Umgang nach außen. Seine Freunde aber, vor allem wir wissen, daß unter dieser harten Schale ein weiches und gütiges Herz verborgen lag. Nichts haßt er mehr als das Oberflächliche. Wie selten einer geht er den Dingen auf den Grund. Mehr als nur die Pflicht zu erfüllen, das ist das eigentliche Glück seines Lebens.
In dieser höchsten Pflichterfüllung wird er hart und rücksichtslos gegen sich selbst. Es ist richtig, was einmal ein ausländischer Journalist über ihn geschrieben hat: "Er hat das in Holz gemeißelte Antlitz eines zum Landsknecht des Dreißigjährigen Krieges
-363-

gewordenen Bauern, der den Pflug mit dem Schwert vertauscht hat."
Die 500.000 Männer, die er im NSKK. sammelt und organisiert, stehen vor allem mit uns, seinen alten Kameraden, trauernd vor seiner Bahre. Das NSKK. ist sein eigenstes Werk; in ihm hat er ein Kraftfeld geschaffen, das alle Motorbegeisterten und alle, die gewillt sind, neben der eigenen Berufsarbeit das Mehr an Pflichten des politischen Soldaten auf sich zu nehmen, in seinen Bann zieht und das vor allem auf die deutsche Jugend ausstrahlt. Welchen Geist er diesem Korps einzuimpfen verstanden hatte, das zeigt sich beim Ausbruch des Krieges. Über zwei Drittel aller Führer und Männer des NSKK. eilen zu den Fahnen. Hühnlein wird Beauftragter des Reichsmarschalls für den motorisierten Transport der Kriegswirtschaft. Die NSKK.-Verkehrskompanien, im Frieden für den Krieg gebildet und organisiert, folgen dicht hinter der kämpfenden Truppe und sorgen für glatte Durchschleusung der einzelnen Verbände. Der gewaltige Einsatz des NSKK. im Nachschubdienst bei Heer und Luftwaffe an allen Fronten, insbesondere an der gesamten Ostfront und in Nordafrika, ist eine Tat von höchster kriegsgeschichtlicher Bedeutung. Sie planmäßig vorbereitet und durchgeführt zu haben, ist das große soldatische Verdienst unseres Parteigenossen Hühnlein.
Es ist heute noch nicht an der Zeit, über die Leistungen des NSKK. im Kriege erschöpfend zu sprechen. Sie sind das ureigenste Werk dieses fanatischen Kämpfers des Führers. Er hat damit seinen Namen mit unverlöschlichen Zeichen in das Buch dieses Krieges eingetragen.
Seinen 60. Geburtstag verbringt er noch an der Front bei seinen Männern, um Ehrungen in der Heimat zu entgehen. Anschließend ist er zwei Tage Gast des Führers in seinem Hauptquartier. Hier kann ihm

der Führer noch einmal bescheinigen, daß das NSKK. entscheidenden Anteil an den Erfolgen unseres Krieges
-364-

gehabt habe. Das ist sein letzter großer Tag. Bald nach seinem 60. Geburtstag zieht er sich zunächst ein Beinleiden zu. Er geht zur Kur nach Gastein. Am 8. Dezember wird er operiert. Die Ärzte stellen fest, daß keine Hoffnung mehr besteht, sie können nur noch eine Scheinoperation durchführen. Er verbringt einige Wochen in Oberstdorf und Meran, wo sein Zustand eine gelegentliche Besserung erfahrt. Vor drei Wochen kehrt er, als triebe ihn eine geheime Sehnsucht heimwärts, nach München zurück. Die schleichende Krankheit wirft ihn auf sein letztes Lager. Noch vor zwei Tagen glaubte man, daß eine Besserung möglich sei; dann aber fordert der Tod gebieterisch, was ihm zusteht.
An seiner Bahre stehen trauernd mit dem Führer und seinen Kameraden seine Frau, zwei verheiratete Töchter und zwei kleine Enkelsöhne. Sie nehmen mit uns zusammen in der großen Familie des Führers Abschied von ihm. Ihnen war er Gatte, Vater und Großvater, das liebevollste und treusorgendste Familienoberhaupt, das man sich nur denken kann. Uns aber war er Freund, guter Kamerad und Weggefährte. Mit Schmerz und Stolz scheiden wir von ihm. Sein Name ist aus der Geschichte der nationalsozialistischen Revolution nicht wegzudenken. Dem Führer treu ergeben, ein ewiger Soldat des deutschen Volkes, in dessen Dienst er sich verzehrte, so wird er für alle Zeiten in unserem Gedächtnis weiterleben.
Wiederum ist der Kreis enger geworden, der als erste Reihe um den Führer steht. Wir schließen ihn um so fester zusammen. Im Abschied von unserem alten Kameraden und Freund Adolf Hühnlein empfinden wir fast den Verlust eines Bruders. Auch er wird uns von nun an begleiten, ungezählten jungen Deutschen das "edle Vorbild eines kämpferischen Lebens.
Wir sind um deine Bahre versammelt, Adolf Hühnlein, um von dir Abschied zu nehmen. Leb wohl! Wenn wir auch heute deine körperliche Hülle in den Schoß der mütterlichen Erde zurück-
-365-

betten, deine Persönlichkeit, die Lauterkeit deines Herzens, die kämpferische Gesinnung deines großen Lebens, das, was du uns gewesen bist, das wirst du uns auch immer bleiben. Unser, soweit das Schicksal uns Leben und Gesundheit schenken wird, soll es sein, das zu vollenden, wofür auch du als Soldat des Führers gekämpft und gestritten hast: Das Großdeutsche Reich in Ehre und Freiheit.
-366-

* * * * *

# Wer hat die Initiative?

**28. Juni 1942**

Die britischen und USA.-Propagandadienste sind augenblicklich krampfhaft darum bemüht, ihren eigenen Völkern und der neutralen Welt trotz aller Niederlagen einzureden, daß die Achsenmächte für den Sommer 1942 die bisher so gefürchtete Offensivkraft eingebüßt hätten und die Initiative seit dem vergangenen Winter langsam, aber auch unaufhaltsam in die Hände der Gegenseite übergegangen sei. Sie können natürlich für diese Behauptungen keinerlei Tatsachen als Beweise anführen, im Gegenteil, wenn man von ihren eigens zu diesem Zweck erfundenen Scheinsiegen zu Lande, zu Wasser und in der Luft absieht, schauen sie auf eine fast lückenlose Reihe von Rückschlägen, Niederlagen und schimpflichen Kapitulationen zurück. Das beirrt sie aber wenigstens dem äußeren Anschein nach nicht im mindesten. Sie verfolgen mit ihren Agitations- und Bluffmanövern den durchsichtigen Zweck, die Welt durch ständige Wiederholung ihrer Thesen unter eine bestimmte Psychose zu stellen, etwa nach der

Methode Coues, der auch glaubte, durch häufige Anwendung des Wortes: "Es geht mir besser und besser!" den Tod aufhalten zu können, und dann schließlich doch starb.
Die Amerikaner sind in diesem Verfahren noch reichlich ungeübt und naiv. Sie verfügen über keine so mannigfaltige Praxis wie die Engländer und begehen deshalb noch psychologische Schnitzer, die nur zum Lachen reizen können; so beispielsweise, wenn sie sich auf Drängen der Öffentlichkeit das Geständnis abringen, daß der Flugzeugträger "Lexington" in der Tat verlorengegangen sei,
-367-

aber dummdreist hinzufügen, sie hätten ihn aus taktischen Gründen selbst versenkt. Wenn wir eine solche oder ähnliche Meldung herausgeben würden, fanden wir niemanden, der sie uns abkaufte;
im Gegenteil, das feindliche Ausland und sogar unser eigenes Volk würden darauf nur mit stürmischem Gelächter antworten. In Washington aber wundert man sich, daß man außerhalb der USA die Sache mit der "Lexington" und ähnliche kindische Schwindelnachrichten für plumpe Täuschungsversuche hält und entsprechend darauf reagiert.
Bis zur Stunde ist die amerikanische Öffentlichkeit noch völlig im unklaren über die bisher von den USA. im Seekrieg erlittenen Verluste. Mr. Roosevelt verschanzt sich einfach hinter dem militärischen Geheimnis. Auch die geradezu schwindelerregenden Tonnage-Einbußen der amerikanischen Transportschiffahrt werden dem USA.-Volk nur ganz lückenhaft bekanntgemacht. Im Pazifik-Krieg hat die USA.-Flotte, nach den New-Yorker Pressestimmen zu urteilen, mehr japanische Kriegsschiffe versenkt, als die Japaner überhaupt jemals besessen haben. Man braucht sich also nicht zu wundem, daß sich in den Vereinigten Staaten über die allgemeine Kriegslage ein geradezu leichtfertiger Optimismus breitmacht, der es dem Washingtoner Informationsamt ohne weiteres erlaubt, die These von der geschwundenen Offensivkraft der Achsenmächte zu vertreten, ohne allzu starken Widerspruch damit zu erregen.
Ist zu einer solchen Auffassung irgendein Anlaß gegeben? In keiner Weise! Die Japaner haben in sieben Monaten Krieg sowohl den Engländern wie auch den Amerikanern Schläge im Pazifik versetzt, von denen sie sich überhaupt nicht mehr erholen können. Es ist ein glatter Unsinn, von einer Militärmacht vom Range der japanischen verlangen zu wollen, daß sie jede Woche einen neuen Pfeiler aus der englisch-amerikanischen Machtstellung in Ostasien, soweit davon überhaupt noch gesprochen werden kann, herausbricht. Jede große Kriegführung läuft darauf hinaus, Räume nicht
-368-

nur zu erobern, sondern sie auch im wahrsten Sinne des Wortes einzunehmen. Hätten die Engländer beispielsweise den Japanern Stützpunkte etwa vom Range Hongkongs oder Singapurs entrissen, so würden sie propagandistisch davon vermutlich bis zum Ende des Krieges leben. Im umgekehrten Falle tun sie schon nach drei Tagen so, als wenn nichts geschehen wäre, und schließen aus einer zeitweiligen Pause, daß der Feind sich in seiner Offensivkraft erschöpft habe.
Ähnlich versuchen sie es schon seit Beginn des Krieges mit uns zu machen. In den Ruheperioden zwischen den großen Offensiven reden sie sich selbst Mut zu. Sie setzen uns willkürlich Termine, die, wenn wir ihnen nicht den Gefallen tun, sie pünktlich einzunähen, uns als Zeichen der Schwäche ausgelegt werden. Sie geben sich den Anschein, als brennten sie geradezu darauf, ihre Kräfte mit uns zu messen. Prassern dann aber die Schläge mit einer unerwarteten, von ihnen gar nicht mehr für möglich gehaltenen Wucht auf sie herab, dann murmeln sie einige ungereimte Entschuldigungen vor sich hin und verfallen ganz plötzlich ins gegenteilige Extrem eines tiefen, fast hoffnungslosen Pessimismus. Wir haben das jetzt wieder bei den Kampfhandlungen in Nordafrika, vor allem nach der Eroberung Tobruks, erlebt. Als die deutsch-italienische Offensive begann, konnten sie sich nicht

genugtun in prahlerischen Überheblichkeiten und Übertreibungen. Mr. Churchill selbst eilte ins Unterhaus, um den Abgeordneten, wie er sagte, gute Nachrichten zu bringen. Nachdem ihre Truppen nun mit wuchtigen Schlägen zerschmettert wurden und 28.000 Mann in Tobruk kapitulierten, lassen sie die Ohren hängen und beklagen das wendische Schlachtenglück, das sich wieder einmal von ihnen abgewandt habe.
Wie kann man in London noch von einer mangelnden Initiative auf unserer Seite sprechen, wo die Feindmächte auf allen Kriegsschauplätzen, auf denen sie überhaupt antreten, die empfindlichsten


* * * * *

Niederlagen erleiden, ohne daß die eigentlichen Offensivhandlungen des Sommers im Osten überhaupt erst begonnen haben? Ist das nichts, daß England und die USA. allein im Monat Mai fast eine Million Tonnen Schiffsraum verloren haben? Ist das nichts, daß die Vereinigten Staaten in den Seeschlachten im Korallenmeer und bei den Midway-Inseln ihre letzten wertvollen Flugzeugträger versinken sahen? Ist das nichts, daß die deutsch-italienischen Verbände die Engländer und ihre Hilfsvölker entgegen allen Londoner Erwartungen und Voraussagen in Nordafrika zu Paaren trieben und die für uneinnehmbar geltende Festung Tobruk im Sturm nahmen ? Was sagt man zu der vollkommenen Zersprengung von stärkstens gesicherten britischen Geleitzügen im Mittelmeer, was zu der verzweifelten Lage, in der sich die Seefestung Malta befindet? Und schließlich haben die Bolschewisten in diesem Frühjahr bereits die Halbinsel Kertsch, eine halbe Million Gefangene und unübersehbares Material verloren, das sie überhaupt nicht mehr ersetzen können, von ihren im Raum um Charkow gescheiterten Offensivabsichten ganz zu schweigen.
Was haben denn unsere Feinde dem überhaupt entgegenzustellen? Gewiß, Herr Molotow weilte vierzehn Tage in London und einige Tage in Washington und schloß mit Mr. Churchill einen sogenannten Antiaggressionspakt und mit Mr. Roosevelt ein Waffenlieferungsabkommen ab. Aber schließlich ist das wenigstens vorläufig nur Papier, das im Kriege genau so geduldig ist wie im Frieden. Gewiß flüchtete Mr. Churchill vor dem Desastre in Nordafrika nach Washington, wie er vor dem Fall Singapurs die USA. durch seinen Besuch beglückte. Daß er und Mr. Roosevelt sich dabei den Anschein zu geben versuchen, als wolle man noch im Jahre 1942 die sogenannte zweite Front errichten, kann den Kenner der Dinge nur zum Lachen reizen. Die britisch-amerikanischen Militärkreise wissen so gut wie wir, daß diese zweite Front ins Reich der Fabel verwiesen werden muß und daß das


Scheinversprechen ihrer großmäuligen Politiker an Molotow nur als Abschlagszahlung für die Sowjets gedacht ist. Der ehemalige USA.-Botschafter in Moskau, Davies, erklärte kürzlich, daß die Feindseite bei einem Versuch, eine zweite Front in Westeuropa zu errichten, den Krieg unter Umständen an einem Nachmittag verlieren könne. Man braucht nicht gerade so weit zu gehen, aber immerhin ist hier die fast tödliche Gefahr eines solchen Unternehmens klar und deutlich aufgewiesen.
Wenn also schon in diesen Wochen des allgemeinen gespannten Wartens von einem Mangel an Initiative geredet werden kann, so trifft das doch nur auf die Feindseite zu. Sie führt den Krieg bis zur Stunde ausschließlich mit Phantasiezahlen. So wenig glaubhaft sie in ihrer schwindelhaften Höhe wirken, so geradezu lächerlich muten sie an in ihren Differenzen in sich. Man hat den Eindruck, daß die britischen und amerikanischen Sprecher sie ausgeben, wie sie ihnen gerade im Augenblick einfallen. So kann man beispielsweise an einem und demselben Tage lesen, daß die USA. in einem Jahr entweder 20000 oder 100000 Jagdflugzeuge bauen wollen, als wenn das ungefähr dasselbe wäre

und es auf diesen kleinen und bedeutungslosen Unterschied überhaupt nicht ankäme. Genau so unseriös sind die amerikanischen Zahlenangaben über den englisch-amerikanischen Schiffsbau. Einmal laufen an einem Tage, einmal m einem Monat fünfzehn neue Frachter vom Stapel. Und von uns erwartet man dann, daß wir darob erschauern und aus Angst vor den USA.-Zahlen, die vorläufig wenigstens großenteils nur auf dem Papier stehen, unsere soliden Siege aus der Hand geben und aus Verzweiflung die Flinte ins Korn werfen.
Denn auf uns allein sind diese wahnwitzigen Übertreibungen ausschließlich berechnet. Man hat auf der Feindseite eine Vorstellung vom deutschen Volke, die geradezu beleidigend wirkt. In englischen und amerikanischen Zeitungen wird in aller Offenheit über die Frage gestritten, welche Propagandamethode sich wohl
-371-

am besten dazu eigne, uns hinters Licht zu führen. Niemand gibt sich auch nur die Mühe, die dahinter stehenden Absichten zu verschleiern. Man ist hier ganz unter sich und spricht sich mit einem Freimut aus, der nichts zu wünschen übrig läßt. Lord Vansittard vertritt die These, daß es auf uns den tiefsten Eindruck machen werde, wenn man dem ganzen Volke für den Fall eines englisch-amerikanisch-sowjetischen Sieges eine fürchterliche Strafe androhe; seine Kritiker bemerken dagegen, daß es viel zweckmäßiger sei, einen Unterschied zwischen den Nazis und dem deutschen Volke zu machen, da das leichter zu dem Ziele führe, uns zu spalten und wie 1918 zu überlisten. Man spricht das genau so ungeniert vor unseren Ohren aus, wie die Damen in der römischen Verfallszeit sich vor ihren männlichen Sklaven auszuziehen pflegten, in der naiven Annahme, daß diese keine Menschen seien. Daß wir auch denken- können, daß wir die feindliche Meinungsbildung mit Argusaugen überwachen und im Bedarfsfalle keinen Augenblick zögern würden und wohl auch die Intelligenz und Überzeugungskraft dazu besäßen, unser Volk über die Hintergründe einer so oder so gearteten feindlichen Propagandapolitik aufzuklären, auf diesen doch naheliegenden Gedanken ist auf der Gegenseite noch niemand gekommen. Es ist zwar dumm, daß wir das öffentlich sagen, aber die Schwatzhaftigkeit der Demokratie übersteigt alles Maß.
Gibt es denn in England und USA. niemanden mehr, der ein wenn auch nur rohes Bild vom gegenwärtigen Gemütszustand des deutschen Volkes hat? Wir sind heute eine Nation, die am ihr Leben kämpft. Schon deshalb kann bei uns keiner an Nachgiebigkeit auch nur denken, weil jedermann weiß, daß die Folge davon für alle die Hölle auf Erden wäre. Wir würden, wenn es darauf ankäme, überhaupt kein Mittel unversucht lassen, um zum Siege zu kommen. Keine Gefahr und keine Drohung könnten uns veranlassen, auch nur eine Minute schwach oder schwankend zu werden. Das hat gar
-372-

nichts zu tun mit den Schwierigkeiten des Krieges, die jeder von uns als lästig und drückend empfindet, oder mit dem Schmerz darüber, daß unser Volk im Kriege so viel an kostbarer Zeit und an materiellen und seelischen Werten verliert, die wir alle viel lieber für den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau unseres Landes verwenden würden.
Aber wir wissen auch, daß das alles ohne den Sieg ewig Illusion bleiben würde. Wir können uns unsere nationale Sicherheit, die Freiheit unserer Wirtschaft und Ernährung und die Größe und Vertiefung unserer Kultur nur kämpfend erwerben. Wir danken dem Schicksal, daß es uns dazu nach so vielen Irrungen der deutschen Geschichte eine Chance geboten hat. Es ist kindisch, wenn dumme und kurzsichtige Propagandisten in London und Washington glauben, uns von diesem Vorhaben durch naive Phrasen und dreiste Anschläge auf unseren gesunden Menschenverstand abbringen zu können.

Wir wären in der Lage und willens, noch ganz anderes zu ertragen, als wir heute ertragen müssen, wenn wir auf andere Weise nicht zum Siege kommen könnten.
Uns steigt das Blut zu Kopfe, wenn wir hören, wie die Londoner und Washingtoner Plutokraten von der Welt des sozialen Fortschritts reden, die sie angeblich nach dem Kriege aufbauen wollen, und dazu die Moskauer Bolschewisten als Geburtshelfer einladen. Niemals sah die Erde eine himmelschreiendere Heuchelei als diese; aber auch sie wird an den harten Tatsachen zerbrechen. In diesem Kampfe von weltweiten Ausmaßen werden am Ende die bessere Qualität der Führungen und Völker, die Stärke der Ideen und die härtere Moral siegen. Triumph an Triumph wird sich auch weiterhin in der Kette ihrer stolzen Erfolge reihen. Ob sie jeweilig Gewehr bei Fuß stehen oder zu ihren großen Offensivschlägen antreten, immer ist bei ihnen die Kraft und der Wille.
Und darum halten sie auch die Initiative in Händen, heute wie gestern und morgen.
-373-

* * * * *

# Bilde, Künstler, rede nicht!

**Rede zur Eröffnung der Großen Deutschen Kunstausstellung**

**4. Juli 1942**

Schon ein flüchtiger Gang durch die heute zur Eröffnung kommende diesjährige Große Deutsche Kunstausstellung vermittelt dem Beschauer ein eindrucksvolles Bild des zeitgenössischen malerischen und bildnerischen Schaffens im Reich. Diese Schau ist um so imponierender, als sie fast am Ende des dritten Kriegsjahres gezeigt werden kann, in einer Zeit also, in der das deutsche Volk in dem ihm aufgezwungenen weltweiten Ringen seine große Bewährungsprobe zu bestehen hat und alle nationalen Kräfte auf das einzige Ziel des Sieges ausgerichtet sind. Man mag verschiedener Meinung über die Frage sein, ob das künstlerische Schaffen eines Volkes im Kriege überhaupt eine tiefere Existenzberechtigung besitze, und diese Frage wird ja auch zu verschiedenen Zeiten verschieden beantwortet. Unsere Antwort darauf ist von Anfang an gleichgeblieben, und es hat darüber bei uns auch kaum jemals gegensätzliche Auffassungen gegeben. Deutschland ist ein Kulturland, eines der ersten der Welt. Bei uns ist die Kunst keine angelernte Sache. Sie gehört zu den natürlichen Lebensäußerungen unseres Volkstums. Wir schöpfen sie aus der ursprünglichen Kraft unserer Nation.
Wie alles, was angeboren ist, kann sie nicht zuzeiten abgelegt werden, um zu anderen Zeiten wieder aufgenommen zu werden. Sie ist unsere moralische und geistige Stütze und Stärke in der Bewährung wie im Erfolg.
Daß das nicht bloße Redensarten sind, die man der Öffentlichkeit gegenüber verliert, um seiner amtlichen Verpflichtung nach-
-374-

zukommen, das beweist ein im Kriege und trotz oder vielleicht gerade wegen des Krieges zu einer Blüte gelangtes deutsches Kulturleben, das nicht nur pessimistische Befürchtungen widerlegt, sondern optimistische Hoffnungen und Erwartungen weit hinter sich zurückläßt. Gewiß können wir auf vielen Gebieten unseres kulturellen Lebens eine Hinneigung unseres Volksgeschmacks nach der leichteren und unterhaltsameren Seite unseres künstlerischen Schaffens feststellen, der im Theater, im Konzertsaal und im Kino im wesentlichen Entspannung von den harten und manchmal auch grausamen Lasten des Krieges sucht; aber andererseits findet diese Entwicklung ein natürliches Gegengewicht in einer anderen, die die Menschen gerade in dieser Not- und Leidenszeit wieder zu den tieferen Quellen unseres kulturellen Lebens zurückführt.

Auch hier ist der Krieg der große Umformer gewesen. Er hat unser Volk trotz des blutigen Handwerks, das er ihm auferlegte, nicht verroht, im Gegenteil, ihm sogar eine Empfindsamkeit den geistigen, weltanschaulichen und künstlerischen Fragen gegenüber verliehen, die nur behutsam und mit pfleglicher Hand geleitet und gemeistert werden kann. Schäden, die ein Krieg in früheren Zeiten an der Volksseele anzurichten pflegte, sind Gott sei Dank diesmal bei uns nicht aufgetreten. In diesem gigantischen Kampf um unser nationales Leben haben wir in mancher Beziehung erst den Durchbruch zu bis dahin auch uns noch unbekannten Seiten unseres Volkes gefunden. Wir sind als Nation durch den Krieg nicht schlechter, sondern besser geworden.
Man mag über die Gründe dieser umgekehrt als gewöhnlich verlaufenden Entwicklung verschiedener Meinung sein. Nicht zu bezweifeln aber ist die Tatsache, daß wir deshalb alle den Krieg, wenn auch als unendlich schwer, so trotzdem als eine moralische und geistige Erprobung ansehen. Die Nation weiß, worum es heute geht. Die tiefsten Urgründe unseres nationalen Lebens sind durch
-375-

ihn aufgerissen worden. Wie ein Mensch sich meistens erst in seiner größten Not seiner größten Kraft bewußt wird, so auch ein Volk. Wir sind immer so stark gewesen wie wir heute sind, nur haben wir das früher oft nicht gewußt. Nicht nur mit den Siegen, sondern auch mit den Prüfungen ist das Gefühl dafür in uns ständig gewachsen. Was wir früher als selbstverständlich hinnahmen, das haben wir jetzt wieder schätzen gelernt, und zwar nicht nur in unserem materiellen, sondern auch in unserem ideellen Leben. Wir sehen in diesem uns aufgezwungenen Krieg einen Angriff auf unsere politische, wirtschaftliche und soziale Freiheit, gewiß; aber darüber hinaus sind wir uns vor allem im Verlaufe des hinter uns liegenden Jahres auch klar darüber geworden, daß hier unser ganzes geistiges, weltanschauliches und kulturelles Dasein einer Bedrohung ausgesetzt ist, die schlechterdings das Erbe einer fast zweitausendjährigen Entwicklung in Frage stellt.
Wir müßten nicht Deutsche sein und uns trotz aller realistischen Ausrichtung unseres Kampfes auf das Naheliegende und Erreichbare noch ein gut Teil des uns nachgerühmten Dichter- und Denkertums bewahrt haben, wenn ein solcher Krieg uns nicht ernster, tiefer und auch gründlicher gemacht hätte. Wir entdecken in seinem Verlauf Seiten unseres Volkscharakters, von denen bis dahin nur die wirklichen Kenner unseres nationalen Wesens wußten. Während unser Volk im Weltkrieg 1917 schon zu großen Teilen zu resignieren begann und statt einer Hinkehr zu seinen inneren Werten eine Abkehr davon festzustellen war, ist heute am Ende des dritten Kriegsjahres das Gegenteil der Fall. Wir wenden uns nicht von uns ab, wir kehren zu uns zurück.
Ich spreche hier nicht von den törichten Versuchen unserer Feinde, uns eine Bevormundung in kulturellen und geistigen Dingen angedeihen zu lassen, die bei ihnen ebenso unehrlich wie bei uns überflüssig ist. Kollegs über Kulturpflege sollte im allgemeinen nur der halten, der selbst Kultur besitzt.. Wer die
-376-

Geschmacklosigkeit aufbringt, in einem Lande wie den Vereinigten Staaten, die geistige und künstlerische Werte überhaupt nur aus zweiter Hand kennen, ausgerechnet uns gegenüber die Freiheit des Geistes als eines seiner Kriegsziele zu proklamieren, kann von uns nicht ernst genommen werden. Aber wir wollen mehr, als nur das, was wir als Kulturerbe übernahmen, getreulich aufbewahren. Unsere Zeit ist schöpferisch in jedem Sinne. Sie wird später zweifellos einmal zu den reichsten Epochen der deutschen Geschichte gezählt werden. Das aber ist das Charakteristikum aller großen historischen Zeitabschnitte, daß sie nicht nur schöpferisch im Militärischen oder Politischen oder Wirtschaftlichen oder Kulturellen waren; sie waren schöpferisch schlechthin. Sie bedeuteten meistens

nur ein Freilegen der im Volkstum wurzelnden tiefen Kräfte, und die Resultate dieses einem Geburtsakt vergleichbaren Prozesses wurden dann auch bald auf allen Gebieten des täglichen Lebens sichtbar.

Der schöpferische Mensch schafft mehr aus der Kraft seiner Phantasie als seines Intellekts. Die großen Vernichtungsschlachten, mit denen unsere Feinde auf allen Kriegsschauplätzen niedergeworfen wurden, sind genau so Akte dieser gestaltenden Phantasie wie die Großleistungen unserer Politik, unserer Wirtschaft, unseres sozialen und unseres geistigen Lebens. In allem, was wir schaffen, kommt unsere Zeit zum Ausdruck. Es mag Gebiete geben, auf denen dieser Prozeß noch nicht so sichtbar wird; aber das liegt dann meistens daran, daß die schöpferischen Kräfte noch nicht zum Durchbruch kamen, daß sie unter alten Hemmungen leiden oder gegen traditionelle Vorurteile und Hindernisse anrennen und dabei ihre Energien verbrauchen.

Wenn der Führer im Jahre 1937 auf dem Gebiet der Malerei und Plastik einen tiefen Einschnitt durchführte, so war das eigentlich nichts anderes als ein Beseitigen dieser Widerstände. Es mußte sich in den darauf folgenden Jahren erweisen, ob die

-377-

bildenden Künstler Deutschlands noch die Kraft besaßen, den Weg zurückzufinden, oder ob sie an diesem Dilemma scheiterten. Dieser Beweis ist jetzt erbracht, und zwar gerade auf dem Gebiet, auf dem man die meisten Befürchtungen hegen mußte, weil sich hier die Verfallserscheinungen am stärksten ausgeprägt hatten: auf dem der Malerei. Die Baukunst hatte auch in der Systemzeit immer noch so viel gediegenes Können vorausgesetzt, daß man hier mit bloßen Phrasen und genialischen Gesten nicht bestehen konnte. Der Bildungsphilister war vielleicht noch bereitzufinden, ein Bild zu kaufen, bei dem man nur nach dem Kommentar des Malers feststellen konnte, ob es eine Schüssel Tomatensalat oder eine Alpenlandschaft darstellen sollte; aber ihm zuzumuten, in einem quadratischen Betonungeheuer statt in einem behaglichen Haus zu wohnen, das ging meistens denn doch über das geistige Anpassungsvermögen des Auftraggebers hinaus.

In der Malerei waren wir am tiefsten gesunken; hier also mußten sich die schöpferischen Kräfte unserer Zeit am eindeutigsten bewähren. Ich habe den Eindruck, daß die heute zur Eröffnung kommende Große Deutsche Kunstausstellung 1942 den Beweis dafür erbringt, daß die Probe aufs Exempel gelungen ist. Unsere Maler haben wieder malen gelernt. Es scheint wieder eine Selbstverständlichkeit geworden zu sein, daß der bildende Künstler nicht als einziger im öffentlichen Leben das Recht hat, dem Publikum die Ausschwitzungen einer perversen Phantasie als Produkte einer höheren Berufung vorzulegen, ohne daß man wenigstens am handwerklichen Können festzustellen vermöchte, daß es sich um eine zwar in die Irre gehende, aber immerhin doch um eine echte Begabung handelt. Es ist eine Binsenwahrheit, daß Kunst von Können kommt; aber weil sie so alt ist, braucht sie deshalb nicht unwahr zu sein. Jede, auch die schöpferischste Genialität gelangt erst durch den Fleiß, mit dem sie ihrem Werke dient, zur vollsten Entfaltung. Man kann zwar durch Fleiß allein keine Genialität

-378-

ersetzen, aber ebensowenig kann die Genialität ohne Fleiß zur höchsten Leistung anlaufen.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, dem gar nicht scharf genug entgegengetreten werden kann, aus der spielerischen Leichtigkeit, mit der die geniale Leistung sich darbietet, zu schließen, daß sie mit derselben spielerischen Leichtigkeit auch zustande gekommen sei. Das ist ja ein Teil ihres Wesens, daß sie den Fleiß und die handwerkliche Treue, die auf sie verwandt wurden, nicht mehr erkennen läßt. Aber die Kunstgeschichte aller Gattungen und aller Zeiten bietet Beispiele in Hülle und Fülle für die Tatsache, daß gerade das Genie, weil es das Letzte von sich verlangt und erwartet, in einem ewigen

erbitterten Ringkampf mit dem Stoff steht und es meistens vieler Stunden des Zweifels und der Verzweiflung, einer Kette manchmal grausamster selbstkritischer Prüfungen, ungezählter schmerzvoll durchwachter Nächte mit all den Kümmernissen des Verzagens und quälerischer Depressionen bedarf, um dem spröden Stoff die schöpferische Formung aufzuzwingen.
Die Zeh vor uns hat es sich in allem zu leicht gemacht. Sie war beherrscht von jenem genialischen Unwesen, von dem Gottfried Keller einmal sagte, daß es die Gerüste am unfertigen Dom stehen lasse. Man mochte damals manchmal von dem bangen Zweifel befallen werden, ob unser Volkstum denn überhaupt noch auf irgendeinem Gebiet die Kraft zu ganz großen Leistungen aufbringen könne. Dieser Zweifel ist längst gebannt. Vor allem der Krieg hat uns in seinen unbarmherzigen Zwang genommen und uns einfach vor die Wahl gestellt, entweder unterzugehen oder mit unmöglich scheinenden Leistungen dem Schicksal zu begegnen. Es mag gerade für den künstlerisch empfindsamen Menschen ein beruhigendes Gefühl sein, daß auch die deutsche Kunst auf allen Gebieten sich diesem Zwang nicht entzogen hat, obwohl er sich hier nicht so fordernd anmeldete wie beispielsweise auf den Gebieten
-379-

der militärischen, politischen und organisatorischen Führung. Man gehe durch die heute zur Eröffnung kommende Große Deutsche Kunstausstellung und sehe diese Tatsache auf Schritt und Tritt bestätigt. An die Stelle wilder und ungezügelter Ausbrüche einer kranken Phantasie ist wieder das Können getreten, hin und wieder sogar überstrahlt und verschönt durch die große Schau eines bildnerischen Schaffens, das zu den beglückendsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Wenn kritische Beobachter nach der Reinigung im Jahre 1937 glaubten, daß damit auch die wertvollen Ansätze einer sich neu bildenden Moderne zum Erliegen gebracht würden, hier wird das Gegenteil bewiesen. Der Schnitt hat nur das Kranke beseitigt und damit dem Gesunden wieder das Leben eröffnet.
Ich spreche aus dem Herzen aller hier Versammelten, wenn ich unserem tiefen Bedauern Ausdruck gebe, daß der Führer selbst heute wiederum nicht in unserer Mitte weilen kann. Ihn halten die wichtigsten Aufgaben der unmittelbaren Kriegführung von uns fern. Wir wissen aber, wie sehr er an dem Werk, das hier zur Schau gestellt wird, hängt, wie er mit ganzer Teilnahme die von mir aufgezeichnete Entwicklung verfolgt, die niemandem so sehr ihren Ursprung verdankt wie ihm. In ihm sieht der künstlerische Mensch unserer Zeit die ideale Verwirklichung seines Wesens, ein schöpferisches Aufeinanderstoßen von Genie und Fleiß, dem all seine geschichtlichen Leistungen entspringen. Was wir uns in unseren bescheideneren Arbeitskreisen ständig bemühen zur Geltung zu bringen, das ist bei ihm in weltweiten Dimensionen zum System geworden. Seine Schaffensweise ist die des echten Künstlers, gleichgültig, auf welchem Gebiet er wirken mag. Am Anfang steht die Inspiration, die dem Genie entspringt. Aber sie wirkt sich nur im Notfall und unter Zwang in der Improvisation aus, während sie sonst ihre Erfolge durch Arbeit und zähen Fleiß, durch eine Unsumme von Vorbereitung, die auch vor dem scheinbar
-380-

Nebensächlichen und Bedeutungslosen nicht zurückweicht, zu sichern sucht. Wo Genie sich mit Gründlichkeit paart, da kann auf die Dauer der Erfolg nicht ausbleiben. Das ist ein Gesetz, das für alle Gebiete künstlerischen Schaffens gilt. Wer nach ihm handelt, der ist immer überlegen.
Jedesmal noch, wenn ich während des Krieges an dieser Stelle stand, um der Großen Deutschen Kunstausstellung das Geleitwort zu geben, hatte ich das beschämende Gefühl, einen nur höchst unvollkommenen Ersatz bieten zu können. Wenn irgendwo im deutschen Kunstleben ein Werk ausschließlich den Stempel des Führers trägt, dann dieses. Nichts wünsche ich heute mehr herbei als jene Stunde, da ich mit Ihnen in einem schöneren Frieden wieder zu seinen Füßen sitzen kann, wenn er

dieses größte Fest der deutschen bildenden Künste durch seine Worte weiht. Bis dahin haben wir noch einen schweren und gefahrvollen Weg zu durchschreiten. Es wird uns auch in diesem Kriege nichts geschenkt. Wir wollen darüber nicht mit dem Schicksal hadern. Es zwingt uns nur, unter Leiden und Opfern das zu erkämpfen, was später einmal unser .teuerster Besitz sein soll: die Felder und Wälder, die Dörfer, Städte und Provinzen unserer Heimat, die unsere Soldaten verteidigen, das deutsche Leben, das heute ihrem Heldentum anvertraut ist, die deutsche Kunst und Kultur, die im Schutz ihrer Waffen eine nie geahnte Reifezeit erleben. Wie werden sie einmal aufblühen in einer Zeit gesicherten Friedens, für die wir alle kämpfen und arbeiten.
Wenn wir in dieser Stunde den Führer grüßen, so empfinden wir dabei die Tiefe des Glücks, seine Zeitgenossen sein zu dürfen. Auch wir sind von ihm gerufen. Heute präsentiert sich die deutsche bildende Kunst vor dem prüfenden Blick der Öffentlichkeit. Sie hat ihr Bestes gegeben. In dieser Schau legt sie Rechenschaft ab über ein Jahr Kriegsarbeit. Sie braucht sich ihrer nicht zu schämen. Die lauten Diskussionen von ehedem sind verstummt. Es wird
-381-

in Deutschland wieder gemalt und gemeißelt. Statt der Feder haben wieder Pinsel und Hammer das Wort ergriffen. Die Mahnung Goethes: „Bilde, Künstler, rede nicht!" ist wieder zu ihrem Recht gekommen.
Es ist beglückend, das feststellen zu dürfen in einer Zeit, die einmal als die größte unseres Volkes in die Geschichte eingehen wird.
In diesem Gefühl erkläre ich die Große Deutsche Kunstausstellung 1942 für eröffnet.
-382-

* * * * *

# Eintritt nach Europa versperrt

**5. Juli 1942**

Niemand, auch nicht der stockenglischste Engländer, wird behaupten wollen, daß das britische Empire in diesem Krieg gut geführt wird. Wir meinen damit nicht einmal, daß die Feindseite in seinem Verlauf die schimpflichsten Niederlagen und Kapitulationen erlebt hat, daß ein Unglück sich an das andere reihte und Großbritannien dabei schließlich in die schwerste Krise seiner Geschichte hineintaumelte. Völker können im allgemeinen viel vertragen, und es dauert meistens eine geraume Zeit, bis Unglücksfälle und widrige Umstände empfindlichere Folgen für ihr Weiterleben nach sich ziehen.
Aber Englands Führung hat in diesem Kriege nicht nur versagt;
was viel schlimmer ist: sie hat ihre Fehler und Versäumnisse nicht einsehen und eingestehen wollen und demgemäß auch keine Konsequenzen daraus gezogen. Selbstverständlich kann es einer geschickten Propaganda zeitweilig gelingen, aus einer Niederlage einen Sieg zu machen und den Rückzug zum eigentlichen Kriegserfolg zu stempeln. Aber ein solches Verfahren muß sich, auf die Dauer angewandt, bitter rächen, und die Ernüchterung, die darauf folgt, wird um so grausamer sein. Ein Volk, das in der Überzeugung erzogen wird, daß es alle Schlachten verlieren könne, um dann schließlich doch den Endsieg davon zu tragen, gleicht einer Fußballmannschaft, die bei allen Vorspielen unterliegt in dem naiven Glauben, im Schlußkampf den Pokal erringen zu können. Sie wird, wie jedermann weiß, in der Endrunde gar nicht mehr antreten dürfen, da diese ja auf der Grundlage der vorher erzielten
-383-

Ergebnisse stattfindet. Man möchte annehmen, daß gerade die Engländer für eine solche Überlegung das meiste Verständnis hätten.
Aber das ist in keiner Weise der Fall. Die Churchillsche Propaganda hat das britische Volk so eingenebelt, daß es zu einem normalen politischen Denken anscheinend nicht mehr fähig ist. Sein Instinkt ist weitgehend abgestumpft. Es denkt nur noch in althergebrachten, traditionellen Formen und bietet damit für die Art und Weise, mit der Mr. Churchill seine Führung betreibt, das denkbar beste Objekt.
Uns wäre das Umgekehrte lieber. Eine intelligente Führung auf der Feindseite ist schon deshalb angenehmer, weil man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vorausberechnen kann, was sie in dieser oder jener Lage tun wird. Das ist bei den Churchill und Roosevelt gänzlich ausgeschlossen. Sie sind zu jeder Ungereimtheit und Verrücktheit fähig und werden, je schwieriger ihre Situation wird, auch um so eher bereit sein, die größte Torheit zu begehen, wenn sie auch nur einen Schein von Erfolg verspricht. Es ist deshalb heute niemand in der Lage, vorauszusagen, ob und wann und wo und wie sie die Absicht haben, eine sogenannte zweite Front aufzurichten. Wären sie einigermaßen bei Verstand, dann würden sie sich sagen müssen, daß es keine Verrücktheit gibt, die für sie ein größeres Debakel nach sich ziehen könnte, als diese. Sie werden ja wühl nicht annehmen, daß wir die dafür in Frage kommenden Teile des europäischen Kontinents deshalb ungeschützt ließen, weil wir darauf bauten, daß sie einen solchen Versuch nicht machen würden. Die Kriegführung des Führers hat seit jeher alle auch nur entfernten Möglichkeiten mit in den Betracht der getroffenen und zu treffenden Maßnahmen gezogen. Als der polnische Saisonstaat im September 1939 in 18 Tagen unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht zusammenbrach, glaubte in Deutschland zwar kein Mensch daran, daß die Franzosen und


Engländer den Wahnsinn begehen würden, den Westwall anzugreifen; trotzdem blieb unsere Westflanke deshalb nicht ungedeckt. Und ob wir in den späteren Feldzügen im Norden oder im Westen, im Südosten oder im Osten operierten, wir schirmten uns nach allen Seiten so sicher ab, daß niemals irgendwo eine akute Gefahr gegeben war. Das ist heute selbstverständlich auch im Westen der Fall, und zwar in einem solchen Umfange, daß man fast wünschen möchte, die Engländer unternähmen einmal den Versuch, damit ihre Bekanntschaft zu machen.
Es ist deshalb mehr als naiv, wenn man in London glaubt, man könnte die deutsche Kriegführung durch das Gerede von der zweiten Front nervös machen. Daß die Engländer, je schwieriger ihre Lage wird, desto eher auf den Gedanken kommen könnten, uns durch einen Verzweiflungsakt in die Flanke zu fallen, das wissen wir, auch ohne daß man in den britischen Zeitungen darüber spricht. Unsere Maßnahmen gegen einen solchen Versuch erfahren deshalb durch die englische Propaganda für die zweite Front auch nicht die geringste Veränderung. Es steht darum im Westen kein deutscher Soldat mehr und kein deutscher Soldat weniger. Es ist den Engländern oft genug in aller Deutlichkeit mitgeteilt worden, daß der Eintritt nach Europa für sie versperrt ist. Ob sie das glauben oder nicht glauben, ob sie noch einmal die Probe aufs Exempel machen wollen oder nicht, das ist für diese Tatsache selbst von untergeordneter Bedeutung. Sie würden bei einem Versuch, irgendwo in Europa zu landen, ein Debakel erleben, demgegenüber ihre Katastrophe von Dünkirchen vollkommen verblassen würde.
Denn diesmal haben wir im Gegensatz zu damals die besseren Trümpfe in der Hand. Die Engländer sind nicht da, sondern müssen erst kommen. Ihnen stehen auf dem europäischen Kontinent keinerlei Hilfsvölker zur Verfügung, die sie vorschicken oder zur Deckung ihres Rückzuges zurücklassen können. Sie sind ganz

allein auf ihre eigene militärische Führung und auf die Tapferkeit ihrer Truppen angewiesen, und nach ihren bisherigen Kostproben auf anderen Kriegsschauplätzen zu urteilen, wird man davon allein nicht allzuviel erwarten dürfen. Wenn sie aber gar von Aufständen in den besetzten Gebieten träumen, die unser Hinterland revolutionieren könnten, so ist diese Hoffnung zu naiv, als daß sie einer ernsthaften Widerlegung wert wäre. Ein solcher Versuch würde vermutlich nur ein paar Stunden dauern; denn es ist etwas anderes, gelegentlich ein Eisenbahngleis zu sprengen oder einer kämpfenden Truppe in den Rücken zu fallen. Wir nehmen an, daß man sich darüber in Norwegen, in den Niederlanden, in Belgien und auch m Frankreich vollkommen im klaren ist.

Aber ganz abgesehen davon, was könnte England sich von der Errichtung einer sogenannten zweiten Front, die ja in Wirklichkeit nicht die zweite, sondern vielmehr die fünfte oder die sechste wäre, versprechen? Locken die Erfahrungen auf anderen Kriegsschauplätzen nach neuen Abenteuern? Hat man beispielsweise in Nordafrika, wo die Verhältnisse für Großbritannien ungleich viel günstiger lagen als auf irgendeinem anderen in Europa auch nur denkbaren Kriegsschauplatz, so großartige Erfolge erzielt, daß sie zur Wiederholung reizen?

Jede Invasion setzt Schiffsraum voraus, und zwar in einem Umfange, wie er der britisch-amerikanischen Kriegführung in keiner Weise mehr zur Verfügung steht. Sowohl England wie die USA. verlieren in diesen Wochen und Monaten so viel Tonnage, daß sie sie überhaupt nicht mehr ersetzen können. Eine Invasion kann nur dann zu einem wenn auch nur bescheidenen Erfolg führen, wenn sie überraschend versucht wird. Ganz abgesehen davon, daß die Engländer zu dumm sind, um uns irgendwo oder irgendwann zu überraschen, haben sie uns ja auch noch zu allem Überfluß auf ihre diesbezüglichen Absichten ausdrücklich aufmerksam gemacht. Sie haben sogar hin und wieder Vorkommandos geschickt,

-386-

damit wir ja nicht vergessen, daß wir im Westen aufzupassen haben. Ob sie nun wirklich kommen oder nicht, das ist dabei für unsere Maßnahmen gänzlich gleichgültig. Auch wenn wir ganz genau und aus zuverlässigsten Berichten wüßten, daß sie nicht kommen wollen, so würden unsere Vorbereitungen im Westen derartige sein, daß sie uns, auch wenn sie dann trotzdem kämen, nicht mehr überraschen würden.

Wir können uns vorstellen, daß Mr. Churchill in der Frage der sogenannten zweiten Front arg in der Klemme sitzt. Bisher hat er den von ihm angezettelten Krieg mit Hilfsvölkern bestritten. Erst waren es die Polen, dann die Norweger, dann die Holländer, Belgier und Franzosen, dann die Serben und Griechen und jetzt die Sowjets, von ihren zum Kriegsdienst gepreßten kolonialen Menschenbeständen ganz zu schweigen. Nun ist nicht mehr viel davon übriggeblieben. Die Amerikaner scheinen keine Lust zu verspüren, für ausgesprochen britische Interessen ihre Haut zu Markte zu tragen. Aber im englischen Mutterland stehen noch eine Menge von intakten Divisionen, die sich bisher nur mit Kriegspielen beschäftigt haben. Man hört hin und wieder, daß sie ein Dorf oder eine Stadt im Sturm nehmen, daß sie mit großartiger Bravour einen Fluß überqueren, daß sie eine drohende Fallschirmjägergefahr unter denkbar geringen Verlusten abwehren und ähnliches. Aber das ist alles nur Spaß. Bis zum Ernst des Krieges sind diese tapferen englischen Mutterländler noch nicht vorgedrungen. Man ist wohl berechtigt anzunehmen, daß solche Verbände durch Nichtstun und Warten nicht kriegstauglicher werden, als sie es von Natur aus schon sind. Wahrscheinlich reizen sie nicht nur das englische Publikum, das stürmisch nach einer Aktion verlangt, zur Kritik, sondern auch die britischen Alliierten, von denen beispielsweise die Sowjets in blutigsten Kämpfen stehen und wohl

erwarten können, daß die Herren Engländer ihnen wenigstens mit ihren ausgebildeten und ausgerüsteten Beständen zu Hilfe eilen.
-387-

Man braucht nicht viel Phantasie zu haben, um sich vorzustellen, welchem Druck Mr. Churchill in dieser Frage ständig von drinnen und von draußen ausgesetzt ist. Die Londoner Schreibtischstrategen, die keine Verantwortung tragen und sich ein Vergnügen daraus machen, durch radikale Forderungen beim Volk Popularität einzukaufen, werfen den Bundesgenossen die Bälle zu, und diese wiederum werden nichts unversucht lassen, Mr. Churchill zur Tat zu drängen. Der aber weiß genau so gut wie wir, daß jede Bewegung aus der Ruhestellung heraus zum sofortigen Herzschlag führen kann. Mit einem Wort: England sitzt in seiner eigenen Falle.
Man kann keinen Krieg durch Niederlagen gewinnen. Die Zeit arbeitet nur für den, der sich die Zeit nutz- und dienstbar zu machen versteht. Hilfsvölker mögen in der Kriegführung zeitweilig als Stoßdämpfer wirken, aber sie werden niemals die Wucht eines vernichtenden Schlages aufhalten können. Eine Strategie, die sich in der Defensive erschöpft, wird allmählich die Initiative und Aktivität eines Volkes lahmen, und wer im Verlauf eines geschichtlichen Ringens den Augenblick verpaßt, verpaßt unter Umständen alles. Dieser Krieg dauert nur deshalb so lange, weil die Engländer auf Grund ihrer Macht, ihres Ansehens und ihres Reichtums einiges einzusetzen haben. Wäre das nicht der Fall, dann wären sie längst zusammengebrochen.
Wir müssen mehr leisten als sie, weil wir anfangen, während sie aufhören. Es ist schwerer, ein Vermögen zu erwerben als eines zu verspielen. Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß England sich auf der abschüssigen Bahn befindet. Es ist sich nur noch nicht klar über das Tempo, mit dem es seinem Verfall zueilt. Hin und wieder erhellt ein erregendes Ereignis blitzartig die Situation, und das britische Publikum wird sich, wie jetzt bei Nordafrika, des Ernstes der Lage klar, in der England sich befindet. Gewissermaßen unter wohlwollender Duldung der Regierung tobt sich dann die öffentliche Meinung ein paar Tage aus, um aber bald
-388-

wieder in den alten Zustand der Lethargie zurückzufallen. Stände dahinter noch die bergeversetzende Kraft eines imperialen Glaubens des britischen Volkes und seiner Führung, so könnte man das für einen Ausdruck innerer Größe halten. Es ist in Wirklichkeit aber nur die unter der Narkose einer raffinierten Propaganda zum vollkommenen Stumpfsinn entartete Gleichgültigkeit einer Nation ihrem geschichtlichen Schicksal gegenüber, die einmal in einer beklemmenden Katastrophe ihr jähes Erwachen finden wird.
Wir wissen nicht, ob Mr. Churchill den Ausweg aus diesem Dilemma in einem Abenteuer suchen will. Wir brauchen uns darüber auch keine Gedanken zu machen, da wir für diesen wie für jeden anderen Fall in vollstem Umfang gesichert und vorbereitet sind. Unsere Kriegführung bedient sich zwar gelegentlich der Improvisation, aber sie beruht nicht darauf. Seit Beginn dieses geschichtlichen Ringens sind wir unermüdlich an der Arbeit, uns gegen jede auch nur denkbare feindliche Möglichkeit abzuschirmen. Wir haben zwar oft unsere Gegner überrascht, sind aber noch nie von ihnen überrascht worden. Das wird auch in dieser Frage nicht der Fall sein. Es wäre ganz gut, wenn Mr. Churchill den Charakter der deutschen Kriegführung genau so einem eingehenden Studium unterwerfen würde, wie wir den Charakter seiner Kriegführung studiert haben. Wir kennen ihn ganz genau. Wir trauen ihm jeden Wahnsinn zu, wissen aber auch, daß selbst eine verzweifelte Tat seinerseits bei uns eine Antwort fände, die dem englischen Volke die letzten Illusionen rauben würde.

Churchills zweite Front interessiert uns deshalb nicht mehr. Wir sind uns nur noch im Zweifel darüber, ob wir eher wünschen sollten, er versuchte sie, als er versuchte sie nicht. Ob seine Propaganda dafür nur Gerede oder Ernst ist, erscheint uns heute mehr denn je unerheblich. Von Belang ist nur, daß überall, wo sie in Frage kommen könnte, deutsche Soldaten stehen, die darauf brennen, den Soldaten Churchills einen herzlichen Empfang zu bereiten.

-389-

* * * * *

# Das Gesetz der neuen Welt

**12. Juli 1942**

Die deutsche Presse hat im Verlaufe vor allem der letzten drei Wochen unserem Volke in der Wiedergabe britischer Stimmen aus Zeitungen und Rundfunk ein außerordentlich eindringliches Bild der augenblicklichen politischen Lage in England gegeben. Diese Stimmen waren im allgemeinen, ganz im Gegensatz zu früher, auf Moll abgetönt, und zum ersten Male seit Beginn dieses Krieges konnte man feststellen, daß das englische Mutterland sich des ganzen Ernstes der Lage bewußt wird, in der das britische Empire sich zur Zeit befindet. Andererseits aber hatten diese Presseäußerungen und Kommentare zur militärischen Entwicklung sowohl im Osten wie auch insbesondere in Nordafrika für den Nichtengländer auch ihre erheiternde Note. Man kann sich vorstellen, daß es den Kriegshetzern und -verursachern in London augenblicklich nicht sehr wohl in ihrer Haut ist. Wenn auch das englische Volk selbst jetzt noch seine weltbekannte Gleichgültigkeit demonstrativ zur Schau trägt und sein angeborenes Phlegma ihm gestattet, selbst die schwersten Schläge gegen seinen Magen mit einem gewissen Wurstigkeitsgefühl entgegenzunehmen, so hat sich doch allgemach im ganzen britischen Empire der Eindruck festgesetzt, daß der Krieg, den man so leichtsinnig vom Zaune gebrochen hat, nun anfängt, auch für England eine blutig ernste Angelegenheit zu werden. Wohin sind die Zeiten entschwunden, da man ihn noch für reizend hielt und von einem bequemen und gefahrlosen Spaziergang nach Berlin, Rom und Tokio träumte?

Wenn wir auch nur einen Bruchteil der in diesen Wochen in

-390-

den englischen Zeitungen und Rundfunksendungen aufgetretenen Angst- und Verzweiflungsausbrüche zur Kenntnis des deutschen Publikums gebracht haben — wir glaubten gut daran zu tun, vorzusorgen, daß nicht ein dem englischen Überpessimismus ähnlicher Überoptimismus bei uns platzgriffe —, diese Auslese genügte doch, um manchem deutschen Leser die Frage aufzudrängen, wie eine solche Nachrichten- und Propagandapolitik denn überhaupt noch mit dem gesunden Menschenverstand eines Volkes in Übereinstimmung gebracht werden könne. Zugegeben, auch wir haben uns manchmal geirrt. Wir haben hin und wieder unsere Chancen über- und die des Gegners unterschätzt. Wir haben seine Widerstandskraft falsch eingewertet und gebrauchten deshalb für bestimmte Ziele längere Zeit, als eigentlich vorgesehen war. Aber dabei handelte es sich doch immer um Ausnahmen, die die Regel zu bestätigen schienen, nämlich die einer fast immer zutreffenden richtigen Analysierung der militärischen und politischen Konstellation und einer fast ans Unwahrscheinliche grenzenden Sicherheit in der Beurteilung der allgemeinen Weltlage. Wenn man den Verlauf des Krieges bis heute rückschauend überblickt, so muß man bei einiger Gerechtigkeit zu dem Ergebnis kommen, daß die deutsche Nachrichtenpolitik von einer Seriosität und Glaubwürdigkeit war, die schlechthin gar nicht mehr überboten werden kann.

Niemand wird von der militärischen und politischen Kriegführung verlangen, daß sie der Öffentlichkeit von in der Entwicklung befindlichen Aktionen Kenntnis gibt in einem Stadium, in dem sie auch dem

Gegner noch unbekannt sind. Auch ist es entschuldbar, Nachrichten solange auf Eis zu legen, als sie noch nicht absolut bestätigt sind. Zählen wir solche Vorgänge während des ganzen Krieges zusammen, so werden wir zu dem verblüffenden Ergebnis kommen, daß sich bei uns die aus solchen Gründen zurückgehaltenen positiven zu den negativen Meldungen in einem Verhältnis von etwa 95 zu 5 befinden. Das ist der klassische Beweis
-391-

dafür, daß sie — sei es für ein paar Tage oder auch für ein paar Wochen — nur deshalb nicht veröffentlicht worden sind, um dem Feind keine wertvollen Fingerzeige zu geben. Eine andere Absicht war niemals damit verbunden. Was sollte uns auch veranlassen können, unserem Volk, das sowieso weiß, daß der Krieg eine sehr ernste Sache ist, eine Tatsache zu verschweigen, die das nur erneut bestätigt! Wir halten es für genügend stark und moralisch gefestigt, daß es jede, auch die bitterste Wahrheit erfahren kann, ohne daran Schaden zu nehmen.

Was aber haben die Engländer und Amerikaner, von den Sowjets ganz zu schweigen, dem entgegenzustellen? Wir wollen erst gar nicht von den Nachrichten sprechen, die, wenn sie peinlichen und niederdrückenden Charakters sind, in London, Washington und Moskau grundsätzlich solange verschwiegen werden, bis sie gar nicht mehr zu bestreiten sind. Noch heute besitzt z. B. das englische Publikum auch nicht die geringste Klarheit darüber, in ein wie ernstes Stadium der See- und Tonnagekrieg eingetreten ist. Mr. Churchill weigert sich einfach, Ziffern darüber zu veröffentlichen, und Mr. Roosevelt gibt nur die Anzahl der versenkten Schiffe bekannt und erklärt Namen und Tonnage für ein militärisches Geheimnis.

Und erst die Voraussagen! Wir haben zugegebenermaßen während des ganzen Krieges ein einziges Mal eine falsche Prognose gestellt. Und zwar über die den Sowjets noch verbleibenden Widerstandskräfte im Spätherbst des vergangenen Jahres. Und selbst diese Prognose war zu dem Zeitpunkt, da sie gestellt wurde, richtig, wurde dann nur durch einen abnorm früh eintretenden Winter über den Haufen geworfen. Wir haben uns auch gar nicht geschämt, die kritischen Folgen dieses Umschwungs im Winterfeldzug am Ende des Winters unserem Volke rückhaltlos darzulegen. Sonst aber haben wir uns meistens wohlweislich gehütet, überhaupt kommende Entwicklungen vorauszusagen, und uns damit;
-392-

begnügt, zu Ende geführte zu schildern und zu erläutern. Wir haben es der Öffentlichkeit überlassen, sich über Termin und Verlauf einer Offensive Gedanken zu machen, und meistens wurden die Schätzungen dann durch die Tatsachen auf das angenehmste unterboten.

Hat beispielsweise auch nur eine einzige deutsche Zeitung für den Feldzug in Nordafrika Ziele und Termine aufgestellt? Nicht als wenn dieser Feldzug keine Ziele und keine Termine hätte. Aber wir halten es für klüger, sie, wenn sie erreicht sind, bekanntzugeben, als sie vorauszusagen und dann etwa nicht zu erreichen. Die britische Nachrichtenpolitik kann in diesem Punkt mit der deutschen überhaupt nicht verglichen werden. Wenn wir so handeln wollten wie die Engländer, so würden wir damit unser Volk wahrscheinlich in eine rasende Wut versetzen, und das mit Recht. Wir halten es eher für eine Stärke als für eine Schwäche, wenn wir Deutschen uns ein solches Verfahren nicht gefallen lassen. Bei uns würde es an unserem politischen Bildungsstand glatt scheitern. Ein Mann wie Churchill wäre in Deutschland nicht tragbar. Er hat noch niemals einer militärischen oder politischen Entwicklung eine richtige Prognose gestellt. Von Polen über Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich, Serbien und Griechenland, Kreta, Sowjetunion, Ostasien, Nordafrika bis zum Seekrieg trafen seine Voraussagen immer haarscharf neben das Schwarze. Wir leben zwar nach englischer Meinung in Deutschland unter

einer Diktatur; aber diese angebliche Diktatur hat doch noch soviel Selbstkontrolle, daß sie einen Versager von seinem Kaliber in 24 Stunden mit Schimpf und Schande aus seinem Amt jagen würde.
In England ist das umgekehrt. Je mehr Niederlagen Churchill erleidet, desto fester wird seine Stellung. Er ist für das britische Empire der Pleitegeneral der Pleitegeneräle. Gewiß, man kann im Krieg Pech haben. Das ist peinlich, aber doch verzeihlich. Unerträglich aber werden Niederlagen und Rückzüge, wenn man sie
-393-

mit dem Herostratentum erbärmlicher Ruhmredigkeit umgibt. Ein Boxer wirkt dann am unsympathischsten, wenn er vor dem Kampf die Reporter um sich versammelt und ihnen des längeren und breiteren erklärt, mit welchen Schlägen und in der wievielten Runde er den Gegner fertigmachen will, aber gleich nach der ersten Runde mit zitternden Knien und blutender Nase in seine Ecke taumelt. Ist er nach der fünften oder sechsten Runde ko. und wird wie tot aus dem Ring getragen, dann zeigt er sich gut beraten, wenn er eine Zeitlang schweigt und nicht mit faulen Entschuldigungen und dunklen Drohungen eine schmachvolle Niederlage zu entschuldigen versucht. Man muß nicht nur gewinnen, sondern auch mit Anstand verlieren können. Die Engländer bilden sich viel darauf ein, diese Tugend zu beherrschen. Entweder stimmt das nicht, oder MX. Churchill ist kein Engländer.
Er war kaum aus den USA. zurück, da fing in London wieder das Verniedlichen der britischen Niederlagen an. Seine Juden redeten plötzlich von einer Offensiv-Defensive in Nordafrika, die die englischen Truppen jetzt begonnen hätten, um Rommel endgültig zu vernichten. Die Lage sei ernst, aber flüssig, der Gewinner in diesem Feldzug sei doch der Verlierer, und was derlei hanebüchener Unsinn mehr ist. Sie hatten anscheinend gar kein Gefühl dafür, welchen peinlichen und abstoßenden Eindruck sie damit in der Weltöffentlichkeit hervorriefen, und wie die Zuhörer dauernd schwankten, ob sie lachen oder sich mit Ekel abwenden sollten. Im Unterhaus wurde Mr. Churchill mit einer Vertrauenserklärung von 475 zu 25 für seine Niederlagen belohnt. Man wird später einmal in der Geschichte den schleichenden Zusammenbruch des britischen Empires als einen Prozeß des Charakterverfalls kennzeichnen müssen. Wir hätten den Engländern einen besseren Abgang gewünscht.
Es soll auch bei uns noch einige Zurückgebliebene geben, die die britische Stupidität für Kriegsmoral halten. Sie hat damit gar
-394-

nichts zu tun. Man kann selbstverständlich im Verlauf eines so gigantischen Ringens Schläge gelassen hinnehmen, ohne mit der Wimper zu zucken; aber man soll dann doch wenigstens den Mut aufbringen, zu schweigen, und sich nicht durch Bramarbasieren lächerlich machen. Auch uns ist es im vergangenen Winter manchmal sehr schlecht gegangen. Wir haben die Ungunst des Schicksals, das sich mit allen Naturgewalten gegen uns verschworen zu haben schien, mit stoischem Gleichmut auf uns genommen, nicht viel darüber geredet, um so mehr aber dagegen angekämpft. Wir haben diese harten Monate als Zeit der Reife und Prüfung aufgefaßt, zwar nie am endgültigen Sieg gezweifelt, aber doch die Erkenntnis gewonnen, daß wir unsere ganze nationale Kraft einsetzen müßten, um dieses Inferno dunkler Gewalten, die gegen uns aufstanden, zu überwinden.
Wir hätten die Achtung vor uns selbst verloren, wenn unsere Zeitungen in dieser Zeit nichts Besseres zu tun gehabt hätten, als diesen Gigantenkampf in niedlichen Anekdoten zu beschönigen;
und im übrigen hätten unsere Soldaten sich das auch nicht gefallen lassen. Soldaten haben einen Anspruch darauf, daß wenigstens ihr blutiger Einsatz, der oft und gerade in den kritischsten Stunden unter den widrigsten und manchmal aussichtslosesten Bedingungen erfolgt, in der Öffentlichkeit eine

Darstellung erfährt, die ihrem heldenhaften Eintreten für die nationale Sicherheit entspricht. Man kann Generäle absetzen, wenn sie ihre Pflichten versäumen oder ihren Aufgaben nicht gewachsen sind; sie als Sündenböcke in die Wüste schicken, um die Politiker zu schonen, wie Mr. Churchill das noch nach jeder Niederlage machte, ist eine Versündigung am Geist der Truppe, die sich einmal bitter rächen wird.

Wir müssen immer noch zugunsten Englands annehmen, daß das britische Volk besser ist als seine gegenwärtige Führung und einen Schaumschläger wie Churchill nicht verdient. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß er die englische Politik vertritt

-395-

und uns als Sprecher und Repräsentant der feindlichen Kriegführung entgegengestellt wird. Wir hätten uns einen solideren Gegner gewünscht. Er hat kein Format. Man braucht ihn nur kurze Zeit zu beobachten, um ihn ganz zu durchschauen. Diese Karikatur eines Engländers mußte uns ausgerechnet in diesem Kriege entgegentreten! Daß er überhaupt das Recht haben soll, im Namen eines Teiles der Welt gegen den Führer aufzutreten, ist für uns ebenso beschämend, wie es für die Engländer erniedrigend ist. Seine taktische Intelligenz und diabolische Rednergabe ist Großbritanniens Unglück. Er wird das Empire bis zur letzten Unze verspielen.

Es mag leicht sein, das englische Volk zu führen. Es ist nicht von besonders hoher politischer Einsicht; man braucht nur an seinen nationalen Instinkt zu appellieren, und man hat schon gewonnenes Spiel. Das deutsche Volk ist viel schwieriger zu behandeln. Es ist intelligent und wachsam, läßt sich nicht für dumm verkaufen und hat ein in gewissen Kleinigkeiten manchmal direkt auf die Nerven fallend gutes und langes Gedächtnis. Wenn wir einmal aus Irrtum etwas Unrichtiges gesagt haben, so wird uns das jahrelang vorgehalten. Wir bedauern das nicht. Eine wirksamere nationale Selbstkontrolle kann es gar nicht geben. Dieses Volk zu führen, das erfordert Mut, Wachsamkeit, höchste Vorsicht, gepaart mit höchster Intelligenz. Es gibt keine schönere Aufgabe als diese, weil sie die vornehmsten Tugenden im Manne voll in Anspruch nimmt. Was könnten wir uns mehr wünschen!

Für Churchill und sein Täuschersystem haben wir alle nur Verachtung. Er würde in Deutschland nicht ernst genommen werden. Die Deutschen würden ihn in kürzester Frist durchschauen und seine gerissenen Tricks der allgemeinen Lächerlichkeit preisgeben. Mag sein, daß das auch einmal in England der Fall sein wird, aber wahrscheinlich zu spät, als daß es noch etwas zu retten gäbe. Die Geschichte ist auch in diesem Falle von einer unheimlichen

-396-

Konsequenz. Sie geht manchmal krumme Wege, aber diese führen doch immer zum Ziel. In solchen Entwicklungen gibt es Männer, die die Zukunft verkörpern, und ihnen gegenüber stehen dann meistens Männer, die die tote Vergangenheit repräsentieren. Diese wirken wie Bazillen, die einen Fäulnisprozeß, der fällig ist, auslösen, beschleunigen und dann auch zu Ende führen.

Dahinter aber erhebt sich die ewige Kraft, die, während das Alte stürzt und fällt, auch schon das Gesetz der neuen Welt in sich trägt.

-397-

* * * * *

# Die sogenannte russische Seele

**19. Juli 1942**

Der harte und erbitterte Kampf um Sewastopol sowie die neuen großangelegten Angriffsoperationen der deutschen Wehrmacht gegen die Sowjetarmeen haben vor allem im neutralen Ausland eine auch im

vergangenen Winter schon angeschnittene Debatte wieder aufflammen lassen: die um das Geheimnis der sogenannten russischen Seele. Nicht nur die territoriale, sondern auch die geistige Grenze zwischen Europa und Asien hat ja immer schon die Gemüter westeuropäischer Menschen stark beschäftigt, und es soll nicht bestritten werden, daß das Völkergemisch, das wir zusammengefaßt bis 1917 unter dem Namen Rußland und seitdem unter dem Namen Sowjetunion kennen, unserem Erdteil manches Rätsel aufgegeben hat. Das hat an sich direkt weder damals etwas mit dem Zarismus zu tun gehabt, noch hat es heute etwas mit dem Bolschewismus zu tun. Es liegt einfach daran, daß man bei den Völkerschaften, die in diesem Staatenmonstrum zusammengepreßt sind, von einem Volk in unserem Sinne überhaupt nicht reden kann.

Die vielen Seiten der sogenannten russischen Volksseele, die uns manchmal so schillernd und widerspruchsvoll erscheinen, sind in Wirklichkeit nur die Widerspiegelung gänzlich verschiedenartiger Volkstümer, die sich hier ein Stelldichein gegeben haben. Es wäre auch ganz falsch, sie nach der Schablone, die wir bei westeuropäischen Völkern anzuwenden pflegen, einzuordnen. Das, was wir Rußland nennen, ist immer nur als Masse kollektiv in Erscheinung getreten. Geschichtsbildend im allgemeinen Sinne hat drüben stets



nur eine kleine Gruppe gewirkt, sei es damals die zaristische Oberschicht, sei es heute die bolschewistisch-jüdische Führungsclique. Die breiten Massen der Bauern und Arbeiter wurden immer nur von ihnen eingesetzt, ohne an den historischen Vorgängen selbst auch nur im mindesten beteiligt zu sein.

Die Völkerschaften der Sowjetunion leben auf einem Niveau, das wir uns in seiner stupiden Primitivität kaum vorstellen können. Kürzlich wurde in Berlin und in anderen Großstädten des Reiches unter dem Namen „Das Sowjetparadies" eine Ausstellung gezeigt, die das Leben in der Sowjetunion in der Hauptsache durch originale Wiedergabe zu illustrieren versuchte. Sie wirkte auf den normalen und ungeschulten Betrachter direkt unglaubhaft, und man sah häufig in ihr lebhaft debattierende Gruppen von Zivilisten, die durch ein paar Verwundete von der Ostfront dahin belehrt werden mußten, daß es im sogenannten Paradies der Arbeiter und Bauern eher schlimmer aussehe, als es hier dargestellt werde. Es ist ja auch bezeichnend, daß der Feldzug gegen die Sowjetunion in keiner Weise bei uns beschönigende Erinnerungen an den Kommunismus wieder wachgerufen hat. Den Beweis für die Übereinstimmung zwischen Theorie und Praxis im Bolschewismus ist die Sowjetunion den deutschen Soldaten schuldig geblieben. Keiner von ihnen wird aus dem Osten als Kommunist zurückkehren. Das geheimnisvolle Bild ist entschleiert. Der Bolschewismus stellt für uns keine geistige Gefahr mehr dar.

Trotzdem muß es erstaunlich erscheinen, daß die sowjetische Wehrmacht unseren Truppen vielfach einen Widerstand entgegensetzt, den sie auf ihren bisherigen Feldzügen nicht gewohnt waren anzutreffen. Sie kämpft zeitweilig mit einer stumpfen, fast animalischen Zähigkeit und legt manchmal dabei eine Todesverachtung an den Tag, die mehr als beachtlich ist. Es werden gerade von Teilnehmern an den Kämpfen um Sewastopol Bilder von der Widerstandskraft der sowjetischen Besatzung wiedergegeben, die einer



näheren Erklärung bedürfen, wenn sie auf ein breiteres Publikum nicht verwirrend wirken sollen.

Vorausgeschickt sei, daß die Russen sich in ihrer ganzen Geschichte immer durch eine besonders zähe und hartnäckige Art der Verteidigung ausgezeichnet haben, während sie im Angriff niemals viel taugten. Ihr ganzer Volkscharakter kommt einer defensiven Kriegführung sehr entgegen. Sie sind stumpf und von einer wilden Animalität. Gewöhnt an ein hartes und entbehrungsreiches Leben hängen

sie gerade auch deshalb nicht allzu stark daran. Der Einzelmensch gilt im öffentlichen Denken kaum soviel wie etwa ein Fahrrad. Volksaderlässe können leicht durch riesige Geburtenüberschüsse wieder aufgeholt werden. Es gibt eine Art von primitiver Zähigkeit, der man zu viel Ehre antun würde, wenn man sie als Tapferkeit bezeichnete. Sie ist etwas ganz anderes. Tapferkeit ist eine Art von vergeistigtem Mut. Die Zähigkeit, mit der die Bolschewisten vor Sewastopol ihre Bunker verteidigten, war mehr ein animalischer Trieb, und nichts wäre falscher, als etwa annehmen zu wollen, es handle sich dabei um eine Folge der bolschewistischen Anschauung oder Erziehung. Die Russen waren im Grunde genommen immer so und werden vermutlich auch immer so bleiben. Es ist ja auch leichter, ein Leben wegzuwerfen, wenn es keine Wünsche mehr offen läßt, als wenn es in der letzten Gefahr noch einmal wie ein fernes Paradies zu winken scheint.
Kein Wort sei gesagt gegen die ungeheure Gefahr, die für Deutschland und ganz Europa der bewaffnete Aufstand so stumpfer Millionenmassen bedeutet. Es ist für den angreifenden Soldaten ja auch gleichgültig, aus welchem Grunde der Gegner sich fast bis zum letzten Atemzug seiner Haut wehrt. Welcher Mittel sich der bolschewistische Kommissar bedient, um die seiner geistigen Führung anvertraute Truppe zum letzten Widerstand hochzupeitschen, das spielt für den Kampfverlauf selbst keine ausschlaggebende Rolle. Trotzdem aber ist es wichtig, das zu wissen, damit


sich aus Unkenntnis keine falschen Vorstellungen bilden. Das System des Bolschewismus beruht auf der raffiniertesten Ausnutzung der slawischen Volksseele. Nur in Rußland war dieses schaurige Experiment möglich. Es bedurfte der Primitivität und animalischen Stumpfheit sowie der sozialen und wirtschaftlichen Anspruchslosigkeit der in der Sowjetunion zusammengeschlossenen Völkerschaften als Voraussetzung, um überhaupt zum Zuge zu kommen. Es wurde dann allerdings mit einer Konsequenz durchgeführt, die auf den Kenner geradezu unheimlich wirkt.
Wir haben in unseren früheren Darstellungen die Folgen des Bolschewismus nicht über-, sondern untertrieben. Sie sind durch die Tatsachen weit in den Schatten gestellt worden. Wir wollen erst gar nicht von den sogenannten sozialen Errungenschaften des Sowjetsystems sprechen, die unserem Sozial- und Lebensstandard gegenüber nur Lächeln oder Abscheu erregen können. Aber es ist Geschmackssache, Bewunderung für die Tatsache aufzubringen, daß es der bolschewistischen Propaganda doch in einem großen Umfange gelungen ist, den Massen der russischen Arbeiter und Bauern durch hermetische Abschließung von der Außenwelt und stupide Wiederholung ihrer Weltbeglückungsphrasen einzureden, daß dieser Zustand eben das Paradies auf Erden sei. Selbständige Erkenntnisse bedürfen der Vergleichsmöglichkeiten. Sie sind hier vollkommen abgeschnitten. Der Arbeiter und der Bauer in der Sowjetunion gleichen einem in einem dunklen Keller Eingesperrten, dem man nach 25 jähriger Haft mit Leichtigkeit weismachen kann, daß eine brennende Petroleumlampe die Sonne sei.
In einem solchen System hat der Politische Kommissar eine Funktion auszuüben, die für unsere Begriffe gänzlich unvorstellbar ist. Er wirkt als Einpeitscher schlechthin, und zwar beim Volk wie in der Armee. Er hat Vollmachten über Leben und Tod und haftet auch selbst mit seinem Kopf für die Erfüllung seines Auftrages. Ihm steht dafür eine stumpfe Masse zur Verfügung, die


dazu erzogen ist, entweder willenlos alles mit sich geschehen zu lassen oder aber zwischen Zuchthaus in milderen oder Tod mit bestialischen Quälereien in schwereren Fällen zu wählen. Eine nationale Intelligenz, die dieses System bekämpfen könnte, existiert nicht mehr. Das System selbst besitzt alle

Machtmittel, um ihre Bildung schon in den bescheidensten Anfängen zu ersticken. Das ganze Land ist von einem Spitzelsystem durchzogen, das die Kinder gegen ihre eigenen Eltern als Aushorcher mißbraucht. Was bleibt der stumpfen und willenlosen Masse anderes übrig, als zu gehorchen und sich mit jenem Fatalismus, der in ihrer Rassenseele schon den willkommensten Nährboden findet, in ihr Schicksal zu ergeben? Wie sollte eine Bunkerbesatzung nicht bis zum letzten Schuß aushaken, wenn der Kommissar sie mit der vorgehaltenen Pistole dazu zwingt und ihr obendrein noch durch eine systematische jüdische Propaganda eingeredet worden ist, daß sie in der Gefangenschaft nicht nur der Tod, sondern grausamste Quälereien erwarten?
Wir können nicht einsehen, daß das etwas mit dem zu tun hat, was wir unter Tapferkeit zu verstehen pflegen. Denn schließlich muß doch auch dieses System, wo es zur letzten Probe gestellt wird, immer wieder dem überlegenen Geist eines männlichen Kämpfertums weichen. Die Bolschewisten waren beispielsweise bei der Verteidigung Sewastopols in einer ungleich viel günstigeren Position als unsere Truppen beim Angriff, und trotzdem haben sie nach 25 Tagen kapituliert. Es fehlte ihrem System am Ende doch jener nur aus der freien persönlichen Willensbestimmung entspringende individuelle Kampfgeist, der Schwierigkeiten und Gefahren nicht durch Terror und Gewaltandrohung, sondern durch die Tapferkeit des einzelnen Mannes überwindet. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das internationale Judentum uns in dem von ihm organisierten stumpfen und willenlosen Menschenmaterial des Ostens den gefährlichsten Gegner gegenüberstellt.


Wenn der geworfen ist, dann gibt es keine Bedrohung mehr, vor der wir auch nur einen Augenblick zurückzuschrecken brauchten. Aber wir müßten an der Qualität unserer Rasse, an der Güte unseres Soldatentums und an der Durchschlagskraft unserer Weltanschauung und unserer Prinzipien verzweifeln, wenn wir auch nur einen Augenblick glauben wollten, daß es uns nicht gelingen könnte, diese Gefahr zu brechen.
Es ist seit jeher Schicksal der im Deutschtum verkörperten germanischen Rasse gewesen, an den Schnittpunkten ihrer geschichtlichen Entwicklung die große Probe gegen den Ansturm des Ostens bestehen zu müssen. Dieser ist heute besonders gefährlich, weil er sich hier mit der rücksichtslos ihre infernalischen Ziele verfolgenden jüdischen Intellektualität verbündet bat. Es war zweifellos eine fast tödliche Bedrohung nicht nur des Reiches, sondern der ganzen abendländischen Kultur, als das Judentum sich die wenn auch nur manuellen Fähigkeiten der Menschenmassen des Ostens dienstbar machte, um damit die Waffen für den Riesenansturm der Armeen des Sowjetsystems gegen Deutschland und damit gegen Europa zu schmieden. Dies ist ein Kampf auf Leben und Tod. Der rote Kommissar verteidigt seine Welt, um sie zum Angriff gegen die unsere intakt zu halten. Wir müssen sein System vernichten, wenn wir in Zukunft ohne Gefahr leben wollen.
Diese Problemstellungen sprengen allerdings den Rahmen einer Betrachtungsweise, die der Bildungsphilister der sogenannten russischen Seele angedeihen zu lassen pflegt. Alte Maßstäbe genügen nicht mehr zur Beurteilung dieser gigantischen geistigen und weltanschaulichen Dimensionen. Der Riesenkampf, der augenblicklich auf den Schlachtfeldern des Ostens ausgefochten wird, bringt eine Vorstellungswelt zum Erzittern, die fallen muß, wenn es für uns überhaupt noch eine nationale Zukunft geben soll. Die tierische Wildheit, mit der die Gegenseite diesen Krieg führt, ist


nur ein Beweis mehr für die Größe der Gefahr, in der wir schweben. Hier geht es tatsächlich um alles. Man kann sich keine Vorstellung machen von den Folgen, die der Versuch nach sich ziehen würde, das drüben geübte System auf unser Land zu übertragen. Er würde die vollkommene Beherrschung

Europas durch das internationale Judentum einleiten. Unser Volk wäre der stumpfen Bestialität einer primitiven Rasse ausgeliefert und würde ihr in seinen wertvollsten Teilen erliegen. In London würde man eine solche Tatsache nur begrüßen. Man hätte sich damit einen Gegenspieler vom Halse geschafft, den man durch eigene Kraft, wie die Entwicklung dieses Krieges beweist, nicht beseitigen kann.
Man wird deshalb einsehen, daß wir Deutschen nur wenig Verständnis aufzubringen vermögen für geistreiche Betrachtungen über die sogenannte russische Volksseele, die in ihren verborgensten Fältelungen durchforscht wird, um ihre angeblichen Geheimnisse offenzulegen. Hier gibt es keine Mysterien, sondern nur Tatsachen zu konstatieren. Wir sind zum Kampf angetreten gegen eine Weltmacht, die unser nationales Leben bis in seine primitivsten Voraussetzungen bedroht. Für uns ist der Krieg eine harte Wirklichkeit, keine Philosophie. Er steht vor uns in seiner grausamen Ursprünglichkeit, und er wird von unseren Soldaten durchgefochten als ein Schicksalskampf um unsere heiligsten Güter. Es ist nicht unsere Art, den Gegner zu unterschätzen. Aber wir sind nach wie vor von der Überzeugung durchdrungen, daß auch hier die höhere Rasse über die niedere triumphieren wird, gleichgültig, welcher infernalischen Mittel sie sich bedient, um ihrem verdienten Schicksal zu entgehen.
Wir wissen sehr wohl, daß Europa verloren wäre, wenn die Achsenmächte es nicht beschützten. Durch uns hat unser Erdteil eine neue Jugendlichkeit empfangen. Der Anschlag des Ostens gegen sein Leben und seine Kultur wird deshalb mißlingen, weil wir seiner stumpfen Gewalt die Entschiedenheit eines offensiven
-404-

Widerstandes entgegensetzen, der seine Kraft aus der Intelligenz der Führung und aus der zuchtvollen Vitalität der jungen Rassen Europas schöpft.
Wie so oft schon in unserer Geschichte, so wird auch diesmal das aus dem Osten anflutende Nomadentum in seine Steppen zurückgejagt werden. Das ist das Ziel unseres Waffenganges gegen die Sowjetunion.
-405-

* * * * *

# Gespräche mit Frontsoldaten

**26. Juli 1942**

Es ist bekannt, daß das Angstgefühl der Gefahr gegenüber mit der Nähe zur Gefahr nicht wächst, sondern abnimmt. Auch das muß man als eine Weisheit der Natur bezeichnen, daß sie im Menschen während der Krise den Sinn für alle Möglichkeiten zu ihrer Überwindung wachhält und schärft. Je weiter er aber vom Ernst einer Situation entfernt ist, um so mehr wird er geneigt sein, ihre Schwierigkeiten zu überschätzen und für unlösbar zu halten. Der Selbsterhaltungstrieb wird dann am tatkräftigsten reagieren, wenn er am dringendsten gebraucht wird, ebenso aber auch abstumpfen, wenn man seiner nicht mehr bedarf. Wie sollte man es sich sonst erklären, daß noch in jedem Kriege die Front der Heimat nicht nur in der Einsatzfreudigkeit, sondern auch im Vertrauen und im Gefühl der eigenen Stärke ein Beispiel gibt? Ganz vom herrscht stets die beste Stimmung, und je weiter man nach hinten kommt, desto mehr zeigt sich die menschliche Gewohnheit geneigt, den natürlichen Widerstandswillen gegen moralische und physische Gefahren langsam einschlummern zu lassen.
Wir kritisieren diese Tatsache nicht, wir stellen sie nur fest. Sie ist natürlich und wohl auch unabänderlich. Jedes Lebewesen wird immer nur die Kräfte zum Ansatz bringen, deren es zur Erhaltung seiner Existenz bedarf. Wenn die Front irgendwann einmal zu zweitem begänne, dann gäbe sie sich damit selbst verloren- Uns ist das wieder in den letzten Tagen so recht zum Bewußtsein

gekommen, als wir Gelegenheit hatten, mit Frontsoldaten aus dem Osten und aus Nordafrika sowie Soldaten der Luftwaffe und
-406-

Kriegsmarine des öfteren zusammen zu sein und uns von ihnen über die Lage an allen Fronten ausführlich Bericht geben zu lassen. Charakteristisch für ihre Darstellungen war, daß unsere stets wiederholte Frage nach der Stimmung an der Front meist mit Erstaunen entgegengenommen wurde, etwa der Art, daß es doch darüber gar keinen Zweifel geben könne. Der Soldat pflegt sich zwar hin und wieder einmal auszuschimpfen, gewiß; aber das hat mit seiner moralischen Haltung gar nichts zu tun.
Wenn irgendwo der Sieg für eine nationalpolitische Notwendigkeit angesehen wird, über die gar nicht diskutiert werden kann, unbeschadet wie viele Opfer er von uns fordern mag, dann an der Front. Denn die Front kennt den Feind. Sie weiß, welche Absichten er verfolgt, und auch, welches Schicksal unserem Land und Volk drohen würde, wenn wir uns in seine Gewalt begäben. Die Front sieht den Krieg ohne alle Illusionen, durchaus hart, nüchtern und realistisch. Er ist für sie kein Normal-, sondern ein Ausnahmezustand. Er stellt die große Bewährungsprobe unserer Nation ihrem geschichtlichen Schicksal gegenüber dar. In seiner zeitbegrenzten Dauer liegt seine Chance auf unbegrenztes nationales Glück oder Unglück. Was im Kriege versäumt wird, kann im Frieden niemals nachgeholt werden.
Das weiß der Soldat, und darum geht er seinem blutigen Waffenhandwerk mit tiefem sittlichen Ernst nach. Dieser Krieg ist uns von unseren Gegnern aufgezwungen worden. Sie allein tragen dafür die Verantwortung vor der Menschheit und vor der Geschichte. Das Leid, das er den Völkern zufügt, hält der Frontsoldat vom eigenen Volke fern. Er kämpft tatsächlich für Heimat, Familie, Haus und Herd. Von dem namenlosen Unglück der Menschen, das ihm bei seinen Feldzügen auf Schritt und Tritt begegnet, bleibt sein Volk durch ihn verschont. Die Völker, deren Führungen diesen Krieg anzettelten und verschuldeten, tragen diesmal auch seine Lasten. Es spielt dabei für den Frontsoldaten
-407-

keine ausschlaggebende Rolle, ob sie sich im Kampf ihrer Haut wehren und zähe Verteidigung leisten. Es war niemals deutsche Art, den Gegner zu unterschätzen. Das ist auch in diesem Kriege nicht der Fall. Der deutsche Soldat weiß genau, welch einer feindlichen Welt er gegenübertritt. Trotz ihrer vielfach zahlenmäßigen Überlegenheit fühlt er sich ihr kämpferisch und moralisch überlegen. Er steht auf dem festen Boden einer neuen revolutionären Weltanschauung, die ihm immer wieder die Kraft gibt, Sinn, Zweck und Ziel dieses gigantischen Ringens richtig zu erkennen und zur Grundlage seines kämpferischen Einsatzes zu machen. Er führt den Krieg tatsächlich als Volkskrieg. Gerade in seinen schwersten und härtesten Krisen und Belastungsproben wird er sich dessen bewußt. Selten in unserer Geschichte ist ein so gigantisches Ringen von Menschen, Nerven und Material so phrasenlos vor sich gegangen wie hier.
Wir haben eigentlich während des ganzen Krieges bis zum heutigen Tage nicht ein einziges Mal eine grundlegende Änderung in der psychologischen Führung dieses Ringens vorzunehmen brauchen. Zwischen Front und Heimat gibt es keinen nennenswerten Unterschied in der Auffassung vom Wesen des Krieges. Nur steht der Soldat ihm näher, weil er in seiner unmittelbarsten Gestalt an ihn herantritt. An den Fronten im Osten und in Nordafrika kämpfen heute Zehntausende von Soldaten, die schon den Weltkrieg in den Schützengräben des Westens mitgemacht haben. Sie werden sich am ehesten des Unterschiedes gegen damals bewußt. Während im Weltkrieg nicht einmal die Führung des Reiches sich genau darüber im klaren war, was sie eigentlich wollte und wofür die Nation kämpfte, weiß das heute jeder Soldat. Er bringt auch die großen Kriegsziele in eine unmittelbare Verbindung zu den geheimen

Wünschen und Hoffnungen, die er persönlich damit verfolgt. So wie er genau weiß, daß der Verlust des Krieges nicht nur zum Zusammenbruch unseres nationalen Lebens, sondern
-408-

auch zur Vernichtung seiner eigenen materiellen und in ungezählten Fällen auch physischen Existenz führen würde, so weiß er auch, daß sein Gewinn eine heute kaum vorstellbare Ausweitung unserer nationalen Basis und zugleich auch eine noch niemals dagewesene Sicherung der sozialen und wirtschaftlichen Existenz jedes einzelnen Deutschen mit sich bringen wird.

Aber das allein ist nicht die Triebfeder des kämpferischen Einsatzes des deutschen Soldaten. Er fühlt sich heute als Träger einer gigantischen weltanschaulichen Auseinandersetzung, die sich aus den engen Grenzen eines innerpolitischen Machtkampfes zu einem Ringen zwischen den Kontinenten ausgeweitet hat. Das Überlegenheitsgefühl des deutschen Soldaten seinen Gegnern gegenüber stammt nicht nur aus seiner besseren Ausbildung oder aus der höheren Qualität seiner Waffen; es hat seine eigentlichen Ursachen in dem Bewußtsein der stärkeren Durchschlagskraft der Prinzipien, die er verficht, und der wertvolleren Rasse, die in ihm ihre Vertretung gefunden hat. Gewiß, das ist nicht jedem Soldaten im einzelnen klar, aber er empfindet es. Aus dem Unterbewußtsein heraus handelt er überlegen, weil er sich überlegen fühlt. Wir sprachen noch mit niemandem, der nicht fest davon überzeugt gewesen wäre, daß uns dieser entscheidendste Waffengang in unserer Geschichte gelingen wird.

Es ist verständlich, daß ein so kompromißloses Denken über den Krieg, seine Ursachen, Wirkungen und Ziele an dem vielfach noch friedensmäßig bestimmten Leben der Heimat hier und da Reibungsflächen findet. Das liegt in der Natur der Sache. Der Kämpfer wird dem Nichtkämpfer gegenüber immer ein gewisses Mißtrauen an den Tag legen. Wir haben bewußt die Ordnung des Lebens in der Heimat nur da eingeengt und auf die Bedürfnisse des Krieges umgestellt, wo das durch den Krieg selbst erforderlich wurde. Wenn sich auch durch die längere Dauer des Krieges in der einen oder in der anderen Beziehung das Leben der Heimat dem der Front
409-

mehr angenähert hat, so kann doch überhaupt keine Rede davon sein, daß es irgendwie damit gleichzustellen wäre. Abgesehen vom amerikanischen Volke merkt das deutsche relativ am allerwenigsten vom Kriege. Nicht die totale Kriegführung in der Heimat schafft Spannungen, sondern nur der gewollte Mangel daran.

Es ist ganz bezeichnend, daß die härteste Moral zu Hause überall da festzustellen ist, wo der Krieg die größten Opfer fordert: in den luftbedrohten Gebieten. Wir vernahmen Einzelheiten über die heroische und bewundernswerte Haltung der Bevölkerung beispielsweise in Lübeck, Rostock, Köln, Duisburg, Essen, Emden, Bremen und Hamburg, die ganz frontnahe wirken. Gerade daran konnte man feststellen, daß der Sinn für die Größe der nationalen Gefahr, gegen die wir 'ms zur Wehr setzen müssen, mit ihrer Nähe wächst. Es gibt keinen verhängnisvolleren Irrtum der englischen Kriegführung als den, zu glauben, man könne durch Luftangriffe die deutsche Moral brechen. Das Gegenteil ist der Fall.

Noch eine Tatsache verdient besonders hervorgehoben zu werden. Der deutsche Soldat von heute ist nicht nur ganz anders, als er von der Feindseite dargestellt wird, sondern vielfach auch anders, als gewisse Teile der Heimat ihn sehen. Erzählungen und Berichte von Fronturlaubern drehen sich durchaus nicht etwa ausschließlich um das kämpferische Erlebnis. Unsere Soldaten haben die fremden Länder, die sie durchzogen, mit offenen Augen betrachtet, ihre Bevölkerungen scharf beobachtet und auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens Vergleiche mit der Heimat angestellt. Es wäre für das Reich im allgemeinen und für die nationalsozialistische Doktrin und Staatsführung im besonderen eine geistige Katastrophe geworden, wenn diese zu unseren Ungunsten ausgefallen wären.

Sie sind es nicht. Ist dieser Krieg einmal zu Ende, dann wird es in Deutschland keine heimatliebenderen Menschen geben als unsere Frontsoldaten. Während wir Deutschen früher leicht dazu neigten, das Paradies in fernen und fremden
-410-

Ländern und Kontinenten zu suchen, haben wir es in diesem Kriege bei uns zuhause entdeckt. Deshalb legt gerade der Frontsoldat auch so großen Wert darauf, daß bei allen kriegsmäßigen Anstrengungen der Heimat diese selbst doch nach Möglichkeit unberührt und intakt bleibt. Sie soll für ihn eine zwar ferne, aber immerhin doch eine Realität der Gegenwart und nicht eine gänzlich unwirkliche Erinnerung aus der Vergangenheit sein.

Wir sprachen mit bekannten deutschen Jagdfliegern von der Ostfront und aus Nordafrika. Sie waren zum Teil gerade erst dem Gymnasium entwachsen, äußerlich fast noch Kinder, innerlich jedoch schon reife und erfahrene Männer. Sie berichteten ganz ohne Pose und Phrase. Ihr Urteil über den Gegner war kühl, sachlich anerkennend, wo es angebracht schien, ohne eine Spur von Überheblichkeit, aber immer überlegen. Sie äußerten Meinungen über die Mentalität der Bolschewisten oder der Engländer, die einen geübten Volkspsychologen hätten beschämen können. Wenn sie von der Kameradschaft ihrer Staffeln sprachen, so gebrauchten sie bezeichnenderweise das Wort Kameradschaft kaum. Ihr Auftreten war ganz unbürgerlich: nichts von Verzagtheit oder Kleinmut selbstverständlich, aber auch nichts von hurrapatriotischer Drahtigkeit. Sie sehen in diesem Kriege ein Volksringen auf Leben und Tod und fühlen sich selbst als einen Teil seiner Vollstreckung. Ein bekannter U-Boot-Kommandant kommt aus dem Atlantik zurück. Er mußte zum Zwecke der Orientierung über militärische Fragen bei seiner Feindfahrt englische und amerikanische Sender abhören und machte uns Vorschläge über unsere Nachrichtenpolitik nach USA., die ganz einfach, aber auch ganz klar und einleuchtend waren.

Wir sitzen einen Abend mit dem Kommandeur und einigen Führern der Leibstandarte zusammen. Sie haben den vergangenen harten Winter bei Taganrog unter den widrigsten Verhältnissen erlebt. Das Gespräch irrt schon nach einer halben Stunde von der
-411-

Schilderung von Kampferlebnissen weg und verliert sich bis in die tiefe Nacht hinein in Betrachtungen über Charakter und Wesen des Bolschewismus in der Praxis, ergänzt und illustriert durch eine Fülle von Beispielen aus dem täglichen Leben, die in keinem Lehrbuch und in keiner Aufklärungsschrift zu finden sind. Hier sieht man wieder den deutschen Soldaten, geschult in der nationalsozialistischen Lehre, als schärfsten Beobachter seiner Umgebung, der kein Mittel unversucht läßt, sich an Ort und Stelle auch die letzte Bestätigung für seine Anschauung zu suchen. Diese Männer führen in den Städten, die sie beherrschen, ein hartes, aber gerechtes Regiment. Aus der Improvisation des Augenblicks heraus erwächst eine psychologisch auf das beste fundierte Führung, die turmhoch über der Bürokratie manchen Verwaltungszweiges in der Heimat steht. Man wartet nicht für jede Kleinigkeit auf Anweisung von oben, sondern handelt selbständig, so wie es der gesunde Menschenverstand gebietet. Dreißigjährige Hauptleute entwickeln dabei ein Führungstalent, das einem Regierungspräsidenten in der Heimat alle Ehre machen würde.

Aus alledem schöpfen wir das beglückende Bewußtsein, daß das deutsche Volk sich trotz oder gerade wegen des Krieges in einer erfreulichen Aufwärtsentwicklung befindet. Wie die Revolution der Ausleseprozeß der Partei war, so ist der Krieg der Ausleseprozeß der Wehrmacht. Die Talente melden sich immer nur, wenn sie benötigt werden. Überall sind sie heute am Werke, sprengen vielfach den Rahmen einer rein schulmäßigen Erziehung und bahnen sich ihren Weg auf ihre eigene Weise. Wie man nach der Revolution genau wußte, wo die wirklich führenden Köpfe der Partei zu suchen waren,

so wird man nach dem Kriege genau wissen, wo die wirklich führenden Köpfe der Wehrmacht zu suchen sind. Der Kampf ist immer der sicherste und untrüglichste Ausleseprozeß. Er fordert zwar harte Opfer, aber sie sind auch in dieser Beziehung nicht umsonst.
-412-

Die Heimat muß sich sehr anstrengen, wenn sie es in ihrem Rahmen ihren Soldaten gleichtun will. Sie darf die von ihr getragenen Lasten niemals für sich betrachten, sondern muß sie immer in eine Beziehung zu denen der Front bringen. Wer sein Leben einsetzt, pflegt im allgemeinen schärfer zu beobachten. Wir alle stehen dauernd unter dem prüfenden Blick der Front, den wir unter den Augen jedes Verwundeten und Urlaubers auszuhalten haben. Wir müssen diesem Blick gewachsen sein, denn aus ihm schaut uns der große Krieg an, in dem die Entscheidung über unser nationales Schicksal liegt.
-413-

* * * * *

# Auch der Versuch ist strafbar

**2. August 1942**

Die außerordentlich schweren militärischen Rückschläge, die die Sowjets augenblicklich erleiden, haben in London und Washington eine nervöse, um nicht zu sagen hysterische Stimmung hervorgerufen. Man gibt sich alle Mühe, das Publikum, das durch die sowjetischen und britischen Siegesbulletins des vergangenen Winters weitgehend verwöhnt war und sich demgemäß eine ganz falsche Vorstellung von der Ostlage gebildet hatte, mit dem wachsenden Ernst der Situation vertraut zu machen. Aber das ist leichter gesagt als getan. Mit Erstaunen und einer guten Portion Entsetzen nimmt der Mann von der Straße in England und USA. wahr, daß die deutsche Wehrmacht trotz aller gegnerischen Lügen in der Lage ist, Truppen und Material bei ihren weitausholenden Offensivvorstößen in einem Umfang zum Einsatz zu bringen, von dem man in den angelsächsischen Ländern gar keine Ahnung hatte. Man war also offenbar den sowjetisch-britischen Zahlenorgien im Winterfeldzug aufgesessen, nach denen über drei Millionen deutsche Soldaten in den Monaten Dezember bis März im Osten erfroren seien, und sieht nun plötzlich Divisionen und Armeen von den Toten auferstehen, die man in seinen Berechnungen schon längst abgeschrieben hatte. Die Illusionen der vergangenen Monate zerrinnen in Nichts. Man steht wieder, wie noch in jedem Sommer, vor den harten Tatsachen des Krieges.

Es ist leicht sich vorzustellen, eine wie weitgehende Enttäuschung in der öffentlichen Meinung der Feindseite die Folge davon ist. Während man noch am Ende des Winters prahlte, man
-414-

wolle den Sieg nicht mehr auf 1943 oder gar 1945 verschieben, sondern ihn bereits 1942 erringen, ist man jetzt denkbar kleinlaut geworden und begnügt sich mit der bescheidenen Feststellung, man könne froh sein, wenn man mit dem Leben davonkomme. Und wie das immer so ist, wenn die Krisen und Belastungen wachsen und Hoffnungen und Wünsche durch schwere Enttäuschungen abgelöst werden: auch die Einigkeit unter den Spießgesellen auf der Gegenseite läßt mehr und mehr zu wünschen übrig. Wohin sind die Tage entschwunden, da Genosse Molotow noch unter dem Namen eines Mr. Smith in England weilte und als bolschewistischer Wunderknabe von Salon zu Salon und von Klub zu Klub gereicht wurde!

Damals zehne man noch von den berauschenden Vorstellungen einer zweiten Front, die just in dem Augenblick von den Engländern und Amerikanern im Westen Europas errichtet werden sollte, da die deutsche Wehrmacht im Osten in Todeszuckungen lag und ihre Führung gezwungen war, die letzten

Reserven von Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Norwegen abzuziehen, um damit im Osten zu retten, was noch zu retten war.
Es ist ganz anders gekommen: die Sowjets haben weniger und die Deutschen mehr gehalten, als man sich vor drei Monaten von ihnen versprach. Von einem Abziehen deutscher Truppen aus dem Westen kann überhaupt keine Rede sein. Im Gegenteil, es sind unterdes beste und schlagkräftigste Verbände nach dorthin verlegt worden. Aber Timoschenko ist mittlerweile gezwungen gewesen, für das Leben der Sowjetunion wertvollsten Raum aufzugeben und mit einem dramatischen Rückzugsbefehl den Versuch zu machen, wenigstens einen Teil seiner Verbände vor der endgültigen Katastrophe zu bewahren.
Damit ist eine Situation geschaffen, die man weder in London noch in Washington, von Moskau ganz zu schweigen, vorausgesehen hatte. Die sogenannte zweite Front, die man sich als ein
-415-

fast risikoloses Unternehmen vorgestellt hatte, mit dem man, wie man in eitler Selbsttäuschung erklärte, Hitler den Gnadenstoß geben wollte, steht heute wie ein dunkles Fragezeichen, voll von schwersten, um nicht zu sagen tödlichen Gefahren, vor der englisch-amerikanischen Kriegführung. Und das Verzweifelte an der ganzen Situation ist, daß man sie in Zeiten, in denen man kaum ein Risiko damit verbunden sah, so gut wie sicher versprochen hat.
Stalin pocht wie Shylock auf seinen Schein. Nicht, als wenn er durch amtlichen Druck in ungebührlicher Weise auf die Einlösung des gegebenen Versprechens drängte. So weit ist es seiner Ansicht nach offenbar noch nicht, und zudem stehen ihm andere Mittel zur Verfügung, um der britischen und USA.-Öffentlichkeit klarzumachen, was ihre Pflicht ist. Die englischen und amerikanischen Korrespondenten' in Moskau senden täglich dramatische Berichte von der Ostfront nach London, Washington und New York. Hier wird der Ernst der Situation mit einem Freimut dargelegt, der gar nichts zu wünschen übrig läßt. Die radikalen Blätter in England und USA. greifen diese Darstellungen begierig auf, um ihrem urteilslosen Leserpublikum damit zu beweisen, daß jetzt oder nie die Zeit zum Handeln gekommen sei. Es ist verständlich, daß solche Parolen der Straße, die bekanntlich keine Verantwortung trägt, wie Öl heruntergehen. Die Straße hat ja gewissermaßen auch ein Anrecht auf die zweite Front, da sie ihr, wenn auch unter günstigeren Aussichten, zugesagt worden ist. Mr. Churchill wird die Geister, die er rief, nicht mehr los.
Man kann sich vorstellen, daß er vor einem furchtbaren Dilemma steht, aus dem es kaum noch einen Ausweg ohne Verluste gibt. Errichtet er die zweite Front nicht, dann erwartet ihn bei wachsenden Niederlagen der Sowjets eine innerpolitische Krise, deren er kaum noch Herr werden wird, mit allen sich daraus ergebenden katastrophalen Folgen im Verhältnis Englands und der Vereinigten Staaten zur Sowjetunion. Die „Times" ließ sich vor
-416-

einigen Tagen aus Moskau melden, die bolschewistischen Arbeiter verfolgten mit angespannter Aufmerksamkeit die diesbezügliche Entwicklung in England und USA. und machten davon überhaupt ihre Stellung zu den angelsächsischen Ländern, und zwar für alle Zukunft, abhängig. Versucht aber Mr. Churchill die zweite Front, dann erwartet ihn — und er verfügt ja gerade auf diesem Gebiet schon seit dem Weltkrieg über eine reiche Erfahrung, an die er öffentlich nicht gern erinnert sein will — nach Lage der Dinge wahrscheinlich ein Fiasko, das der Gesamtsituation unter Umständen eine grundlegende, kriegsentscheidende Wendung geben könnte.
„Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!" wird er sich manchmal selbst bei ruhiger Überlegung zurufen und dabei seinen Leichtsinn verfluchen, der ihn dazu verführte, in einem unbewachten

Augenblick ein Versprechen zu geben, das er nach Lage der Dinge gar nicht halten kann oder doch wenigstens nicht halten dürfte. Wir haben schon an dieser Stelle ausführlich begründet, warum wir den Versuch, eine zweite Front zu bilden, nicht fürchten, ihn im Gegenteil gewissermaßen sogar herbeiwünschen. An den von uns vor vier Wochen hier vorgetragenen Argumenten hat sich nicht nur nichts geändert, im Gegenteil, sie sind durch etliche Tatsachen nur noch verstärkt worden. Wir halten nach wie vor eine britisch-amerikanische Invasion auf dem europäischen Kontinent für ein Unternehmen des Wahnsinns, das für England und die Vereinigten Staaten von den unheilvollsten Folgen begleitet sein würde. Aber selbstverständlich können Mr. Churchill und Mr. Roosevelt den Versuch dazu unternehmen. Wir trauen ihrem Temperament und ihrem Charakter einen solchen zu, und gerade deshalb wäre es geradezu verbrecherisch, wenn die deutsche Kriegführung sich nicht auf das gewissenhafteste darauf vorbereitet hätte.
Risiken, die tödliche Gefahren in sich bergen, soll man im Kriege nur dann auf sich nehmen, wenn man durch eine Notlage
-417-

dazu gezwungen wird, die sonst keinen Ausweg mehr bietet. Eine solche Notlage ist in diesem Falle für uns nicht gegeben. Die Abschirmung unserer Westflanke durch für jeden Eventualfall ausreichende Kräfte hat unserer offensiven Kriegführung im Osten, wie die Tatsachen beweisen, keinen Abbruch getan. Wir brauchen aus dem Westen keine Verbände abzuziehen, brauchen aber auch keine mehr dorthin zu verlegen. Unsere dort stehenden Truppen reichen vollkommen aus, die Engländer, wenn sie kommen, würdig zu empfangen: ja, sie brennen sogar darauf und können den Tag gar nicht erwarten, an dem sie, auf so vielen Kriegsschauplätzen rühmlich bewährt, sich aufs neue erproben dürfen. Es wäre aber leicht denkbar, daß für Mr. Churchill und Mr. Roosevelt eine solche Notlage gegeben wäre und daß sie sich, obschon alle Erfahrungen gegen den Erfolg sprechen, ihrem Zwang beugen müssen.
Wir könnten uns vorstellen, daß ihnen allmählich zu dämmern begänne, daß sie eben dabei sind, auf den Schlachtfeldern des Ostens den Krieg zu verlieren, und in dieser verzweifelten Erkenntnis keinen anderen Ausweg mehr sähen, als den, das gefahrenreichste Risiko dieses Krieges auf sich zu nehmen. Einige englische Zeitungen schrieben bereits, man müsse die Invasion versuchen, auch wenn man bestimmt wüßte, daß ein zweites, schlimmeres Dünkirchen die Folge sein würde. So weit ist man also drüben schon. Wer kann uns verdenken, daß wir eine solche Entwicklung für außerordentlich verheißungsvoll halten und nichts daran tun wollen, sie zu verhindern?
Die deutsche und die Weltöffentlichkeit muß also eventuell damit rechnen, eines Morgens von einem ohrenbetäubenden Propagandalärm der Engländer und Amerikaner geweckt zu werden. Wir sind auch darauf gefaßt, daß, wenn sie kommen, sie nicht gerade mit schlechten Verbänden kommen werden. Sie werden bei einem Invasionsversuch alle Mittel der Tarnung und Täuschung spielen lassen. Auch darauf sind wir vorbereitet. Sie werden
-418-

möglicherweise auch den einen oder anderen Scheinerfolg erringen, um ihn dem bolschewistischen Bundesgenossen als Morgengabe zu Füßen zu legen. Sie werden im Rundfunk die Bevölkerung der besetzten Gebiete aufrufen, sich zu erheben und das Joch abzuwerfen. Eine gewisse Zeit lang wird die Welt erfüllt sein vom Lärm der Waffen und Agitationslügen. Dann jedoch setzt sich langsam, aber sicher unsere Kriegsmaschine in Bewegung, und eines Tages sehen wir die Herren Engländer auf Berlin marschieren, allerdings nicht als Eroberer, sondern als Gefangene, und der Rest sucht, aufgerieben und zerschlagen, ein neues Dünkirchen, um über den Kanal hinweg den langen Weg nach Tipperary einzuschlagen.

Nirgendwo tritt der Unterschied zwischen Versuch und Erfolg so kraß und manchmal verhängnisvoll in Erscheinung wie im Kriege. Daß die Feindseite die zweite Front versuchen könnte, haben wir nie angezweifelt. Wir bestreiten nur mit allen guten Gründen, daß dieser Wunsch eine Aussicht auf Erfolg hat. Er hat nur die Chance, in einem furchtbaren Fiasko zu enden. Ob die feindliche Führung das einsehen will oder nicht, ist dabei gänzlich unerheblich. Im Kriege entscheiden nicht Wünsche oder Hoffnungen, sondern nur Tatsachen. Mag sein, daß England und die USA. durch die wachsende Notlage der Sowjets moralisch gezwungen werden, diesen Versuch zu machen. Es wäre das für das britische Volk ein nationales Unglück, das es ausschließlich Mr. Churchill und seiner Politik und Kriegführung zu verdanken hätte.
Dieser Tage gingen Gerüchte durch die englische Presse, daß der britische Premierminister die Absicht habe, Lord Beaverbrook sozusagen als Minister für die zweite Front erneut ins Kabinett zu nehmen. Der streitbare Presselord ist bekannt dafür, daß er für eine radikale Kriegführung plädiert, und wenn Mr. Churchill ihn unter dieser Begründung in die Regierung beriefe, so wäre das nur ein Beweis dafür, daß er für die von ihm erwartete Pleite ein Kar-
-419-

nickel sucht. Das läge ganz im Rahmen seiner bisherigen Verfahrensweise und würde durchaus seinem Charakter entsprechen. Wir hätten dann umso mehr Grund, der kommenden Entwicklung mit ruhiger Zuversicht entgegenzuschauen. Unsere Soldaten haben im Frühjahr 1940 die Engländer ins Meer gejagt, als sie hinter gigantischen Festungswerken saßen und in der kritischen Stunde noch Franzosen zur Verfügung hatten, die ihren Rückzug deckten. Heute stünden sie unseren Soldaten bei einem erneuten Zusammentreffen Auge in Auge gegenüber. Die Folgen wird sich jedermann leicht ausrechnen können.
Was die britisch-amerikanische Kriegführung in dieser Frage am Ende beschließen wird, wissen wir nicht. Vielleicht weiß sie das selbst noch nicht genau. In solchen Fällen tut man gut daran, sich auf alle Eventualitäten einzurichten, auch auf die unwahrscheinlichsten. Das ist geschehen. Ob England im Ernst eine großangelegte Invasionskampagne starten oder nur den Versuch dazu machen wird, interessiert uns nur am Rande. Auch der Versuch ist strafbar. Er wird mit Mitteln beantwortet werden, die dem englischen Volke selbst in dieser Beziehung die letzten Illusionen rauben werden. Auch in dieser allein noch offengebliebenen kritischen Frage dieses Krieges würde dann Klarheit herrschen. Uns könnte das nur recht sein.
Wir rufen deshalb den Engländern ein herzliches Willkommen zu. Hoffentlich bringen sie auch einige Amerikaner mit. Die Mac-Arthurs würden dann zum ersten Male Bekanntschaft mit deutschen Soldaten machen, die zwar keine Tennisschläger und Golfbälle mitbringen, aber erstklassige Waffen und einen auf allen Kriegsschauplätzen Europas gesammelten reichen Schatz von kämpferischen Erfahrungen.
Mit Vergnügen würden sie die Gelegenheit wahrnehmen, den Yankees klarzumachen, daß auch für sie der Eintritt nach Europa verboten ist.
-420-

* * * * *

# Aus Gottes eigenem Land

**9. August 1942**

Bei den Amerikanern weiß man nie genau, welche ihrer Eigenschaften stärker ausgeprägt und deshalb für ihren Nationalcharakter von entscheidenderer Bedeutung ist: ihre Naivität oder ihre

Überheblichkeit. Wenn sie beispielsweise Urteile über Fragen unseres Erdteils und seiner Lebensbedingungen abgeben, dann überraschen diese jedesmal durch eine Ahnungslosigkeit, die nur noch übertroffen wird durch die dummdreiste Frechheit, mit der sie vorgetragen werden. Je weniger sie von einer Sache verstehen, desto sachkundiger reden sie darüber. Sie glauben im Ernst, daß die europäischen Völker nur darauf warteten, von ihnen betreut und geführt zu werden. Unsere taktvolle Zurückhaltung in der öffentlichen Beurteilung amerikanischer Kultur und Scheinzivilisation vor dem Kriege hielten sie für Bewunderung. Der Höhepunkt ihrer technischen Entwicklung ist der Kühl- und der eingebaute Radioschrank. Sie können sich gar nicht vorstellen, daß es darüber hinaus noch Kulturwerte gibt, die Ergebnisse einer jahrhundertelangen geschichtlichen Entwicklung eines Volkes darstellen und die man nicht dadurch erwirbt, daß man sie kauft. Es war kein skurriler Scherz, wenn sie nach dem Weltkriege in Deutschland Burgruinen ersteigerten, sie Stein für Stein nach USA. transportierten und sie dort wieder genau so aufbauten. Sie meinten, sich damit ein Stück nationaler Geschichte, verkörpert durch ihre steinernen Denkmäler, zu erwerben und waren naiv genug, das mokante Lächeln eines gebildeten Europäers darüber für Hochachtung vor ihrem Reichtum zu halten, der ihnen erlaubte, für
-421-

Geld das zu kaufen, was ihnen an nationaler Tradition und Kultur fehlte.
Gerade in diesen Tage kommt das Buch des schottischen Schriftstellers Eric Linklater „Juan in Amerika" in deutscher Übersetzung heraus, in dem ohne viel äußeren Wortaufwand, aber unter Zuhilfenahme einer tödlich wirkenden Ironie dem Yankeetum der Spiegel vorgehalten wird. Man muß dieses Buch, das in der Nachweltkriegszeit spielt, gelesen haben, um die Amerikaner von heute richtig zu verstehen. Kürzlich ging eine USA.-Meldung durch die Presse, daß man in den Vereinigten Staaten der Meinung sei, General Rommel habe seine in der ganzen Welt bewunderte militärische Taktik bei den Amerikanern gelernt; schon General Lee sei im amerikanischen Bürgerkrieg mit seinen Reiterschwadronen genau so vorgegangen wie Rommel mit seinen Tankbrigaden. Man weiß nicht, ob man diese naive und dummdreiste Angeberei mehr bestaunen oder mehr verachten soll. Jedenfalls ist sie echt amerikanisch, und man kann zehn gegen eins wetten, daß die meisten Amerikaner fest davon überzeugt sind, dem sei so.
Nur in USA. ist es möglich, daß die Frau des Präsidenten als erste Lady des Landes bei Wohltätigkeitsveranstaltungen Vorträge zu tausend Dollar Honorar hält und die fällige Summe, wie New Yorker Zeitungen sich beklagen, einfach aus der Kasse nimmt ohne Rücksicht darauf, daß infolgedessen die Veranstaltung zugunsten der Kriegsverletzten mit einem Defizit endet. Selbige Mrs. Roosevelt tritt auch bei öffentlichen Tees als Mannequin auf und führt einer staunenden Damenwelt für gute Bezahlung die neuesten Pelzmodelle vor. Sie schreibt in einer ganzen Reihe von USA.-Blättern jeden Tag unter dem Titel: „My Day" einen Artikel, in dem sie ihrem Leserpublikum des längeren und breiteren erklärt, wie sie den vorhergehenden Tag verbracht, welche Kleider sie getragen, an welchen Cocktail-Parties sie teilgenommen und welche Bekannt-
-422-

schaften sie dabei gemacht habe, sodann was sie mit dem folgenden Tage anzufangen gedenke.
Wir haben uns vielfach von Amerika ein ganz falsches Bild gemacht. Am meisten Schuld daran trägt der Hollywood-Film, der uns einen Lebensstandard und eine Lebensführung in USA. vortäuschte, die es praktisch ausschließlich für die oberen Zehntausend gibt und von denen die breiten Massen in den Vereinigten Staaten auch nur durch den Film erfahren. Amerikakenner schwanken in ihrem Urteil über die USA. meistens zwischen hemmungsloser Bewunderung oder schroffster Ablehnung, und zwar

bewundert der oberflächliche Beobachter, während der tieferblickende immer ablehnt. Sicherlich mag auf den ersten Blick manches imponierend wirken, wenn man einen noch jungen Erdteil in seinen Flegeljahren beobachtet. Aber die Höhe der Wolkenkratzer allein ist kein Wertmesser für die Höhe des Kulturstandes. Dasselbe Land, das zum Schutze der Freiheit des Geistes mit den ältesten Kulturvölkem Europas und Asiens Krieg führt, besitzt selbst kein stehendes Schauspiel und keine stehende Oper. Ein Privatunternehmen wie die New-Yorker Metropolitan Opera lebte im Frieden nur von deutschen und italienischen Opern und Sängern und mußte bei Beginn des Krieges bezeichnenderweise wegen Geldmangel seine Pforten schließen.

Die USA. haben keinen Dichter, keinen Maler, keinen Architekten und keinen Komponisten von Weltformat. Soweit sie im Kulturleben überhaupt über Namen von Bedeutung verfügen, sind sie von Europa entliehen. Das Land besitzt keine eigene Sprache, keine eigene Kultur und keine eigene Bildung. Alles ist geborgt und durch Amerikanisierung meistens verdorben, niemals aber verbessert worden. Unter Amerikanisierung hat man eine Art von Verkitschung zu verstehen, die darauf hinausläuft, jedem echten Kulturwert einen amerikanischen Stempel aufzudrücken, aus einer gewachsenen Sprache einen Slang, aus einem Walzer

-423-

einen Jazz und aus einem Dichtwerk eine revolverjournalistische Story zu machen.

Hätten die Amerikaner kein Geld, so wären sie wahrscheinlich das verachtetste Volk der Welt. Nirgendwo wirkt Überheblichkeit so aufreizend wie bei ihnen. Sie bauen selbstverständlich die besten Flugzeuge und Panzer, und zwar gleich hunderttausendweise. Sie haben die besten Soldaten und Generäle, und ihre Niederlagen sind nur Beweise für den Scharfsinn, mit dem sie sich bei ihren Rückzügen der Tapferkeit ihrer Gegner zu entziehen wissen. Ihr Präsident ist eine Art von Halbgott, obschon er vorläufig nur erst eine wirtschaftliche Katastrophe über das Land hereingeführt hat, aus der er keinen anderen Ausweg mehr sah als den Krieg. 1917 versprachen sie Europa einen Heiland, und 1919 schickten sie ihm einen Wilson. Sie würden heute diesen plumpen Betrug wiederholen, wenn wir nicht aufpaßten. Mit einem Worte: eine Nation, die noch weit davon entfernt ist, eine solche zu werden, und ein Volk, dem die wichtigste Voraussetzung zum Volksein fehlt: der gefestigte Lebensstil.

Nach amtlichen amerikanischen Statistiken gibt es in New York 190 evangelische und 430 katholische Kirchen, dagegen 1000 Synagogen. Was kann man auch schon anderes von dieser Stadt erwarten, die einen jüdischen Oberbürgermeister ihr eigen nennt, der kürzlich auf einem Empfang neutraler Journalisten dadurch auffiel, daß er versuchte, die europäischen Probleme in den Jargon der Gangster zu übersetzen! Die Juden haben nicht nur dieser Stadt, sondern dem ganzen amerikanischen öffentlichen Leben ihren Stempel aufgeprägt. Der Präsident ist nur von jüdischen Ratgebern umgeben, und seine Frau bahnt ihren jüdischen Freunden den Weg in die Verwaltung und Kriegsbürokratie. Man hat das Bedürfnis, eine Zeitlang kaltes Wasser aber die Hände laufen zu lassen, wenn man amerikanische Zeitungen gelesen hat, so viel geistigen Schmutz stapeln sie täglich in ihren Spalten auf. Sie

-424-

bringen beispielsweise als große Sensation die Nachricht, daß eine Anzahl von Strafgefangenen einen Verein der "Kämpfer G. m. b. H." gegründet und ihre Dienste dem Präsidenten angeboten haben; sie ständen bereit, in den Reihen der alliierten Nationen gegen die Aggression zu kämpfen, und Mr. Roosevelt habe dieses Angebot gerne angenommen.

Man nenne uns ein Land in Europa, in dem ein solcher Vorgang widerspruchslos von der Öffentlichkeit hingenommen würde! In USA. erhebt sich nicht eine Stimme des Protestes. Derselbe

Präsident äußerte jüngst vor Pressevertretern, eine überraschend große Anzahl von jungen Leuten sei für den Dienst in der Armee und Marine ungeeignet, da sie weder lesen noch schreiben könnten; aus diesem Grunde müßten sie zurückgestellt werden. Wundert man sich, daß eine gerissene und demagogische Führung mit einem Volke solchen Bildungsstandes alles machen kann? Sie läßt beispielsweise in einer Zeit, in der die USA.-Streitkräfte Niederlage auf Niederlage erleiden und ihre Schiffahrt auf den Weltmeeren nahezu mit dem Tode ringt, eine Million Siegesabzeichen herstellen und erklärt dazu naiv, diese Abzeichen sollten dann, wenn Deutschland besiegt sei, von den amerikanischen Besatzungstruppen im Reichsgebiet als Zeichen ihrer Würde getragen werden. Auf einer Universität im Süden der Vereinigten Staaten erhalten Offiziere Unterricht in bürgerlicher Verwaltung, Kriegsgerichtsbarkeit und verwandten Gegenständen; ihre Aufgabe soll es sein, die Verwaltung der jetzt von der Achse besetzten Gebiete bis zur Wiedereinsetzung ordentlicher Regierungen zu führen.
Daß bisher kein USA.-Soldat auch nur einen Fuß auf fremden Boden setzen konnte, viele von ihnen aber mit Schimpf und Schande von USA.-Boden verjagt wurden, sich nach zwei- bis dreiwöchiger Belagerung mit 60.000 Mann und Lebensmittel- und Munitionsvorräten für sechs Monate ergaben und dabei ganze 600 Tote hinterließen, das geniert eine so großmaulige Führung
-425-

nicht. Sie hat auch kein Volk, das sich gegen eine so frivole Illusionsmache zur Wehr setzen könnte. Hier ist alles nur Ramsch und Mache, nichts, was nicht auf Sensation hinausliefe, eine Meinung, die wie ein Brotteig mühelos geknetet werden kann, ein wahres Paradies für gerissene Juden und Geschäftemacher unter der Flagge der Demokratie und der von Roosevelt angerufenen vier Freiheiten der Menschheit das Land unter einen geistigen Terror stellen, der überhaupt nicht mehr zu überbieten ist. Nur in USA. erscheint es möglich, daß Kapitalverbrecher berühmte Gangster werden, als honorige Persönlichkeiten bei Oberbürgermeistern und Polizeipräsidenten wie gern gesehene Gäste ein- und ausgehen und bekannten Journalisten für Blätter mit Millionenauflagen Interviews geben, in denen sie der Öffentlichkeit mit gesetzten Worten ihre Ansichten zu den Fragen des Lebens und der Politik unterbreiten.
Wir wollten noch nichts dagegen sagen, wenn die USA. sich ihres geistigen und moralischen Mankos bewußt wären und aus den Kinderschuhen langsam herauszuwachsen versuchten. Aber daß sie einem Erdteil gegenüber, der immerhin ein paar Jahrtausende einer ruhmvollen Geschichte auf dem Buckel hat, frech und anmaßend auftreten, ihn aus ihrer Ahnungslosigkeit oder aus einem vollkommenen Mangel an echter Kultur und Bildung überheblich zu schulmeistern und ihm moralische und geistige Vorhaltungen zu machen suchen, das ist auch uns etwas zu viel. Wir drücken beide Augen zu gegenüber Ungezogenheiten, die sich durch Jugendlichkeit entschuldigen. Aber hier haben wir es mit einer Art von Arroganz zu tun, die auf die Nerven geht.
Wir haben deshalb gar kein Verständnis für Amerikanismen, die auch in gewissen Kreisen bei uns noch ein etwas spätes und verblühtes Leben führen. Wir wüßten nicht, warum wir als erstes Musikvolk der Welt beispielsweise von den USA. auch nur einen Ton beziehen sollten. Wir besitzen eine Kultur und Bildung die
-426-

dem größten Teil der Amerikaner immer verschlossen bleiben wird. Wer sich diese zu eigen gemacht hat, kann nur wenig Verständnis aufbringen für das, was sie unter Kultur und Bildung verstehen. Auch wir bejahen den technischen Charakter unserer Zeit; aber wir verspüren dahinter eine geistige Kraft, die aus der Wurzel unseres Volkstums entspringt, und deshalb ist fü uns die Mechanik ein Mittel zum

Zweck, aber kein Selbstzweck. So sehr wir die Errungenschaften der modernen Zivilisation zu schützen wissen und sie uns zur Verschönerung des Lebens zu eigen machen wollen, so sehr auch sind wir davon überzeugt, daß hierin nicht allein der Sinn des Daseins zu erblicken ist, daß es darüber hinaus nationale Werte gibt, die das Resultat einer vielhundertjährigen Geschichte und Tradition darstellen und die man nicht kauft, sondern in generationenlanger Arbeit erwirbt.
Wir jedenfalls möchten in Amerika nicht begraben sein. Wir haben uns im Wirrwarr der Zeit immer noch einen scharfen Blick bewahrt, der es uns erlaubt, Wert von Unwert und Gold von Talmi zu unterscheiden. Uns imponieren die amerikanischen Großsprechereien und Zahlenorgien nicht die Spur. Wir wissen, daß auch jenseits des Atlantik die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und was Gottes eigenem Land anlangt: es waren Europäer, die es entdeckten, es sind Europäer, die ihm auch heute noch Leben einhauchen, und wäre es auf sich allein gestellt, es würde bald wieder zur Wüste und Steppe herabsinken, so weit und so leer, wie die Seele seines Volkes.
-427-

* * * * *

# Konzentration der Kräfte

**16 August 1942**

Eine große Kriegführung beweist sich am deutlichsten durch den einheitlichen und konzentrierten Einsatz ihrer militärischen Mittel und Möglichkeiten zur Erreichung festumrissener, klarer, zeitgebundener und begrenzter Ziele. Schweift die Kriegführung dagegen ins Uferlose und erlaubt sich eine Zersplitterung ihres Ansatzes von Menschen und Material, dann trägt sie schon den Keim des Mißerfolges und der Niederlage in sich. Die deutsche Kriegführung im gegenwärtigen weltweiten Ringen zeichnete sich immer dadurch aus, daß sie jeweilig nur einen großen Plan verfolgte und sich in seiner Durchführung niemals durch wenn auch noch so unangenehme Begleiterscheinungen beirren ließ. Als beispielsweise beim Beginn des Krieges ihre erste Aufgabe darin bestand, den polnischen Saisonstaat niederzuwerfen, blieb der Westen von den militärischen Ereignissen vollkommen verschont, obwohl die eine oder andere westliche Grenzprovinz des Reiches einigen Schaden dadurch erlitt. Der mußte in Kauf genommen werden schon im Hinblick darauf, daß das Reich bei seiner späteren Auseinandersetzung mit den Westmächten im Osten wenigstens vorläufig den Rücken frei haben mußte. Wäre man umgekehrt vorgegangen und hätte die Offensive zugleich im Osten und im Westen eröffnen wollen, so hätte das zu einer weitgehenden Zersplitterung der deutschen Kräfte und unter Umständen zu einer Infragestellung des Erfolges überhaupt geführt.
Die Engländer gehen nach der umgekehrten Methode vor. Sie engagieren sich, wo sie auch nur eine Möglichkeit dazu finden,
-428-

und die Folge davon ist, daß sie nirgendwo einen ganz großen Ansatz ihrer militärischen Mittel vollziehen und deshalb auch nirgendwo einen Sieg von Format erringen. Sie hätten beispielsweise Ostasien von vornherein aufgeben können, um den Nahen Osten und die europäische Front zu halten, oder auch umgekehrte. Sie hätten den Luftkrieg auf das Reichsgebiet oder auf Nordafrika konzentrieren können, zu beidem waren in den angezogenen Fällen ihre Kräfte nicht ausreichend. Sie waren zwar in der Lage, uns auf allen Kriegsschauplätzen Schwierigkeiten zu bereiten und Wunden zu schlagen, aber der Sieg von Format blieb immer aus.
Kein urteilsfähiger Beobachter ist sich im Zweifel darüber, daß augenblicklich das Schicksal des Krieges auf den Schlachtfeldern des Ostens entschieden wird. Dort geht es um Sein oder Nichtsein der

beiden kriegführenden Parteien. Wer hier gewinnt, der hat überhaupt gewonnen. Nichts liegt also näher, als daß wir im Osten zur Erreichung der gesteckten Ziele all unsere Kräfte, die wir ohne Gefährdung irgendeiner anderen lebenswichtigen Position entbehren können, konzentrieren. Dafür müssen wir in Kauf nehmen, daß wir an anderer Stelle zeitweilig schmerzhafte Wunden empfangen, die sich aber von denen, die unsere Gegner erleiden, dadurch unterscheiden, daß sie keine kriegsentscheidende Bedeutung besitzen. Selbstverständlich wäre es möglich, aus dem Osten einige tausend Flugzeuge abzuziehen und sie zu massivsten Vergeltungsangriffen auf England in einem Umfange einzusetzen, daß der britischen Luftwaffe sehr bald die Lust vergehen würde, deutsche Städte und ihre Bevölkerung durch heimtückische Nachtangriffe zu terrorisieren. Wir tun das nicht, weil wir Krieg rühren um zu siegen, nicht um einem verständlichen Rachegefühl nachzugeben und eine Zersplitterung unserer Kräfte vorzunehmen, die durchaus im Sinne und im Plan der feindlichen Kriegführung läge.
Wir wissen, daß eine solche Art der Auffassung von der allgemeinen Kriegführung für den schmerzhaft davon Betroffenen
-429-

manchmal hart erscheinen mag. Trotzdem ist sie richtig. Wie richtig sie ist, das sieht man am gegenteiligen englischen Beispiel. Mr. Churchill führt Krieg nach dem Impuls. Er will nichts auch nur zeitweilig aufgeben, und deshalb verliert er nach und nach alles. Wir dagegen nehmen gelegentliche Einbußen auch schwererer An hin, gewinnen aber dafür unsere Feldzüge.
Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Einbußen fast immer nur auf einen Teil der Bevölkerung entfallen. Der andere Teil bleibt davon ziemlich verschont. Um so notwendiger aber ist es, daß er für diesen Umstand Verständnis aufbringt, damit der leidende Teil wenigstens das Bewußtsein haben kann, daß, wenn er auf vorgeschobenem Posten steht, die Nation das auch zu würdigen weiß. Es gibt Großstädte im Reich, die bis heute fast ganz von feindlichen Luftangriffen verschont geblieben sind. Bei anderen dagegen gehört der Luftalarm zu den Alltäglichkeiten und Allnächtlichkeiten. In bestimmten Provinzen geht das Leben auch im Kriege, abgesehen von den Einschränkungen in der Versorgung, von Verlusten an Menschenleben an der Front und sonstigen allgemeinen Opfern seinen gewohnten Gang; andere Provinzen dagegen stehen mitten im Krieg.
Es ist ganz klar, was die britische Führung mit ihren Luftangriffen auf das deutsche Reichsgebiet bezweckt. Mr. Churchill sieht sie vermutlich als Abschlagszahlungen auf die ihm noch nicht opportun erscheinende zweite Front an. Er will damit die Vorwürfe der Sowjets und die Forderungen seiner radikalisierten Straße befriedigen. Daß er dadurch die deutsche Rüstungsindustrie in einem kriegswichtigen Umfange — von einem kriegsentscheidenden ganz zu schweigen — treffen kann, glaubt er wohl selbst nicht. Seine Hoffnung zielt vielmehr auf eine Erschütterung der deutschen Moral hin, von der er — warum, das wissen wir nicht — anzunehmen scheint, daß sie nicht so widerstandsfähig sei wie die britische.
430
Die Engländer konnten das aushaken, die Deutschen werden darunter zusammenbrechen! — das ist die Meinung Londons in dieser Frage. Wir halten es für unter unserer Würde, auf eine solche Unterstellung überhaupt zu antworten. Auch verdient die Bevölkerung der luftbedrohten Provinzen auf Grund ihrer mustergültigen Haltung nicht, daß man sie noch ausdrücklich gegen eine so infame Beleidigung in Schutz nimmt. Ihre politische Einsicht ist so gereift, vor allem auch durch die Belehrungen, die die Engländer ihr durch ihre Terrorangriffe erteilen, daß sie ganz genau weiß, was Mr. Churchill damit zu erreichen sucht, daß damit ein Teil der schwersten Last der zivilen Kriegführung auf ihren Schultern liegt, die Reihe sozusagen an ihr ist und sie sich nun bewahren muß.

Wir kommen soeben von einer Reise ins Rheinland zurück;
wir waren in Köln, Düsseldorf und anderen westdeutschen Städten und haben diese Ansichten überall nur bestätigt gefunden. Daß Luftangriffe kein Vergnügen sind, das braucht gar nicht erst besonders betont zu werden. Das Herz krampft sich einem in der Brust zusammen, wenn man hier vor den Trümmern eines altehrwürdigen Kunst- oder Kulturdenkmals oder eines großen, eben vor dem Kriege erst fertiggestellten Häuserblocks steht, vor allem, wenn einen, wie in unserem Falle, mit solchen Städten die schönsten und teuersten Jugenderinnerungen verbinden.
Aber andererseits weiß jeder in den luftbedrohten Gebieten, daß wir noch viel mehr und vermutlich alles verlieren würden, wenn wir den Engländern den Gefallen täten, uns ihrem Terror zu beugen. Der Krieg fordert schwere Opfer auch vom deutschen Volke. Es ist unabänderlich, daß man diese Opfer nur, soweit sie rationierbar sind, gleichmäßig und gerecht auf alle Schultern verteilen kann. Es war seit jeher Schicksal der Grenz- und Küstengebiete, mehr an nationaler Belastung tragen zu müssen als die übrigen Provinzen des Reiches. Dadurch aber sind sie durch ihre
-431-

Prüfungen und Erfahrungen auch besonders hart im Ertragen solcher Belastungen geworden. Wir haben im Rheinland die Besatzungs- und Separatistenzeit mitgemacht; wir halten uns für befugt, jedenfalls für befugter als Mr. Churchill, ein Urteil darüber abzugeben, was beispielsweise die dortige Bevölkerung ertragen kann und was nicht. Wir kennen Hamburg, Lübeck, Kiel, Rostock und Emden von vielen Besuchen her. Wenn man in London glaubt, durch Luftangriffe die Moral dieser Städte erschüttern zu können, dann befindet man sich in einem verhängnisvollen Irrtum, der sich im gegebenen Falle um so tragischer auswirken wird, wenn man darauf in der Hauptsache seine Erfolgschancen aufbaut. Das deutsche Volk hat im November 1918 einmal eine geschichtliche Dummheit gemacht und sie dann sehr teuer bezahlen müssen. Kein Deutscher hat das Bedürfnis oder auch nur die entfernte Absicht, diesen Fehler zu wiederholen. Wir haben diese Tatsache bei unserem Besuch im Rheinland auf Schritt und Tritt neu bestätigt gefunden.
Mr. Churchill erklärte in seiner Rede am 11. Mai dieses Jahres, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo England gegen die deutsche Heimatfront vorgehen könne. Er sagte das in einem Stadium der Entwicklung, da man in London noch annahm, die deutsche Wehrmacht sei durch den Winterfeldzug im Osten weitgehend geschwächt und zu einer großen Offensive nicht mehr fähig. Infolgedessen stellte man sich die Terrorisierung der deutschen Zivilbevölkerung als ein gänzlich gefahr- und risikoloses Unternehmen vor, bei dem England nicht viel mehr zu verlieren habe, als den letzten Rest seines guten Rufes. Mittlerweile hat sich das Blatt schon gründlich gewendet, und es wendet sich von Tag zu Tag mehr. Wir schlagen die Engländer augenblicklich im Osten, und wir wissen, daß sie dort am empfindlichsten und vor allem am kriegsentscheidendsten getroffen werden können. Man braucht nur Londoner Zeitungen zu lesen, um diese Meinung tagtäglich bestätigt zu sehen.
-432-

Auf den Schlachtfeldern des Ostens wird damit auch die Voraussetzung für eine kommende gründliche Abrechnung mit den Engländern geschaffen. Vielleicht können wir bei einer solchen die heutigen zynischen Großsprechereien und dreisten Drohungen der Londoner Plutokratie gut gebrauchen. Wenn ihre Zeitungen sich augenblicklich brüsten, daß der britische Luftkrieg gegen die deutsche Heimatfront für uns eine heilsame und demütigende Erfahrung wäre, wenn der Londoner Rundfunk hinzufügt, die Einwohner der deutschen Städte im Westen würden ihr Teil zu einem moralischen Zusammenbruch des deutschen Volkes beitragen, so wollen wir uns das erste merken und wieder ins Gedächtnis

zurückrufen, wenn wir die Hände einmal ganz frei haben, und das zweite wollen wir im Namen unserer rheinischen Landsleute mit Verachtung beiseiteschieben.
Wir haben im Westen auch nicht die Spur einer solchen von London gewünschten und erhofften Entwicklung entdecken können, nur einen brennenden Haß und eine schwelende Wut gegen die britischen Heuchler und falschen Humanitätsapostel, die sich der terrorisierten Bevölkerung auch noch mit frommen Sprüchen und gleisnerischen Verführungskünsten zu nähern wagt. Die britische Propaganda hat sich im Laufe dieses Krieges den traurigen Ruf erworben, so ungefähr das Geistloseste und Dilettantischste darzustellen, was es gegenwärtig auf diesem Gebiete gibt. Die Sowjets schwindeln; sie befinden sich in einer kritischen Notlage, wer könnte es ihnen da verdenken? Die Amerikaner ergehen sich in naiven Prahlereien; sie kennen den europäischen Krieg nur aus gemessener Entfernung. Aber die Engländer sind in ihrer Propaganda nicht nur dumm, sondern darüber hinaus auch noch von einer so zynischen Roheit, daß sie selbst den Leichtgläubigen damit nur zurückstoßen. Ihre jüdischen Agitationslümmel sollten sich ihr Lehrgeld zurückzahlen lassen. Im deutschen Volke begegnen sie mit ihren frechen und beleidigenden Zumutungen nur eisiger Ablehnung.
-433-

Wir würden uns diesen Dilettanten gegenüber etwas vergeben, wenn wir an die Bevölkerung der luftbedrohten Gebiete mit nationalen Ermahnungen herantreten wollten. Sie sind ganz überflüssig und vollkommen fehl am Ort. In West- und Norddeutschland weiß jeder, was er in diesen für seine Heimat schweren Tagen und Wochen zu tun hat. Die Bevölkerung steht dort auf vorgeschobenem Posten. Sie hat für eine abenteuerliche, im Effekt aber für die Entscheidung gänzlich hilflose Kriegführung Churchills einen manchmal schmerzhaften Tribut zu entrichten. Aber die Flugzeuge, die England gegen das Reichsgebiet einsetzt, fehlen der Feindseite in Nordafrika und vor allem im Osten. Wer am Ende den Gewinn aus dieser kräftezersplitternden Kriegführung davontragen wird, das kann nur die Zukunft erweisen. Wir haben in diesem Kriege schon häufiger zugunsten höherer operativer oder strategischer Ziele Schläge hingenommen, die im Augenblick zwar schmerzten, meistens aber schon im Begriff waren, in Vergessenheit zu geraten, wenn der Feind an den ihm unterdes beigebrachten Aderlassen verblutete. So wird es auch diesmal sein.
Das ganze deutsche Volk aber hat allen Anlaß, den Männern, Frauen und Kindern der luftbedrohten Gebiete seine Hochachtung und seinen Dank zum Ausdruck zu bringen. Sie tragen augenblicklich einen besonders großen Teil der Lasten und Opfer der deutschen Heimat. Sie tun es mit einer moralischen Haltung, die alle Bewunderung verdient, und erteilen damit der britischen Kriegführung eine Belehrung, die auf die Dauer auch von ihr nicht übersehen werden kann. Sie erlauben dem Führer eine Konzentration der deutschen Kräfte, die für den Gesamtkriegsverlauf von entscheidender Bedeutung sein wird. Über kurz oder lang wird man das auch in London bemerken, aber hoffentlich und vermutlich, wie immer bisher, wenn es zu spät ist.
Dann wird auch der Tag nicht mehr fern sein, an dem wir England die Antwort erteilen können, die es verdient. Wir wollen
-434-

uns dann alles dessen erinnern, was es uns angetan hat, und auch nicht die zynischen Roheiten vergessen, mit denen es sein Vorgehen begründete.
Den Krieg gewinnt am Ende der, der große Ziele mit großen Mitteln zu erreichen sucht; und verlieren wird ihn der, der von der Hand in den Mund lebt, Augenblickserfolgen nachjagt und, weil er in allen entscheidenden Stunden die Konzentration seiner Kräfte versäumte, nie dazu kam, auch nur einen Sieg von Format zu erringen.

-435-

* * * * *

# Vom Sinn des Krieges

**23. August 1942**

Wir stehen kurz vor dem Abschluß des dritten Jahres dieses uns aufgezwungenen Krieges. Er hat in seinem Verlauf eine Weite angenommen und eine Ausdehnung erfahren, von der sich an seinem Anfang nur die wenigsten eine Vorstellung machen konnten. Aus einem an sich verhältnismäßig unbedeutenden Streitgegenstand, bei dem es sich um die deutsche Stadt Danzig und einen Korridor durch den Korridor handelte, ist ein Völker- und schicksalentscheidendes Ringen zwischen den Kontinenten,, ein Weltkrieg in des Wortes wahrster Bedeutung geworden.

Während man an seinem Anfang nur den Anlaß sah, sieht man jetzt die Ursache: die besitzenden Völker, geführt durch eine raffinierte und unersättliche Plutokratie und ihren radikalsten Ausläufer, den Bolschewismus, erstickend in territorialem Besitz und Rohstoffreichtum, haben das deutsche Volk und mit ihm die Achsenmächte zum entscheidenden Waffengang gezwungen, in dem es darum geht, ob wir für die Zukunft eine ausreichende Basis unseres nationalen Lebens finden oder den gänzlich unzulänglichen Anfang dazu, den wir schon besaßen, auch noch verlieren. Wir haben also sozusagen das Versagen aus drei Jahrhunderten einer im Grunde genommen fehlerhaften Entwicklung unserer nationalen Geschichte wiedergutzumachen. Gelingt uns das, dann sind wir aus allen unlösbar scheinenden Problemen unserer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Beengtheit heraus; im umgekehrten Falle wären wir ein für allemal verloren.

Selten hatte demnach eine Generation in der Geschichte eines
-436-

Volkes vor seiner Vergangenheit sowohl wie vor seiner Zukunft eine so drückende Last von Verantwortung zu tragen wie die unsere. Diese Verantwortung wird dadurch, daß sie sich auf einen relativ begrenzten Zeitraum zusammendrängt, eher vergrößert als vermindert. Ob uns das im einzelnen angenehm oder unangenehm, willkommen oder nicht willkommen ist, das ändert nichts an ihrem Vorhandensein. Wir müssen sie tragen, weil sie gegeben ist und nicht verschoben werden kann. Wie der oder jener sie trägt, das ist meistens eine Frage des Charakters und des Temperaments. Die einen unterziehen sich ihren Zumutungen und Beschwerden , mit einem heiligen Eifer und jenem Ernst, den die große Stunde von uns verlangt. Indem sie die von ihr geforderten Opfer willig auf sich nehmen und sich ihren Verpflichtungen gern und freudig unterziehen, bekunden sie, daß sie den Sinn der Zeit erfaßt haben und unter ihren Beschwernissen und Leiden jene Größe entdecken, die sie weit über unsere geschichtliche Vergangenheit und wohl auch geschichtliche Zukunft hinaushebt. Sie möchten trotz allem in keiner anderen als in dieser Zeit leben. Sie fühlen sich durch ihre gigantischen Aufgaben im innersten Kern ihres Wesens und Charakters angesprochen. Auch sie lieben nicht etwa den Krieg;
aber sie sehen in ihm die entscheidende Bewährungsprobe unseres Volkes, die bestanden werden muß, wenn wir einen seiner Größe und seinem Rang entsprechenden Anspruch auf das Leben erheben wollen. Diese Menschen denken nicht nur politisch, sie denken darüber hinaus auch geschichtlich.

Es ist klar, daß das nicht jedermanns Sache sein kann. Auch das ist wieder eine Angelegenheit des Charakters und des Temperaments und hat wenig oder nichts mit den Belastungen zu tun, die der Einzelne zu tragen hat. Es gibt Familien in unserem Volk, die im Verlaufe dieses Krieges drei, vier und mehr Söhne verloren haben und rettungslos dem Schicksal des Aussterbens preisgegeben sind. Man kann nur mit Ergriffenheit die Todesanzeigen in den
-437-

Zeitungen lesen, mit denen sie vor der Öffentlichkeit von ihrem letzten männlichen Namensträger Abschied nehmen. Wenn eine Frau den Heldentod ihres Mannes mitteilt und hinzufügt, sie habe am Tage seines Dahinsinkens einem Jungen das Leben geschenkt, den sie als sein letztes Vermächtnis empfinden und im Geiste unserer neuen Anschauung erziehen wolle, so offenbart sich hier unter Schmerzen und Tränen ein geschichtlicher Sinn, den wir alle nur mit demütiger Bewunderung für eine im tiefsten Leid geläuterte klassische Größe menschlicher Würde und Erhabenheit betrachten können.
Wir Deutschen waren auch früher immer so und nicht anders. Gewandelt hat sich nur die Zielklarheit unseres politischen Wollens. Wir leben nicht mehr im Wolkenkuckucksheim. Wir sind aus unserer früheren Welt des Dichtens und Denkens und der leuchtenden Ideale, die nur geistig, aber nicht physisch satt machten, in die härtere Welt der Tatsachen getreten. Das ist auch der Grund, warum unsere Feinde uns so inbrünstig hassen und allein schon das Vorhandensein einer realistischeren Einstellung der Deutschen zu den Dingen der Politik und nationalen Lebensgestaltung als eine Bedrohung und einen schlecht verhüllten Angriff auf ihre eigene in Sattheit und Überfluß erstickende Existenz empfinden.
Wir waren in der Welt nur so lange beliebt, als wir bequem waren. Ein Deutschland, das dreißig Jahre Krieg führt um die Frage, ob das Abendmahl in einfacher oder in zweifacher Gestalt gereicht werden soll, das sich sieben Jahre lang selbst zerfleischt und den Boden seines Landes zum Tummelplatz aller europäischen Gegensätze machen läßt um die Frage, ob das Reich von Preußen oder von Habsburg geführt werden solle, und das in derselben Zeit, in der England dabei ist, die Grundlagen seines Empires zu legen, ist für seine Nachbarn weder eine Konkurrenz noch eine Gefahr, und es kostet sie gar nichts, ihm den Charakter eines humanen und in den Künsten und Wissenschaften bewanderten


Landes zuzubilligen. Ein Deutschland dagegen, das sich nicht nur seiner eigenen Kraft, sondern damit auch seines natürlichen Anspruchs an das Leben und der dazugehörigen Hilfsmittel bewußt wird, das, statt um religiöse, geistige oder höchstenfalls innerdeutsche Ziele Krieg zu führen, seinen Anteil an den Reichtümern der Erde fordert, das seinen Blick zum ersten Male in seiner Geschichte auf in ihrem Überfluß unausgenutzt liegende Weizen- und Ölfelder wendet, muß nach Meinung der wohlhabenderen Völker deshalb als eine internationale Gefahr erkannt und bekämpft werden, gleichgültig, mit welchen fadenscheinigen Argumenten man das im einzelnen begründen mag.
Es ist ganz falsch, den Sinn dieses Krieges von seinem unmittelbaren Anlaß herleiten zu wollen. So wie unsere Feinde ihn an der Frage Danzigs und des polnischen Korridors zwar entzündeten, ihn aber in Anlage und Zielsetzung keineswegs darauf beschränkten, so müssen auch wir uns klar darüber werden, daß sich seine Aspekte seiner Dauer und seinen Dimensionen entsprechend ausgeweitet haben. Die Ziele eines Krieges müssen in einem logischen Verhältnis zu den Opfern stehen, die eine Nation dafür bringt. Je mehr nationale Probleme er anschneidet, desto mehr muß er auch lösen. Es wäre zu billig, von uns zu erwarten, daß wir mit unseren Bundesgenossen die Bedrohung des größten Teiles der Welt siegreich niederwerfen, um am Ende mit Danzig und einer Autobahn durch den ehemaligen Korridor zufrieden zu sein.
Die Verteilung der Erde ist keine von Gott gewollte, sondern eine von den Menschen durchgeführte. Sie ist jederzeit veränderbar. Das ist nur eine Frage der Macht, nicht der Moral. Unsere Feinde haben leicht fromm sein, da sie das im Überfluß besitzen, was sie zum Leben nötig haben. Sie haben sich das auch einmal genommen, und zwar nicht durch ihre Frömmigkeit, sondern durch die Gewalt. Nun besitzen sie alles und wir nichts. Wir besiedeln einen Lebensraum, der es uns nicht einmal gestattet,

eine Mißernte ohne schwerste innere Komplikationen zu überstehen. Das soziale Programm des Nationalsozialismus wäre dazu verurteilt, immer Behelf und Stückwerk zu bleiben, wenn es uns in diesem Kriege nicht gelänge, unsere nationale Existenzbasis an sich zu erweitern. Das ist weniger eine Frage der bürgerlichen Moral als des Lebenshungers eines Volkes, das auf seinem geschichtlichen Weg offenbar zu kurz gekommen ist und nun vor dem Dilemma steht, entweder zu kämpfen oder sich resignierend in sein Schicksal der schleichenden völkischen Sterilisation zu ergeben.
Historische Entwicklungen werfen in einem bestimmten Stadium die von Menschen gewollte und aufgestellte Gesetzlichkeit ab und gehen mit souveräner Gleichgültigkeit ihr gegenüber ihren eigenen Weg. Das ist schon längst bei diesem Krieg der Fall. Auch wenn wir nicht wollten, er zwänge uns doch eine Richtung auf, die seiner geschichtlichen Zielsetzung entspricht. Wohl mag der eine oder der andere manchmal fröstelnd zurückbeben vor der gigantischen Weite des historischen Vorgangs; es hilft ihm nichts, auch er muß den Weg weitergehen, den wir einmal beschritten haben. Jeder Samen will aufgehen; wo gesät worden ist, muß geerntet werden. Die Göttin der Geschichte, einmal angerufen von den Menschen und Völkern, weicht nicht, bis ihr Werk getan ist.
Nur selten wird die ruhige Entwicklung eines Kontinents durch stürmische Epochen der Neubildung unterbrochen. Dann gerät die Erde in bebenhafte Erschütterungen, die unter grimmigsten Schmerzen und quälenden Wehen die Neugeburt einleiten. In solchen großen Stunden müssen die Völker auf der Hut sein, vor allem, da sie nur hier die so lange und so heiß ersehnte Gelegenheit finden, ein Jahrzehnte- und jahrhundertelang mit Murren und Verzweiflung getragenes Schicksal der Enge mit einem Schlage zu wenden. So rasend die Stürme der Zeit auch über die Kontinente hinwegfegen, sie werden eines Tages plötzlich wie bei einem Taifun ihre Beruhigung finden und eine Erde hinterlassen, die



wiederum für einen langen Zeitraum ihre gesetzlich bindende Verteilung und Konsolidierung erfahren hat. Wer dann mit leeren Händen dasteht, hat keine Hoffnung mehr, die verpaßte Gelegenheit aufs neue zu beschwören, sie ist unwiederbringlich dahin.
Wir können die Leiden und Schmerzen unserer Zeit nur im Hinblick auf diese Zusammenhänge richtig verstehen. Gewiß ist es grausam, daß sie sich auf einen relativ so engen Zeitraum zusammendrängen und uns manchmal mit einer Wucht überfallen, daß Schwachherzige glauben möchten, sie wären nahe daran, unerträglich zu werden. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß es nicht in unserem Belieben steht, sie zu vertagen oder auf längere Zeiträume zu verteilen. Sie sind ein Teil der geschichtlichen Chance, die uns geboten wird, und wir haben nur darüber zu entscheiden, ob wir sie als Volk wahrnehmen wollen oder nicht.
Die Antwort auf diese Frage allein auch nur wird historisch gewertet. Die Erfahrung beweist, daß noch so schwere Leiden, die geschichtlich einschneidende Vorgänge den Völkern bescheren, in relativ kurzer Zeit wieder in Vergessenheit geraten. Wer spricht heute noch davon, was das deutsche Volk im Dreißigjährigen oder im Siebenjährigen Krieg oder auch fast schon im Weltkrieg alles hat ertragen und erdulden müssen? Nur die geschichtlichen Resultate sind davon übrig geblieben, im Guten wie im Bösen. Wir haben also keine Hoffnung, daß die nach uns kommenden Generationen ein etwaiges Versagen unserer Generation in irgendeiner Phase dieses Krieges durch die Belastungen entschuldigen werden, denen wir dabei ausgesetzt waren. So wichtig und bedeutungsvoll diese uns erscheinen mögen, so unwichtig und bedeutungslos werden sie unseren Kindern und Kindeskindern erscheinen. Sie werden uns nach dem Erfolg beurteilen, und das mit Recht, genau so wie auch wir unsere Vorfahren

nach dem Erfolg beurteilen, ohne dabei die Umstände, unter denen er erreicht oder nicht erreicht wurde, irgendwie mit in Rechnung zu stellen.


Jede Geburt bringt Schmerzen. Aber schon im Schmerz liegt das Glück des neuen Lebens. Es ist ein Zeichen von Sterilität, der Schmerzen wegen das neue Leben zu scheuen. Die junge Mutter ist nur im kurzen Geburtsakt der Frau ohne Kind an Wohlbefinden unterlegen, findet dafür aber eine überreiche Belohnung in der Beglückung eines Familiensegens, der ihre reinste Freude bis in das hohe Greisenalter bleibt. Auch unsere Zeit ist ein geschichtlicher Geburtsakt, der in seinen Schmerzen schon das tiefe Glück eines kommenden reicheren Lebens trägt. Die Sinngebung des Krieges ist mit »einen Dimensionen gewachsen. Er ist unermüdlich an der Arbeit, die alten Formen und Vorstellungen zu sprengen und die Augen der Menschen auf eine neue, größere Zielsetzung auszurichten. Wo standen wir am Anfang des Krieges, und wo stehen wir schon jetzt! Wir gehen den Weg, der uns vorgeschrieben ist, und können weder nach hinten noch zur Seite ausweichen. Wir müssen weiter auf das Ziel losmarschieren, das im fernen Dunst in immer klareren Konturen vor unseren Augen erscheint. Jeder tut das auf seine Art. Wenn einer Anstalten macht, schwach zu werden, nimmt ihn der Stärkere unter seinen Arm. Keiner, der dabei nicht einmal hier oder da den Versuchungen eines bequemeren oder gefahrloseren Lebens unterläge. Aber ein kategorisches Pflichtgefühl stellt uns immer wieder in Reih und Glied. Wir wissen alle, daß, wenn es uns diesmal nicht gelänge, es uns niemals mehr gelingen würde. Dieses Gefühl macht uns nicht schwach, sondern stark.
In einer Zeit, die wie keine zuvor höchstes Glück und tiefstes Unglück unseres Reiches zur Wahl feilhält, stehen wir als Volk bereit und entschlossen, zu arbeiten und zu kämpfen, um den letzten Sinn dieses Krieges zu erfüllen.


* * * * *

# Der Gefangene des Kreml

**24. August 1942**

Wir machen Mr. Churchill keinen Vorwurf daraus, daß er in seinem Verhältnis zum Bolschewismus seit dem 22. Juni 1941 aus einem Saulus ein Paulus geworden ist. Zwar hatte er vom Beginn der Sowjetunion an bis zu diesem Tage zu den glühendsten Hassern der Moskauer Lehre und Praxis gehört und keine Gelegenheit versäumt, über ihr den publizistischen Bakel zu schwingen, zwar wurde er mit dem Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen die Achsenmächte fromm wie ein Lamm, verbrannte alles, was er vorher angebetet und betete alles an, was er vorher verbrannt hatte, aber was macht ein Mann seines Kalibers sich schon daraus! Er gehört nicht zu jenen Politikern, die sich den Luxus einer charakterfesten Haltung leisten, und wenn es darauf ankommt, wechselt er wie ein Chamäleon seine Farbe. Und im übrigen ist England zurzeit nicht in der Situation, um sich seine Freunde und Alliierten nach der Gleichartigkeit der politischen und sittlichen Anschauung zu wählen. Mr. Churchill steht einfach vor dem Dilemma, wie der Vogel im Sprichwort, zu fressen oder zu sterben. Er mag sich wohl auch darauf hinausreden, daß es im Kriege ein reiner Glücksfall ist, wenn Bundesgenossen neben ihren gemeinsamen Interessen wie bei uns auch gemeinsame Ideale vertreten. Kurz und gut: Wer wirft den ersten Stein auf ihn?
Das ist auch nicht das Ausschlaggebende. Politik und Kriegführung gehorchen im allgemeinen nicht den Grundsätzen bürgern lieber Moral, sondern vielmehr denen der reinen Zweckmäßigkeit. Es steht deshalb nicht zur Debatte, wie Mr. Churchill sich mora-

lisch, sondern wie er sich politisch verhalt, das heißt in diesem Falle, ob sein Zusammengehen mit dem Bolschewismus auf die Dauer dem britischen Empire mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht hat und noch bringen wird. Es kann nicht bestritten werden, daß England seit Beginn dieses Krieges neben schwersten Einbußen militärischer und machtpolitischer auch solche prestigemäßiger Art erlitten hat, die sich vielleicht einmal viel verhängnisvoller als jene auswirken werden. Es ist nicht mehr die Weltmacht, als die es sich gern aufspielen möchte. Zur See hat es einen großen Teil seines weitreichenden Einflusses an die USA., zu Lande an die Sowjetunion abgeben müssen. Es hat zwar durch sein Verfahren, andere Völker für sich den Krieg führen zu lassen, an Blut gespart, aber in eben demselben Maße an Leben verloren.

Dieser Prozeß ist durch sein Zusammengehen mit dem Bolschewismus eher beschleunigt als verlangsamt worden. Es ist das an einer Reihe von Symptomen festzustellen, die dem Mann von der Straße in London heute zwar in der Not und im Drang der Stunde nicht auffallen, die England jedoch in normalen Zeiten in Raserei versetzt haben würden, und deshalb, weil daraus ohne viel Mühe zu ersehen ist, daß die britische Regierung und Kriegführung nicht mehr Herr ihrer eigenen Entschlüsse ist, sondern in den wichtigsten und ausschlaggebenden Fragen von außerenglischen Kräften unter Druck gesetzt und zu entscheidenden Handlungen, und seien sie auch noch so töricht und kurzsichtig, gezwungen werden kann.

Wir wollen schweigen von den schimpflichen Begleiterscheinungen eines solchen Zustandes der politischen Gefangenschaft. Als Mr. Churchill kürzlich seinen Besuch in Moskau machte — überhaupt der erste Besuch, den ein britischer Premier der russischen Hauptstadt je abstattete — und nach tagelangem anstrengendem Flug anlangte, fand er auf dem Flugplatz zu seinem Erstaunen nur untergeordnete sowjetische Persönlichkeiten zu seinem Empfang bereitstellen. Das Reuter-Büro machte die Sache



noch schlimmer, indem es zur Entschuldigung hinzufügte, Stalin sei nicht gekommen, weil er im Kreml zu tun gehabt habe. Man stelle sich die Peinlichkeit der Situation vor, die offenbar von den Sowjets als offene Brüskierung gemeint war, um den Herren Engländern sehr drastisch vor Augen zu führen, daß ihr Premier nicht, wie die Londoner Blätter in ihrer Naivität glauben machen wollten, als Fordernder, sondern als Bittender kam.

Mr. Churchill suchte diese Peinlichkeit durch eine seiner bekannten Clownerien zu überbrücken und erhob die Hand grüßend mit zu einem „V" gespreiztem Zeige- und Mittelfinger, und das sollte nach englischem Zeremoniell Victoria heißen. Die auf dem Flugplatz versammelten bolschewistischen Würdenträger aber verstanden das mit Absicht falsch und behaupteten nicht ganz ohne Witz, das habe eine Zwei bedeutet und heiße soviel wie zweite Front. Sie traten das auch noch zu allem Überfluß in ihren Zeitungen breit, um Mr. Churchill gleich zu Beginn seines Besuches dahin zu belehren, daß er nicht hoffen dürfe, die Sowjets durch seine bekannten Pärchen von ihren berechtigten Forderungen ablenken zu können.

Er mußte nun unter den Klängen der Internationale die Front einer Abteilung der Roten Armee abschreiten, um dann vier Tage von Stalin und seinen Spießgesellen in die Mache genommen zu werden. Man brauchte dabei nicht Mäuschen zu spielen, um zu wissen, was ihm bedeutet worden ist. Er hatte anfänglich die Absicht, den Sowjets klarzumachen, daß eine zweite Front im Augenblick nicht errichtet werden könne; statt dessen aber ist ihm klargemacht worden, daß eine solche unerläßlich notwendig sei und vom Kreml kategorisch gefordert werde. Alle seine Überredungskünste und

gewundenen Erklärungen nutzten ihm offenbar nichts. Er wurde unter Druck gesetzt, sein Versprechen, das er allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen beim Besuch Molotows in London gegeben hatte, zu halten und baldigst wahr
-445-

zu machen. Stalin ist sicherlich nicht der Mann, der mit sich spaßen läßt, und im übrigen befinden sich die Sowjets in einer so katastrophalen Lage, daß ihnen gar nichts anderes übrigbleibt, als von England Entlastung zu fordern, koste sie, was sie wolle.
Die britischen Zeitungen suchten nach Churchills Besuch in Moskau den Eindruck zu erwecken, als sei ihr Premier dort sozusagen als Ankläger gegen den sowjetischen Botschafter in London, Maisky, aufgetreten, der ihm durch ziemlich dreiste Anzapfungen in Richtung zweite Front die Straße rebellisch macht und dadurch erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Davon kann natürlich gar keine Rede sein. Die englischen Kommunisten agitieren auf Maiskys Geheiß auch nach Churchills Besuch in Moskau in Versammlungen und mit Plakaten in erhöhtem Umfang für die zweite Front, und die britische Regierung muß sich zähneknirschend dareinfügen. Sie sitzt zwischen zwei Stühlen: einerseits weiß sie so gut wie wir, daß der Versuch der Errichtung einer zweiten Front nur mit einem politischen und militärischen Selbstmord zu vergleichen ist; andererseits wird sie von der Straße in London deshalb in den Bauch und vom Kreml in den gegenüberliegenden Körperteil getreten.
In einem solchen Dilemma befand sich Mr. Churchill, als er zu dem Wahnsinnsunternehmen von Dieppe schritt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß er es wider bessere Einsicht einmal versuchen wollte und die Amerikaner, Kanadier und de Gaullisten vorschickte, um den ärgsten Schreiern eine Lektion zu erteilen. Er bestreitet heute, eine Invasion großen Stils versucht zu haben; es sei nur ein Experiment gewesen, um Erfahrungen zu sammeln. Diese Erfahrungen sind mit 2095 Gefangenen, 28 zerschossenen Panzern, 127 verlorenen Flugzeugen und einer ganzen Menge von Kriegs- und Transportschiffen, die jetzt auf dem Grunde des Kanals ruhen, sehr teuer bezahlt.
Mr. Churchill hat bei Beginn des Unternehmens sicherlich
-446-

gehofft, es könnte vielleicht doch ein Wunder geschehen und ein Erfolg eintreten, an den er selbst nicht glauben wollte. Das Wunder ist natürlich ausgeblieben. Die Invasionstruppen wurden innerhalb neun Stunden, wie auch die Engländer zugeben müssen, aus Europa hinausgefegt. Sie haben zweifellos einen Versuch zur Errichtung der zweiten Front gemacht. Aber wie wir vorausgesagt haben, ist auch der Versuch strafbar. Daß sie sich mehr, als sie erreichten, vorgenommen hatten, wird durch die Tatsachen erwiesen, insbesondere aber auch durch die guten Wünsche, die die britische und USA.-Presse dem Unternehmen mit auf den Weg gab, als es anfing. Daß diese an seinem schmählichen Ende den Spieß umdrehte, aus dem englischen Mißerfolg einen Erfolg und aus einem Rückzug einen Sieg machte, kann uns nach der bisherigen Londoner Praxis auf diesem Gebiet nicht wundernehmen. Die Beweise, die sie für ihre abnorme These anführt, sind wahrhaft bemitleidenswert. Daß das Unternehmen gelungen sei, könne man daraus ersehen, daß es pünktlich, wie geplant, nach neun Stunden abgebrochen werden konnte. Wären die Invasionisten nach sechs oder zehn Stunden hinausgefeuert worden, dann hätten die Engländer zweifellos, wie man sich leicht ausrechnen kann, sechs oder zehn Stunden geplant gehabt. Und hätten sie sich an der Kanalküste wider Erwarten festsetzen können, dann hätte vermutlich das in ihrem Plan gelegen. Man wird uns nachfühlen können, daß wir bei der Widerlegung solcher Stupiditäten das Bedürfnis empfinden, zu gähnen. Es ist zu dumm.

Die Kanadier, die nach der Flucht aus der Hölle von Dieppe nach England zurückkehrten, sahen aus wie erfrischte Riesen, meldete Radio London. Es ist bekanntlich die Eigenschaft von Riesen, erfrischt auszusehen. Und das breite Lächeln, das ein britischer Kommentator in den kritischen Stunden auf dem Antlitz Englands entdeckt haben will, ist mittlerweile auch dem Ausdruck einer hilflosen Verlegenheit gewichen. Die Demonstranten, die
-447-

sich bei Bekanntwerden der ersten Nachrichten von Dieppe in den Straßen der amerikanischen und kanadischen Städte zu Festumzügen versammelten, haben ihre Stiefelsohlen umsonst strapaziert. Ihre Gesänge waren noch nicht verstummt, da befanden sich die tapferen Invasionssoldaten schon zerrissen und blutend in deutscher Gefangenschaft oder bedeckten als Leichen den Strand von Dieppe oder flüchteten, um einige Erfahrungen reicher, wieder nach Englands sicherem Boden zurück. „Die Alliierten haben mit diesem Angriff das Ziel verfolgt, die Moral der sowjetischen Truppen zu unterstützen", meldete der Sender New York. Er drückte etwas unklar das aus, was wirklich gemeint war: daß nämlich Mr. Churchill in Moskau gezwungen worden ist, etwas zu tun, wenn nicht von selten der Sowjets etwas Schlimmeres passieren sollte, und daß er mit verzogenem Gesicht in den sauren Apfel beißen mußte.

Wir brauchen nicht mehr zu wiederholen, was wir von der zweiten Front und ihren Möglichkeiten und Aussichten halten. Das ist so ausgiebig geschehen, daß wir uns nur wiederholen könnten. Unsere früheren Prognosen sind bei dem Unternehmen bei Dieppe vollauf bestätigt worden. Wir brauchen davon nichts zurückzunehmen und nichts mehr hinzuzufügen. Wir fühlen uns nur veranlaßt, einen Zustand aufzuzeigen, der für England ebenso gefährlich wie demütigend ist. Die britische Politik und Kriegführung befindet sich seit Churchills Besuch in Moskau vollends im Schlepptau der Sowjets. London ist nicht mehr Herr seiner Entschlüsse. Wenn es im Kriege schon mißlich ist, die Regierung unter den Druck der eigenen Straße zu setzen, wie verheerend muß es dann erst sein, sie den Erpressungen eines fremden Landes, und dazu noch der Sowjetunion, auszuliefern.

Mr. Churchill ist der Gefangene des Kremls. Am 22. Juni 1941 wurde aus dem Antibolschewisten ein Freund der Sowjets. Bei seinem Besuch in Moskau wurde er ihr Werkzeug. Er hat sich zwar im Laufe des Krieges vom Unterhaus emanzipiert, trägt nun aber
-448-

das Joch des Bolschewismus, das von Tag zu Tag drückender wird. Er muß nach der Pfeife der Sowjets tanzen. Er versucht die zweite Front nicht, wenn er das für zweckmäßig und durchführbar hält, sondern wenn der Kreml das befiehlt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Und da über all seinen Entschlüssen die Erhaltung seiner Machtstellung steht, schreckt er auch nicht davor zurück, Menschenleben in beliebiger Zahl einzusetzen und zu opfern für ein Unternehmen, das nur dem Zwang oder dem Wahnsinn entsprungen sein kann.

Es war einigermaßen belustigend, in der vergangenen Woche zu beobachten, wie die englische Presse jeden Tag eine neue Entschuldigung für das katastrophal mißglückte Unternehmen von Dieppe fand. Einmal war es tatsächlich eine Invasion, dann nur der Versuch dazu, dann ein Experiment und dann ein Raid, um Erfahrungen zu sammeln. Einmal war es eine See-, einmal eine Luftschlacht und einmal eine Landoperation. Man sieht an diesen schwankenden Angaben, wie unsicher sich die britischen Kommentatoren fühlen. Mittlerweile hat sich nun auch, wie wir erwartet hatten, in London der Katzenjammer eingestellt, und mehr und mehr wird man sich auch hier klar darüber, daß es wahrscheinlich doch eine Pleite gewesen sein muß. Als die ersten Nachrichten von dem britisch-amerikanischen Unternehmen kamen, haben wir zwar geschwiegen, aber innerlich triumphiert. Wir

wußten nur zu genau, daß wir noch am selben Tage den totalen Zusammenbruch der Aktion würden melden können. Mit größter Genugtuung haben wir in den darauffolgenden Stunden beobachtet, wie die Engländer sich nicht nur militärisch, sondern auch publizistisch zurückzogen. Am Abend blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Verlautbarung des OKW. kommentarlos wiederzugeben. Das tun sie immer, wenn sie solche Schläge bekommen haben, daß sie sich genieren, sie selbst einzugestehen.
Wenn ein Narr bei Sonnenschein behauptet, es regnet, und
-449-

darauf bestehen bleibt, so tut man gut daran, ihm nicht mit logischen Beweisen zu kommen. Die Sonne beweist sich selbst. Wenn die Engländer nach einer grauenvollen Niederlage von einem Sieg sprechen und stumpfsinnig dabei verharren, so soll man sie in Ruhe lassen. Auch ein Sieg beweist sich selbst.
Mr. Churchill muß Stalins Befehle ausführen. Er sucht sich dabei vor dem englischen Volk ein Alibi zu verschaffen. Uns kann das kalt lassen. Die rächende Nemesis wird ihn doch eines Tages ereilen. Wer vom Bolschewismus frißt, der stirbt daran. Auch Dieppe war dafür nur ein Beweis mehr.
-450-

* * * * *

# Seid nicht allzu gerecht!

**6. September 1942**

Wir Deutschen sind noch ein junges Volk mit allen Tugenden und Schwächen sowie allen Vor- und Nachteilen des Jungseins. Unser Nationalgefühl ist erst neueren Datums und darum immer noch vielfachen Anfechtungen ausgesetzt. Wir haben zu lange in Stammesvorstellungen gelebt, als daß unser nationales Bewußtsein für uns alle eine Art von Selbstverständlichkeit sein könnte. Ein Satz wie: „Recht oder Unrecht —mein Vaterland!" der in England beispielsweise unbestrittene und überhaupt nicht mehr diskutierte Maxime des staatlichen Leben ist, geht uns Deutschen nur schwer ein.
Wir haben ein sehr stark ausgeprägtes individuelles Gerechtigkeitsgefühl; mehr noch, wir leiden zuweilen an einer Art von Überobjektivität, die meistens unseren schlimmsten Feinden zubekommt, und zwar auf Kosten unserer eigenen Interessen. Ein Appell an unsere Anständigkeit hat noch immer in unseren Herzen einen Widerhall gefunden, und wir denken erst gar nicht lange darüber nach, ob er selbst auch anständig gemeint sei oder nur auf unsere Gutmütigkeit spekuliert. Wenn man das deutsche Volk einige Jahre ohne zielklare Führung ließe, so würde es sehr bald wieder ein buntes Konglomerat von Individualitäten sein. Nichts ist charakteristischer für unseren Nationalcharakter als die Tatsache, daß die vielen Millionen Deutsch-Amerikaner zwar noch lange ihr gesellschaftliches Gefühl in Kegelklubs, Gesang- und Heimatvereinen pflegen und- wach erhalten, ihr Nationalgefühl aber sehr bald verlieren.
-451-

Erst der Nationalsozialismus hat uns Deutschen so etwas wie ein Volksbewußtsein gegeben. Er hat zum ersten Male wenigstens einer gewissen Schicht der heute lebenden Generation eine Vorstellung davon vermittelt, was es heißt und welche Verpflichtungen es mit sich bringt, ein Weltvolk zu sein. Aber auch das alles ist noch so jung und zerbrechlich, daß wir immer auf der Hut sein müssen, damit es keinen Schaden nimmt.
Unsere Feinde wissen das besser als wir; und hier setzt ihre Zermürbungspropaganda ein. Man kann sich kaum vorstellen, daß irgend ein anderes Volk wie wir 1918 einem so grotesken Feindbluff aufgesessen wäre. Uns dagegen wollte es nicht eingehen, daß unseren Gegnern ideale Vorstellungen und Begriffe nicht dasselbe bedeuten sollten wie uns. Wir sahen sie so, wie sie aufgrund einiger platter

Weltbeglückungsphrasen zu sein schienen, und es hat jahrelang gedauert, bis wir hinter den Schwindel kamen. Aber wir Deutschen gehören nicht zu jenen Menschen, die lange nachtragen. Im Gegenteil, wir lieben es sogar, anderen Völkern, die gar kein Verlangen danach zeigen, unsere Sympathien etwa aufzudrängen. Nichts hat uns selbst nach Versailles daran gehindert, die Franzosen sehr bald schon wieder zu unseren erklärten Freunden zu rechnen, und auch dieser Krieg, der doch nicht nur in London, sondern auch in Paris gegen uns angezettelt wurde und schließlich gegen unser elementares Leben geht, hat uns an dieser freundschaftlichen Haltung den Franzosen gegenüber kaum irregemacht.
Man kann sich gar nicht ausmalen, was unser Volk mit einer Regierung anstellen würde, die es so anschwindeln wollte, wie beispielsweise die Mr. Churchills die Engländer anschwindelt. Und trotzdem gibt es Menschen unter uns, die selbst darin eine Art von politischem Stil entdecken wollen. Es geniert sie gar nicht der Umstand, daß das alles gegen uns gerichtet ist und die eigentliche Ursache unserer Kümmernisse und Sorgen des Krieges darstellt. Wir haben eine derartige Angst, einem anderen Unrecht zu
-452-

tun, daß wir uns im Zweifelsfalle lieber selbst Unrecht zufügen. Man kann wirklich nicht behaupten, daß die deutsche Führung während dieses Krieges vielen Irrtümern unterlegen wäre. Im großen und ganzen haben wir die jeweilige Situation und Entwicklung immer treffend analysiert. Aber es gibt welche unter uns, die mit Fleiß alles das vergessen, was wir richtig vorausgesagt haben, und ebenso mit Fleiß die seltenen Fälle in ihrem Gedächtnis behalten und immer erneut wiederholen, in denen wir uns angeblich irrten.
Niemand wird behaupten wollen, daß das fair sei. Es wirkt aber um so aufreizender, wenn von denselben Menschen zugleich dem Feind eine Art von Übergerechtigkeit zuteil wird, die gänzlich fehl am Platze ist. Bei uns finden sie jede, wenn auch noch so sympathische Eigenwilligkeit albern, beim Feind halten sie die primitivste Popularitätshascherei für Originalität. Es gehört wirklich nicht viel Intelligenz dazu, die Tricks Mr. Churchills zu durchschauen. Es soll nicht bestritten werden, daß er ein demagogisches Talent von hohen Graden ist. Aber das ist doch auch alles. Wir empfinden es direkt als beleidigend, ihn mit dem Führer überhaupt in einem Atemzuge zu nennen. Man könnte sich gar nicht vorstellen, daß ein Engländer während des Krieges dem Führer, der doch schließlich alles, was er ist und bedeutet, aus eigener Kraft ist und bedeutet, der in einer fast legendären Einfachheit lebt, selbst kaum Ansprüche an das persönliche Dasein stellt, mit der Dynamik seiner Ideen aber eine ganze Welt zum Erzittern bringt, auch nur eine Spur von Gerechtigkeit widerfahren ließe. Er ist Englands Feind, und damit basta. Die Sentimentalitäten sparen die Engländer sich für nach dem Kriege auf, wo sie nichts mehr kosten.
Ganz anders wir. Wenn bei uns eine Zeitung einen Staatsmann der Feindseite mit einigen groben Ausdrücken belegt. Ausdrücken übrigens, wie sie gegen den Führer auch in der sogenannten
-453-

seriösen britischen Presse beispielsweise täglich haufenweise zu finden sind, dann erwacht plötzlich der deutsche Gerechtigkeitsfimmel, dann fühlt sich unser Michel bemüßigt, den feindlichen Staatsmann in seinen persönlichen Schutz zu nehmen, die wenigen guten Seiten an ihm gebührend hervorzukehren und seine Zynismen und Widerwärtigkeiten gänzlich unter den Tisch fallen zu lassen.
Das Hassen müssen wir Deutschen noch lernen. Wir eignen uns nur schlecht zum Chauvinismus, und wenn einer bei uns die Volksseele zum Kochen bringen will, dann muß er es schon sehr geschickt anfangen. Es soll sogar deutsche Soldaten geben, die marschieren 1000 km durch östliche Einöden, die nur ein Bild des Grauens und der seelischen Verwüstung zeigen; und dann entdecken sie irgendwo in

einer Dorfschule einen Atlas, stehen sinnend davor und werfen voll Zweifel die Frage auf, ob nicht vielleicht doch etwas am Bolschewismus daran sei.
Die Engländer trampeln in Indien eine ganze wertvolle uralte Kultur zusammen und kämen nicht einmal auf den Gedanken, nach ihrem Werden und ihrem Wert zu forschen. Sie sind eben Engländer. Sie vertreten den Standpunkt, daß die Welt für die Engländer da sei, wogegen wir den Standpunkt vertreten, daß wir Deutschen für die Welt da sind. Das ist der Unterschied. Und da es nicht zu bezweifeln ist, daß der britische Standpunkt sich als für das praktische politische Leben geeigneter herausgestellt hat, sind wir den Engländern gegenüber immer zu kurz gekommen. Viele unter uns würden es weit von sich weisen so zu sein, wie die Engländer sind, was sie allerdings nicht hindert, gerade das, was sie für sich ablehnen, auch wieder an den Engländern zu bewundern. Die Engländer halten es für Selbstverständlich, daß man mit ihnen englisch spricht. Wir würden uns genieren, ein gleiches Ansinnen an einen ausländischen Gesprächspartner zu stellen. Wir radebrechen mit ihm französisch oder englisch, suchen beim Ameri-
-454-

kaner noch in die Geheimnisse seines Slang einzudringen, um ihn ja nicht mit reinem Englisch zu inkommodieren.
Sind das die Eigenschaften, die uns in der Welt besonders beliebt machen? Mitnichten! Dieses deutsche Manko ist dort eher ein Gegenstand der Verachtung als der Bewunderung. Wenn gewisse Leute vor dem Kriege ein halbes Jahr in England gewesen waren, dann hielten sie es für ihre Pflicht, ihrer Aussprache englische Lautmalereien beizumischen; sie legten Wen auf englischen Schnitt ihrer Kleidung, aßen englisch, tranken nicht mehr Kaffee, sondern Five o'clock tea, gingen nur mit gerolltem Regenschirm aus, gänzlich unempfindlich gegen das bemitleidende Grinsen ihrer Mitbürger und mit einem mokanten Zug der Verachtung um die Lippen gegenüber einer Heimat, der sie entstammten und die ihnen schon beim ersten Zusammentreffen mit einer neuen Welt fremd oder gar zuwider wurde.
Wir Deutschen müssen noch viel lernen, wenn wir uns endgültig auch geistig und gesellschaftlich durchsetzen wollen. Manche unter uns, und meistens gerade diejenigen, die sich etwas Besonderes auf ihre gute Erziehung und Kinderstube einbilden, bekommen dem Ausland gegenüber plötzlich Minderwertigkeitskomplexe. Sie benehmen sich in der Welt der anderen, als wenn sie sich entschuldigen müßten, und setzen dabei ein Gesicht auf wie einer, der zum ersten Male an einem Festdiner teilnimmt und sich nicht ganz im klaren darüber ist, ob er den Fisch mit dem Messer oder womit sonst essen soll. Wir fühlen uns von diesem Inferioritätsgefühl gänzlich frei und können deshalb auch offen darüber sprechen. Wenn wir vor dem Kriege einen englischen oder amerikanischen Journalisten empfingen, der sich flegelhaft aufführen wollte und dreist und frech fragte, ob wir kein Englisch verstünden, haben wir nicht etwa geradebrecht und uns verlegen gefühlt, sondern dem ungezogenen Lümmel ganz kurz auf Deutsch bedeutet, daß selbst, wenn wir Englisch könnten, wir es mit ihm
-455-

nicht sprechen würden, und ihm gezeigt, wo die Türe war. Das hat er meistens sehr gut verstanden.
Wir möchten nicht mißdeutet werden. Nichts könnte uns veranlassen, den Gegner zu unterschätzen, und nichts hilft besser dabei, ihn richtig zu erkennen, als ihn fleißig zu studieren. Wir wissen selbstverständlich, daß auch die Engländer kein Volk von Teufeln sind. Auch sie haben Eigenschaften, die Bewunderung verdienen. Aber wir sprechen so lange nicht davon, als sie an uns kein gutes Haar lassen. Und im übrigen sind wir im Krieg. Wir nehmen gar keinen Anstand zu gestehen, daß wir sie aus dem tiefsten Grund unserer Seele und mit Inbrunst hassen, weil sie unser Leben bedrohen, weil sie

uns in der Enge unseres nationalen Daseins gefangenhalten wollen, und zwar nur aus Neid, Mißgunst und schlecht verhehlter nationaler Eifersucht.
Wie kämen wir dazu, gerechter zu ihnen zu sein, als sie zu uns sind? Wir führen den Krieg nach den Grundsätzen reiner Zweckmäßigkeit. Wir wollen nicht noch einmal eine Katastrophe wie im November 1918 erleben. Auf die Gnade des Gegners haben wir es nicht abgesehen, sondern auf unser Recht, das durch militärische Machtmittel gesichert wird. Das hat gar nichts mit Objektivität zu tun. Keinen Vorwurf verschmerzen wir so leicht wie den, voreingenommen zu sein. Wir wollen gar kein objektives Urteil fällen, wenn es um unsere Existenz geht oder wenn es sich um Fragen unseres nationalen Lebens handelt; da sind wir ganz Partei, ganz Voreingenommenheit, ganz sture und eigensinnige Einseitigkeit. Man komme uns auch nicht mit dem Einwand, das sei nicht deutsch. Mag sein, daß das Gegenteil deutsch ist; aber dann ist es eine schlechte und gefährliche Seite unseres Nationalcharakters, die wir bekämpfen müssen. Wo sollte es hinführen, wenn wir vor lauter Objektivität und Gerechtigkeitssucht am Ende ungerecht gegen uns selbst würden! Schon Klopstock hat einmal dieses deutsche Nationallaster gegeißelt, indem er unserem Volke zurief, es solle
-456-

nicht allzu gerecht sein, seine Feinde dächten nicht edel genug zu sehen, wie schön sein Fehler sei.
Ob schön oder nicht, es ist ein Fehler. Er hat uns in unserer Geschichte schon größten Schaden zugefügt, mehr als wir überhaupt vertragen konnten. Unsere heutige Beengheit ist zu einem bedeutenden Teil eine Folge davon. Es fehlte uns in den entscheidenden Stunden unserer Geschichte an jener Portion gesunden Nationalegoismus, der über Objektivität und Gerechtigkeitssucht hinaus nationale Interessen bedingungslos verficht und sich darin durch keinerlei Sentimentalität beirren läßt.
Wenn heute die Deutschen plötzlich führungslos wären, so würden sie vermutlich wie so oft wieder die ganze Welt durchstreifen, überallhin Sitte, Kultur, Zivilisation und Bildung tragen, aber vergessen, Getreide und öl mitzunehmen. Unsere Weltmission von heute besteht darin, dem deutschen Volke als dem Herzen der Menschheit eine breitere Basis seines Lebens zu geben. Das ist auch ein Ideal, aber ein realistisches und vor allem eins, das die schweren Opfer lohnt.
Wir würden uns schämen, vor den Müttern, die ihre Söhne, vor den Kindern, die ihre Väter, und vor den Frauen, die ihre Männer hingaben, die Augen aufzuschlagen, wenn wir am Ende dieses Krieges wieder mit leeren Händen daständen. Deshalb warnen wir vor jeder Gefahr, die uns droht, vor allem vor der, die ihre Wurzeln in unserem eigenen Nationalcharakter trägt. Das bürgerliche Zeitalter falscher und verlogener Humanitätsbegriffe ist vorbei. Ein hartes Jahrhundert ist angebrochen. Es wird nicht mit Zimperlichkeit gemeistert, sondern nur mit Männlichkeit und Kraft. Die Welt ist in Liebende und Hassende zerfallen. Nur der steht auf festem Boden, der genau weiß, wo er zu lieben und wo er zu hassen hat.
Es gibt nur eine Tatsache und Forderung, die für uns objektiv richtig und unanfechtbar ist: daß wir siegen müssen. Ihr lasset uns dienen!
-457-

* * * * *

# Von der Kunst der Improvisation

**l3. September 1942**

Wir Deutschen sind in der ganzen Welt bekannt und berühmt dafür, daß wir die Kunst der Organisation wie kein anderes Volk beherrschen. Organisation ist mit dem Vorwort deutsch eine Art von Weltbegriff geworden. Wir verstehen es, eine Aktion bis in die letzten Einzelheiten zu planen, systematisch vorzubereiten und, wenn es soweit ist, sie sozusagen wie ein Uhrwerk ablaufen zu lassen.

Das macht uns keiner nach. Unsere großen Offensiven waren Musterbeispiele einer solchen Planung. Man hatte manchmal den Eindruck, daß schon am Schreibtisch alles genau so berechnet war, wie es tatsächlich abrollte. Da griff dies in das hinein, ein Rädchen hielt das andere in Bewegung, keines fiel aus und brachte damit das gesamte Uhrwerk zum Stehen. Bei flüchtiger Beobachtung fühlte man sich direkt auf das Manöverfeld versetzt. Die Maschinerie der Wehrmacht war mit Staat, Wirtschaft und allgemeiner Verwaltung so ineinander verwoben und aufeinander eingespielt, daß kaum irgendwo ein Leerlauf festzustellen war. Es schien, als habe das Wort Moltkes von der Strategie als einem System der Aushilfen seine Bedeutung und seinen Sinn verloren.

Es lag in der Natur der Entwicklung, daß bei längerer Dauer des Krieges Aufgaben vor der Kriegführung auftauchten, die außerhalb jeder friedensmäßigen Vorausberechnung lagen. Der Krieg selbst trat in ein dringlicheres Stadium und warf Probleme auf, die mit seiner räumlichen Ausdehnung auch an Weite und Umfang zunahmen. Die normale Organisation reichte nicht aus, um ihrer Herr zu werden. Sie waren in ihrer Schärfe und Aktua-



lität so zwingend, daß sie eine lange Vorbereitungszeit nicht immer erlaubten; sie mußten zum Teil unmittelbar und sozusagen aus spontanem Entschluß heraus angefaßt und gemeistert werden. An die Stelle der weit vorausschauenden Planung trat vielfach die direkte Handlung. Die Organisation mußte zeitweilig durch die Improvisation ergänzt werden.

Die nationalsozialistische Bewegung hatte einen Großteil ihres Erfolges ihrer improvisatorischen Begabung zu verdanken und fühlte sich deshalb, in dieser Kunst vielgeübt, hier wie zu Hause. Nicht, als wenn sie nichts von einer soliden Organisation gehalten oder ihre Vorteile unterschätzt hätte. Im Gegenteil, ihr Parteigebäude war auf einer bis ins Einzelne durchdachten und sich über das ganze Land erstreckenden Organisation aufgebaut. Diese selbst aber wurde in der Entwicklung der Bewegung zur Macht vor so mannigfaltige Aufgaben gestellt, daß eine vorausberechnende Planung vielfach von vornherein ausgeschlossen war. Die Verhältnisse lagen überall anders; in jedem Gau, ja, in jeder Ortsgruppe mußte nach verschiedenen Gesichts- und Ausgangspunkten gehandelt werden. Und wer in schwierigen örtlichen Fragen auf Befehl von oben warten wollte, der hatte schon verloren. Diese Zeit war für improvisatorische Begabungen geradezu wie geschaffen. Sie fühlten sich wohl in der erfrischenden Atmosphäre einer täglich wechselnden Problematik, bei der nur das Grundsätzliche feststand, Taktik und Praxis aber immer wieder neu gefunden und erprobt werden mußten.

Der Erfolg einer improvisatorischen Arbeit setzt voraus, daß schnell gehandelt wird und gelegentliche kleine Schönheitsfehler im Interesse einer prompten Erledigung mit in Kauf genommen werden. Es gibt gewisse Begabungen, die erst in einem solchen Schaffensklima anfangen aufzuwachen und zu reagieren. Wenn die amtliche Hilfe, Planung und Fürsorge alles so vorbereitet und in die Wege leitet, daß der Initiative des Einzelnen nicht mehr viel zu



tun übrig bleibt, dann halten sie es aus einem Instinkt der Abwehr weniger der Mühe für wert, in Aktion zu treten. Sie lassen sich dann mehr behandeln, statt selbst zu handeln. Erst wenn der normale Organisationsapparat sich als nicht ganz ausreichend erweist und von ihm nur noch wenig zusätzliche Hilfe und Besserung zu erwarten steht, treten sie in Erscheinung. Sie arbeiten mehr aus dem Handgelenk als der vorausschauend planende Organisator. Sie unterscheiden sich von ihm vor allem dadurch, daß sie undogmatischer und undoktrinärer an ihre Aufgaben herantreten etwa nach dem Grundsatz, daß, wenn es so nicht geht, es so gehen muß.

Es kann nicht bestritten werden, daß diese Begabungen einen Riesenzuschuß stiller nationaler Reserve darstellen, der vorläufig noch keineswegs vollkommen ausgeschöpft ist. Diese Reserve wird zu ihrem größten Teil von einer ihrer Natur nach unelastischeren Organisation überdeckt, die sie nicht immer gern zum Zuge kommen läßt, weil sie in ihr ganz unberechtigterweise eine Konkurrenz wittert. Nun muß es nach unserem Dafürhalten gerade im Kriege ganz gleichgültig erscheinen, wer etwas macht, wenn es überhaupt nur gemacht wird. Zur Organisation gehört vor allem Fleiß und konstruktives Denken, zur Improvisation Phantasie. Es muß einem etwas einfallen, wenn man improvisieren will. Man muß die stillen Reserven eines Volkes kennen und sie wirksam ansprechen. Es gab Leute, die, um ein Beispiel anzuführen, der Sammlung von Woll- und Wintersachen im vergangenen Dezember einen totalen Mißerfolg voraussagten. Die Zeit erschien ihnen zu kurz und die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu begrenzt. Selbstverständlich wäre das richtig gewesen, wenn man die Aktion nach einem amtlichen Schema aufgezogen hätte, das, bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet, auf lange Sicht hin wirken sollte und sich mehr der Hilfsmittel des Staates bediente, als die Phantasie und den Erfindungsreichtum des ganzen Volkes anzusprechen.
-460-

Man beobachte, wie sich im Alltag des Krieges innerhalb des Volkes in allgemeinen Notlagen eine Unsumme von zweckmäßigen Erleichterungen wie von selbst ergeben, ohne daß von oben überhaupt etwas dazu getan zu werden brauchte. Hier beginnen die gesunde Phantasie und der wache Lebensinstinkt des Volkes wirksam zu werden. Je weniger von Staats wegen das im einzelnen festgelegt und zentralisiert wird, desto größerer Spielraum wird der praktischen Mithilfe des Volkes gegeben. Es wird damit nicht nur eine zusätzliche Arbeitsleistung hervorgerufen, sondern darüber hinaus auch noch ein unmittelbares und beteiligtes Interesse des Volkes am Alltag des Krieges mobilisiert, das in seinem Wert für das Gesamtpotential unserer Kriegsanstrengungen gar nicht überschätzt werden kann.
Das ist es gerade, worauf es ankommt. Wir legen in Gesetzen und Verordnungen das Leben des Krieges nicht so bis in alle Einzelheiten fest, daß der Initiative des einzelnen nichts mehr zu tun übrig bleibt. Es ist ein Unsinn anzunehmen, daß unsere Kapazität auf allen Gebieten schon ausgeschöpft wäre. Sie bietet noch Möglichkeiten zu ungeheuren zusätzlichen Leistungen, die aber nur dann fruchtbar gemacht werden können, wenn der einzelne auch mit seinem persönlichen Interesse daran engagiert wird. Gewiß muß alles Grundsätzliche von Staats wegen geregelt werden. Man kann beispielsweise die Ernährungswirtschaft nicht dem Spiel der freien Kräfte überlassen, weil dann ein Teil des Volkes alles und der andere Teil nichts bekäme. Aber es soll nach Möglichkeit der persönlichen Initiative des einzelnen ein Reservat übrig bleiben, in dem sie sich zur Förderung des eigenen Interesses auswirken kann, ohne Gefahr zu laufen, daß ihr das Ergebnis des persönlichen Fleißes wieder wegorganisiert wird.
Wir sprechen aus einer Unsumme von Erfahrungen heraus, die wir in der praktischen Parteiarbeit sammeln konnten. Es gibt im öffentlichen Leben Sektoren, in denen mit einem Minimum an
-461-

organisatorischem Aufwand ein Maximum an Erfolg erzielt wird. Dazu bedarf es der Mithilfe aller. Die aber kann man nur durch großzügige Improvisation mobilisieren. Wenn in einer Millionenstadt zeitweilig beispielsweise die Gemüsegeschäfte nicht ausreichen, dann muß man die Blumengeschäfte, die in ihrer Arbeitsleistung ohnehin nicht ausgeschöpft sind, hinzuziehen, selbst auf die Gefahr hin, daß entsprechend der erhöhten Geschäftsunkosten das Gemüse für ein paar Wochen etwas teurer wird. Im Kriege ist mehr denn je Zeit auch Geld. Und es ist ungleich viel billiger, für ein paar Pfennige mehr

schnell abgefertigt zu werden, als den niedrigeren Preis mit stundenlangem Schlangestehen zu bezahlen.
Man nehme sich da für das zivile Leben das Leben der Front zum Vorbild. Die Front ist ständig gezwungen zu improvisieren. Sie muß zum größten Teil aus dem Lande leben, und was dieses ihr zu bieten hat, ist ewig dem Wechsel unterworfen. Wenn der Motor wegen der Kälte nicht anspringt, bedient man sich des Panjefuhrwerks. Trifft man auf Kamelkarawanen, so legt der Soldat sein Gepäck auf den Rücken dieser treuen Tiere oder besteigt sie wohl auch selbst ohne Rücksicht darauf, ob das irgendwo in der Felddienstordnung vorgesehen ist. Der Krieg ist das Abnorme. Er ist in einem ständigen Wandel begriffen, und wer die Kunst beherrscht, sich diesem Wandel mit höchster Elastizität anzupassen, der hat den Erfolg für sich. Die Bedingungen des Kampfes im Westen waren andere als die im Osten. Dem mußte in der Praxis weitgehend Rechnung getragen werden. Genau so ist auch das zivile Leben an der Schwelle des vierten Kriegsjahres anderen Erfordernissen unterworfen, als das im ersten Kriegsjahr der Fall war. Wir waren kürzlich in Warschau und haben dort mit Erstaunen wahrgenommen, wie sich die Existenz dieser Millionenstadt, die Ende 1939 dem Untergang geweiht schien, doch wieder erholt hat. Hier machte die Not erfinderisch. Es wäre zu wünschen, daß sie auch uns, ohne so dringend wie dort zu sein, mehr zu
-462-

Hilfe kommen würde; das könnte der Überwindung der Kriegsschwierigkeiten nur dienlich sein.
Nichts wechselt bei uns so schnell wie die Sorgen. Sie sind zum Teil jahreszeitlich, zum Teil regional bedingt. Was in einem Gau des Reiches knapp ist, ist im anderen ausreichend vorhanden und umgekehrt. Die Mangelerscheinungen des Winters fallen im Sommer kaum ins Gewicht. Ehe hier der seiner Natur nach schwerfälligere Staatsapparat in Aktion treten kann, ist die Gelegenheit meistens längst vorbei. Hier muß die Provinz oder der Gau oder auch der einzelne im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen zur Selbsthilfe greifen. Dazu müssen diese Von vornherein den nötigen Spielraum lassen. Kartoffelzüge auf den Verladebahnhöfen von Städten, die an Kartoffelmangel leiden, müssen, wenn es momentan an Entladepersonal oder Transportmitteln für den Nahtransport fehlt, vom Publikum selbst entladen werden. Auch für den Nahtransport werden sich geeignete Möglichkeiten finden lassen.
Hier hat der Appell an das Volk einzusetzen. Es wird sich gern bereit finden, in einer augenblicklichen Notlage helfend einzuspringen, zumal wenn es damit seinen eigenen Interessen dient. Und der Kartoffel schmeckt man es auch nicht an, ob sie von hundert Lastkraftwagen oder von 5000 Leiterwagen in die Keller transportiert wurde. Es ist sehr billig, auf die Hilfe von oben zu warten. Oben hat man andere Dinge zu tun, als auf den Bahnhöfen die Kartoffeln zu entladen. Man studiere die Berichte über die Selbsthilfe der Bevölkerung in den luftbedrohten Gebieten nach einer Bombennacht und lerne hier, was der einzelne noch zusätzlich zu leisten in der Lage und wozu er auch in weniger dringenden Fällen bereit ist, wenn man ihn richtig anspricht.
Wenn jeder in Köln oder in Düsseldorf oder in Hamburg, dem eine Brandbombe aufs Dach fiel, auf die Feuerwehr gewartet hätte, dann wäre ihm in den meisten Fällen das Haus über dem
-463-

Kopf abgebrannt. Gewiß ist es die Aufgabe der Feuerwehr, Brände zu löschen; aber das Publikum hat doch nur unter normalen Umständen einen Anspruch auf ihre Hilfe. Treten außerordentliche Ereignisse ein — und der Krieg ist insgesamt ein außerordentliches Ereignis —, dann muß die staatliche Hilfe zum großen Teil durch Selbsthilfe ersetzt werden.

Was haben wir Nationalsozialisten im Kampf um die Macht nicht alles anstellen müssen, um zum Ziel zu kommen. Durch welche Schwierigkeiten mußten wir uns nicht hindurchwinden, bis wir den Sieg in Händen hatten. Gewiß, das ging nicht immer glatt, und von tausend Dingen, die wir taten, waren immer einige falsch. Aber wir taten etwas. Hätte sich damals ein Gau- oder ein Kreisleiter mit seinen örtlich bedingten Sorgen jedesmal an die Parteiführung in München gewandt, so wäre er ausgelacht worden. München hatte Wichtigeres zu tun. Dazu war er ja Gau- oder Kreisleiter, um mit diesen Sorgen allein fertig zu werden. Das war die große Gelegenheit für initiative Begabungen. Diesen Geist gilt es heute, von der Partei auf den Staat und auf das ganze öffentliche Leben zu übertragen. Wir alle müssen in viel größerem Umfange wieder improvisieren lernen. Der Krieg erlaubt es uns nicht immer, all seine Problemstellungen vorauszuberechnen und uns dementsprechend darauf einzustellen. Diese kommen manchmal ganz unvermittelt, um ebenso unvermittelt wieder zu verschwinden. So plötzlich sie aber auftreten, so plötzlich müssen wir ihnen auch entgegentreten, und zwar in der Hauptsache mit dem gesunden Menschenverstand.
In einer Großstadt findet ein schwerer englischer Luftangriff statt. Der zuständige Gauleiter ist drei Tage und drei Nächte unterwegs, regelt den Einsatz der Feuerwehr und der Selbsthilfe, sorgt für Essen, Kaffee und Rauchwaren, schafft Notquartiere für die Obdachlosen, bringt ausgebrannte Warenhäuser in schnell geräumten Museen unter, spricht in kurzen, zu Herzen gehenden
-464-

Aufrufen der Bevölkerung Mut und Kraft zu, nimmt sich der Hilflosen an, ist überall, wo man ihn benötigt, und kann jedesmal auf telefonischen Anruf von Berlin mit Stolz antworten, er brauche keine Reichshilfe, er werde allein fertig.
So war es nicht nur hier, so war es bisher in allen Gauen des Reiches. Dabei bewährt sich, geschult in der langjährigen Erfahrung der Partei, höchstes politisches Führertum. Hier wächst aus der lebendigen Vorstellungskraft und politischen Phantasie die Kraft der Improvisation, die wirksamste Hilfe in Notlage und Krise.
-465-

* * * * *

# Der steile Aufstieg

**20. September 1042**

Es ist klar und verständlich, daß die Frage nach der vermutlichen Dauer des Krieges in seinem vierten Jahre bei Freund und Feind häufiger gestellt wird als in seinem ersten. Nicht nur der Krieg selbst, sondern auch die Menschen und Völker haben in dieser Zeit eine gewisse Wandlung durchgemacht. Hüben wie drüben sehen sie die Dinge heute realistischer als an seinem Beginn. Die Taten haben gegenwärtig mehr zu bedeuten als Reden und Parolen. Die Völker wollen Klarheit gewinnen über Sinn, Zweck und Ziel des gewaltigen militärischen und politischen Geschehens. Und es war gewiß kein Zufall, daß während der letzten Rede Churchills im Unterhaus ein großer Teil der Abgeordneten den Sitzungssaal verließ, um sich einer nützlicheren Beschäftigung als der des bloßen Zuhörens zu widmen. Sie wußten ohnehin, daß der Premierminister nichts nennenswert Neues zu berichten habe. Der Krieg wird nicht durch Agitationsreden, sondern durch Realitäten bestimmt und entschieden, und solche war Mr. Churchill nach dem Stand der Dinge beizubringen nicht in der Lage.
Was er zu seiner Entschuldigung anzuführen hatte, konnte man ebensogut am anderen Tage in den Zeitungen lesen. Und im übrigen geben die deutschen OKW.-Berichte ein eindringlicheres Bild der militärischen Lage als die von Mr. Churchill hinzugefügten demagogischen Kommentare.

Aus allen kriegführenden Ländern erfährt man von ähnlichen Symptomen eines Wandels der öffentlichen Meinung. Wir brauchen demgegenüber unsere Taktik und Praxis der allgemeinen politischen
-466-

und militärischen Nachrichtenführung nicht wesentlich zu ändern. Wir haben den Krieg von Beginn an von der realistischen Seite aus betrachtet und uns immer davor gehütet, ihn zu leicht, aber auch, ihn zu schwer zu nehmen. Wir sahen und sehen in ihm ein gewaltiges tragisches Völkerdrama, das unter Aufbietung unserer ganzen nationalen Kraft zum siegreichen Ende geführt werden muß, und von dessen Ausgang es überhaupt abhängt, ob wir als Nation die uneingeschränkte Freiheit unserer Selbstbestimmung gewinnen oder untergehen werden. Es ist dabei selbstverständlich nicht gleichgültig, wie lange er dauert; aber diese Frage steht in keinem Verhältnis zu der, daß wir ihn gewinnen müssen und auch alle Voraussetzungen dafür gegeben sind, daß wir ihn gewinnen können und werden.
Wir haben schon häufiger darauf verwiesen, daß große geschichtliche Entwicklungen ihre eigene Gesetzlichkeit besitzen, der sie auch, wenn nötig, sogar entgegen den Absichten der Menschen gehorchen. Die große und entscheidende Frage eines kommenden Europa ist von einer säkularen Bedeutung. Sie war schon längst vor Ausbruch dieses Krieges reif zum Anschneiden, und es gehörte nicht allzu viel Sehergabe dazu, um zu erkennen, daß sie in seinem Verlauf überhaupt zum Angelpunkt seiner ganzen Problematik werden würde. Daß die reaktionären, europafeindlichen Mächte sich schon gegen eine Aufrollung dieser Frage zur Wehr setzen würden, war vorauszusehen. Sie leben von der Ungelöstheit dieses Problems, und kein Mittel ist ihnen zu abwegig oder zu widersinnig, seine Lösung zu hintertreiben.
Man mag es bedauern oder nicht, jedenfalls steht die Tatsache fest, daß große geschichtliche Neubildungen nur unter großem Einsatz von Opfern und Blut Zustandekommen. Auch die amerikanische Union hat ihre räumliche Geschlossenheit erst durch einen entsetzlichen Krieg herbeiführen können, und das deutsche Volk mußte deren eine ganze Reihe durchfechten, um allein seine
-467-

nationalpolitische Einigung zu erfahren. Es wäre kurzsichtig, einen solchen geschichtlichen Prozeß mit der Elle der zeitbedingten Sorgen und Wünsche zu messen und damit den Blick für das eigentliche Wesen eines solchen Vorganges zu verlieren. Gerade wir Deutschen, die wir unter dem alten, eben in der Überwindung begriffenen Zustand unseres Kontinents am meisten zu leiden hatten, müßten dafür auch das meiste Verständnis haben. Wir leben im Zeitalter einer geschichtlichen Neugeburt mit allen Schmerzen, aber auch mit allen Wünschen und Hoffnungen einer kommenden Beglückung, die ein solches mit sich zu bringen pflegt.
Die Frage nach der Dauer des Krieges wird meistens in ihrem Wunschbild vom Fragesteller selbst bestimmt. Sie hängt fast immer davon ab, was der einzelne sich vom Ausgang des Krieges verspricht. Eine endgültige Antwort darauf gibt es nicht. Wie man in einer Krisenzeit vor Ausbruch eines Krieges meistens nur wenig darüber sagen kann, ob überhaupt und wann er kommt, so kann man auch im Verlaufe eines Krieges meistens nur wenig darüber sagen, zu welchem Zeitpunkt der Frieden zu erwarten steht. Aber die Erfahrung lehrt, daß wie der Krieg, so auch der Frieden oft dann nicht kommen, wenn man sie nahe glaubt, und ebenso oft dann plötzlich da sind, wenn man kaum damit gerechnet hat. So war es auch im Kampf um die innere Machtbildung im Reich im Jahre 1932. Am 13. August 1932 waren alle Kenner der Dinge fest davon überzeugt, daß die Stunde des Nationalsozialismus geschlagen habe. Und trotzdem wurde die Bewegung noch einmal, wie es damals

schien, um Jahre zurückgeworfen. Fünf Monate später, als niemand vorerst damit rechnete, waren wir plötzlich an der Macht.
Solche geschichtlichen Widernatürlichkeiten sind selbstverständlich nicht ohne inneren Sinn. Es fallt nur schwer, diesen Sinn in den Wochen oder Monaten, da sie sich abspielen, zu verstehen.
-468-

Heute wissen wir sehr wohl, warum die Zeit für unsere Machtübernahme am 30, Januar 1933 reifer war als am 13. August 1932. Und auch die dazwischen liegenden fünf Monate, so verloren sie uns damals erschienen, sind doch, geschichtlich gesehen, nicht zwecklos gewesen. Der Beobachter sich eben abspielender historischer Entwicklungen — und auf keine trifft das mehr zu als auf den Krieg — sieht die Zeit gewissermaßen wie ein offenstehendes Faß, in das unentwegt die Tropfen der Ereignisse hineinfallen, das sich aber seinen Blicken insoweit entzieht, als er nicht feststellen kann, ob und in welchem Tempo der Wasserspiegel sich hebt oder senkt; das bemerkt er erst in dem Augenblick, in dem der Stand des Wassers den Rand erreicht und das Faß eben durch die letzten fallenden Tropfen zum Überlaufen kommt. Vorher kann auch das geübte Ohr nur am Klang der Ereignisse abhören, ob der Spiegel steigt oder fällt.
Kein Einwand der Engländer ist so dumm wie der, daß man alle Schlachten verlieren könne, um die letzte zu gewinnen. Das stimmt nur, wenn das siegreiche Volk, wie wir 1918, den verhängnisvollen Fehler begeht, sich freiwillig des Trumpfes der gewonnenen Schlachten und Feldzüge zu begeben. Sonst sind solche Faustpfänder in der Hand des Siegers. Wir besitzen deren so viele, daß uns um den Ausgang des Krieges nicht bange zu sein braucht. Niemals in der Geschichte hat eine kriegführende Macht sich im Verlaufe einer relativ so kurzen Zeit so viele Voraussetzungen zum Siege geschaffen, wie diesmal wir. Wir waren bisher immer noch in der Offensive, und die Weisheit unserer Gegner bestand unterdes nur darin, auf den jeweiligen Winter zu warten, um eine Ruhepause zu gewinnen, die sie nicht ihrer militärischen Widerstandskraft, sondern ausschließlich dem jahreszeitlichen Wechsel der Natur zu verdanken hatten. Wir wüßten auch nicht, wie und warum sich dieser Verlauf der Dinge einmal ändern könnte; denn jeder neue Sommer noch hat unser Kriegspotential auf allen
-469-

Gebieten vergrößert. Wir stehen beispielsweise rohstoff- und waffenmäßig heute ungleich viel günstiger als am Beginn des Krieges, von Zahl und Qualität unserer ausgebildeten Truppenbestände ganz zu schweigen.
Wir müssen selbstverständlich für die längere Dauer des Krieges schwerere Opfer bringen; die aber werden andererseits auch wieder aufgewogen durch größere Gewinne. Praktisch steht uns heute fast ganz Europa zu unserer Kriegführung zur Verfügung. Die angelsächsischen Mächte sind uns auch bei härtester Anstrengung, wovon sie noch weit enfernt sind, nicht gewachsen, und die menschen- und rohstoffreiche Sowjetunion ist jetzt schon so weit amputiert, daß sie in ihrem Kriegspotential mindestens als entscheidend geschwächt angesehen werden muß.
Wir halten nicht viel von Gegenüberstellungen von Zahlenreihen und Statistiken, aus denen der Laie die Fähigkeit zum Durchhalten dieser oder jener kriegführenden Seite schließen soll. Statistiken gewinnen erfahrungsgemäß nur durch die Menschen, die dahinterstehen, Beweiskraft. Wenn man aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen darf — und welches andere Argument als bloße Worte ständen uns sonst dafür zur Verfügung —, so hat bisher mindestens die Entwicklung uns recht gegeben. Die Engländer sind auf das eifrigste bemüht, uns bei jedem Feldzug nachzurechnen, daß wir damit die uns vorschwebenden Ziele nicht erreicht hätten, indem sie uns Ziele vorzuschreiben versuchen, die wir uns niemals gestellt und über die wir uns deshalb schon auch niemals geäußert

haben. Aber trotzdem können sie nicht abstreiten, daß sie solche Ziele für sich im Gegensatz zu uns noch jedesmal aufgezeichnet und noch niemals erreicht haben. Es ist geradezu kindisch, uns einen bestimmten Termin zur Erringung eines bestimmten Erfolges zu setzen und zu folgern, daß, wenn dieser Termin nicht eingehalten würde, wir damit den Krieg endgültig verloren hätten. Danach wäre das schon an die hundert Male der
-470-

Fall gewesen. Dieser Krieg wird ebensowenig wie einer der ihm vorangegangenen nach dem englischen Terminkalender geführt. Er stellt ein weltweites, erbittertes Ringen dar, und der wird am Ende siegen, der in der Schlußrunde noch die meisten Trümpfe in der Hand hat.
Wir sahen kürzlich in einer Londoner illustrierten Zeitschrift Bilder von dem Unternehmen Dieppe von der britischen Seite aus betrachtet; der naive Leser mußte danach zu dem Eindruck kommen, es habe sich dabei im Grunde genommen um einen frisch-fröhlichen Raid gehandelt, bei dem die Engländer nur wertvolle Erfahrungen für künftige Operationen auf dem Festlande gesammelt hätten. Man war in der Lage, ganze drei deutsche Kriegsgefangene zu zeigen, die auf allen Bildern wiedererschienen und offenbar den englischen Erfolg in der wirkungsvollsten Weise unterstreichen sollten. Von den langen Reihen britisch-kanadischer Gefallener und Gefangener, wie wir sie in der deutschen Wochenschau zeigen konnten, war natürlich nichts zu sehen. Wir bezweifeln nicht» daß man durch eine solche Art von Berichterstattung das eigene Volk eine Zeitlang täuschen und irreführen, bezweifeln nur, daß man dadurch etwas an den Tatsachen ändern kann. Auch Dieppe war, um im Bilde zu bleiben, geradezu ein Wassersturz ins offene Faß hinein, und Mr. Churchill erfreut sich bei der Berichterstattung darüber nur des Vorteils, daß sein eigenes Volk den steigenden Spiegel nicht sieht. Aber trotzdem steigt er. Eine Realität verändert ihr Gesicht nicht deshalb, weil sie von einem Teil der Menschen nicht wahrgenommen wird. Mr. Churchill ist deshalb zwar in der Lage, das Verhältnis des britischen Volkes zur Entwicklung des Krieges zu korrigieren; die Entwicklung selbst aber entzieht sich seiner Korrektur. und das ist das Entscheidende. Wir sind seit Beginn dieses Krieges nicht müde geworden, unser Volk und die Weltöffentlichkeit nicht nur auf seine Ursache, sondern auch auf sein Wesen und
-471-

seine Ziele aufmerksam zu machen. Wir erfreuen uns bei unseren nüchternen und gänzlich unpathetischen Darstellungen der Lage eines ständig wachsenden Kreises von Zuhörern und glauben, daß die Kraft unserer realistischen Beweisführung länger durchzuhalten sein wird als die der britischen Irreführung. Die Zeit arbeitet auch in dieser Beziehung für uns. Wir halten in der Nachrichtenpolitik die Wiederaufnahme von Weltkriegsmethoden für absolut verfehlt und sehen uns in dieser Meinung durch die Entwicklung selbst immer wieder aufs neue bestätigt. Wir brauchen keine Agitationstricks anzuwenden, um uns Gehör zu verschaffen. Fernab von jeder eitlen Popularitätshascherei verfolgen wir den Weg einer klaren und ungeschminkten Darstellungsweise, die sich nur da Grenzen setzt, wo die allgemeinen nationalen Interessen das erfordern.
Was sollte uns auch veranlassen, die Lage rosiger zu sehen als sie ist? Sie gibt uns ohnehin jede Chance zum Sieg. Sie wird von uns noch viele Opfer und Anstrengungen verlangen. Aber wir halten es für richtiger, die Öffentlichkeit rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, damit weder wir noch unser Volk irgendeiner Täuschung anheimfallen.
In diesem Kriege geht es für uns um unser Leben. Das wissen wir alle. Wer es noch nicht wissen sollte, den weisen die britisch-amerikanischen Rachefanatiker immer wieder darauf hin. Vor uns liegt noch ein steiler Aufstieg. Aber wir glauben, daß er eher von einem Volke bezwungen werden kann, das durch jahrelange harte Übung in den Strapazen des Bergsteigens geschult ist, als durch ein Volk, das

das Bergsteigen nur in der Ebene gelernt hat. Wir haben keinen Grund, uns oder der Welt etwas vorzumachen. Wir sind uns über unsere Aufgabe, aber auch über unsere Chancen vollauf im klaren.
Wir wissen, was wir wollen. Aber was noch wichtiger ist: wir wollen auch, was wir wissen.


* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *